

Besprechungen

VORGESCHICHTE

MACIEJ KARWOWSKI, **Latènezeitlicher Glasringschmuck aus Ostösterreich**. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission Bd. 55 (Hrsg. HERWIG FRIESINGER). Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2004. 241 Seiten, 62 Abbildungen, 91 Tafeln, 4 Tabellen.

Der Autor legt in seiner Monographie – einer im Jahre 2002 an der Universität Wien abgeschlossenen Dissertation – den Glasschmuck aus Ostösterreich vor. Diese Landschaft ist bisher kaum in den Fokus der Glasforschung geraten, was sich durch diese Arbeit in eindrucksvoller Weise ändert. Bisher waren nur wenige Glasfunde durch Thea E. Haevernick (Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätlatènezeit auf dem europäischen Festland [Bonn 1960]) oder in einzelnen Fundnotizen veröffentlicht worden. Daraus konnte man den Eindruck gewinnen, als habe das östliche Österreich für die Entwicklung und Produktion keltischer Glasobjekte keine Rolle gespielt. Eigentlich hätte es schon früher auffallen müssen, dass ja in den umliegenden Regionen, Slowenien, Slowakei oder auch in Tschechien (bes. N. VENCLOVÁ, *Prehistoric glass in Bohemia* [Prag 1990]), frühe Produktionszentren bestanden, ebenso in Bayern (an der Donau in Manching wie auch im Alpenvorland neu in Steinebach, vgl. M. OFER/H. P. UENZE, *Zur Glasproduktion in der jüngerlatènezeitlichen Großsiedlung von Steinebach (Steinebach-Süd), Gemeinde Wörthsee, Lkr. Starnberg*. Bayer. Vorgeschbl. 68, 2003, 65–78; M. SEIDEL, *Keltische Glasarmringe zwischen Thüringen und dem Niederrhein*. Germania 83, 2005, 1–43 bes. 5 Abb. 1) und in Köfering-Eggfing bei Regensburg (H. P. UENZE, *Die jüngerlatènezeitliche Siedlung von Eggfing*. Bayer. Vorgeschbl. 65, 2000, 1–38; M. SEIDEL a. a. O. 5 Abb. 1).

Nach der Einleitung und dem kulturgeschichtlichen Hintergrund zur Latènekultur wird kurz das Arbeitsgebiet umrissen. Es umfasst etwa Niederösterreich, Wien und das Burgenland. Darin enthalten sind der östliche Teil des Waldviertels und das Weinviertel (beide nörd-

lich der Donau gelegen), südlich der Donau ein schmalerer Streifen mit Dunkelsteiner Wald und Wiener Wald sowie das Wiener Becken.

Kapitel 3 handelt allgemein von Glasfunden in der Urgeschichte, wobei m. E. der Obsidian wegen seiner natürlichen Entstehung und andersartigen Nutzung nicht berücksichtigt werden müsste.

Es wird das Auftreten des Glases/der Fayence in Ägypten und Mesopotamien, dann in Kreta und Griechenland besprochen. Die vieldiskutierten bronzezeitlichen Glasperlen in Mitteleuropa könnten auf Impulse zurückgehen, die zusammen mit metallurgischen Innovationen aus dem frühbronzezeitlichen Kaukasus gekommen sein könnten. Bezüge zum Mittelmeerraum werden hingegen in der Bronzezeit nicht deutlich. Die Glasfunde nehmen in der Urnenfelderzeit zu, meist sind es ganze Halsketten mit Glasperlen. Die Farben sind meist blau, türkis und grün; die ersten Perlen werden nun mit Spiralen, Wellen oder Augen verziert. In der späten Bronzezeit lässt sich eine Glaswerkstatt in Frattesina (Po-Ebene, Oberitalien) nachweisen. Analytisch gibt es Ähnlichkeit zu Gläsern in der Schweiz und Irland, nicht jedoch im östlichen Mittelmeer. Es zeigen jedoch andere Gläser in Mitteleuropa Ähnlichkeit zu Gläsern vom Ostmittelmeer. Der Forschungsstand ist nach wie vor sehr unbefriedigend.

In der Hallstattzeit erweitert sich das Typenspektrum der Glasperlen. Die Phönizier trugen mit ihrem Seehandel und auch mit eigenen Werkstätten zur Verbreitung und Innovation bei. In Mitteleuropa treten opak weiße oder gelbe Auflagen auf, in Form von Augen, Wellenlinien, konzentrischen Kreisen etc. Außerdem gibt es nun spezielle Glasperlen zum Aufziehen auf Fibelbügel und erstmals kleine Glasringe als Anhänger (besonders im Hagenauer Forst, Elsass). Weitere Produktionsorte sind in Norditalien, in Slowenien und am Dnjepr anzunehmen.

In Mitteleuropa ist in der Stufe Latène B ein Rückgang der Glasperlen zu beobachten. In diese Zeit fallen ausgedehnte Wanderungen und Umwälzungen, der Handel mag dabei gestört worden sein. Sobald sich die

Besiedlung in Mitteleuropa wieder stabilisierte, sind in der Stufe LT C auch wieder vermehrt Glasfunde zu konstatieren. Nun treten außer Glasperlen erstmals (mit Ausnahme des singulären Glasarmrings von Reimheim/Saarland) Armringe aus Glas auf. Wo diese ›Erfindung‹ erstmals gelang, ist nicht ganz klar; schon die frühesten Typen (Haev. Gruppe 5 a/Gebh. Reihe 33 und Haev. Gruppe 14/Gebh. Reihe 1) sind weit verbreitet und treten gehäuft in der Schweiz, aber auch in Tschechien auf.

Aus den Glasperlen entwickeln sich Ringperlen (nicht kugelig, sondern seitlich abgeflacht, mit größerem Lochdurchmesser). Hinzu kommen außerdem Fingerringe, die der Autor erstmals – mit Ausnahme von Gebhard (R. GEBHARD, *Der Glasschmuck aus dem Oppidum von Manching* [Stuttgart 1989] Taf. 45; Taf. 49) – in großer Zahl vorstellen kann. Damit wird das keltische Glashandwerk um eine neue Facette bereichert.

Im Kapitel 4 wird die Typologie der Glasringe (Armringe, dann Ringperlen, zuletzt Fingerringe) erklärt. Ein forschungsgeschichtlicher Überblick zeigt zunächst die Gliederungsversuche auf. Die Beschreibung folgt im wesentlichen Haevernick und geht damit den Weg, den auch Venclová 1990 einschlug. Das eigentlich präzisere System von Gebhard 1989 mit 39 Reihen, das die Farbe stärker berücksichtigt, wird zwar kurz vorgestellt, dann aber kaum weiterverwendet. Das System von Haevernick wurde an einigen Stellen ergänzt und erweitert; dabei wird auch auf Gebhard und Venclová querverwiesen.

Einige Gruppen wurden in a und b unterteilt, um zusätzliche Verzierungen herausstellen zu können. Das betrifft die Haevernick-Gruppen 2, 6 und 11–14 (S. 16).

Eine Graphik (S. 17 Abb. 4) stellt nach Literaturlage die Anzahl der Glasarmringe in den wichtigsten Fundkomplexen von Glasschmuck der Keltiké dar (20 Siedlungen). Die Schreibweise einiger Fundplätze ist zu korrigieren: Ensérune, Lattes und Jüchsen. Insgesamt drei dieser Plätze (Oberleis, Roseldorf, Etzersdorf) entfallen auf das östliche Österreich, das Arbeitsgebiet des Verfassers. Von den 20 Orten in der Liste sind etwa zehn als offene Siedlungen anzusprechen, was wieder die Wichtigkeit dieses Siedlungstyps neben den Oppida unterstreicht. Neuerdings kommt auch noch Steinebach in Bayern hinzu (OFER/UENZE a. a. O.).

Es folgt die Einzelvorstellung der Haevernick-Gruppen mit ihrer Beschreibung.

Als Gruppe 2 a wird der häufige spätlatènezeitliche Armring mit dreieckigem Querschnitt bezeichnet (die Unterteilung in zwei Varianten aufgrund der Breite ist m. E. nicht nachvollziehbar). Die Bezeichnung »Gruppe 2 a« umfasst damit im Wesentlichen die Reihen 37 und 39 bei Gebhard. Der an sich häufige Typ tritt in Ostösterreich nur in acht Fragmenten auf! Diese Armringe bestehen fast alle aus blauem Glas, was neben der Chronologie auch die Stellung der Region im Osten Mitteleuropas unterstreicht. Es zeigt sich, dass in der Spätlatènezeit die Purpurfarbe eher im Westen (Frankreich,

Oberrhein) verbreitet ist und nach Osten stark abnimmt. Purpur ist in Manching noch deutlich vorhanden, am Dürrnberg hingegen dominiert völlig das Blau. Ähnliches ist auch in Tschechien zu beobachten.

Ein Exemplar der Gruppe 2 a aus farblosem Glas mit gelber ›Folie‹ dürfte chronologisch noch nahe der Stufe LT C 2 stehen.

Als Gruppe 2 b trennt der Verfasser Armringe von dreieckigem Querschnitt mit zusätzlich aufgelegter Wellenverzierung ab. Es sind nur wenige Exemplare vorhanden, alle bestehen aus blauem Glas. Die vom Verfasser (S. 18 Anm. 7) hinzu gerechneten Armringe der Fritzens-Sanzeno-Kultur sind m. E. davon jedoch deutlich abzutrennen und stellen eine eigene, Tiroler Produktion dar.

Bei den ostösterreichischen Armringen der Gruppe 2 b scheint es sich um eine lokale Eigenheit zu handeln; offenbar wurde kurzzeitig noch die übliche Verzierungstechnik der Mittellatènezeit weitergeführt und auf den neuen Typus angewandt, wie es auch bei Gruppe 3 b geschah.

Gruppe 3 a besteht aus Armringen mit D-förmigem Querschnitt. Sie sind mit 62 Stücken viel häufiger (häufigster Typ in Ostösterreich); mit einer Ausnahme bestehen sie aus blauem Glas und wurden sicher in Ostösterreich produziert.

Als Gruppe 3 b werden wieder Exemplare mit Wellenlinienverzierung abgetrennt (wie es schon Haevernick tat). Sie sind mit 15 Exemplaren recht gut vertreten; die Grundfarbe ist in Ostösterreich immer blau. Offenbar wurde in verschiedenen Gegenden der Keltiké – unabhängig voneinander – diese Technik auf D-förmige Armringe angewandt: Diese Armringe sind sehr häufig in den Niederlanden und am Niederrhein. Die beiden Armringe mit ›Achterschleifen‹, von denen auch einer bei Gruppe 2 b vorkommt, müssen m. E. nicht unbedingt mit den Armringen der Gruppe 6 b in Verbindung gebracht werden. Es handelt sich eher um einen Zufall; eine Achterschleife könnte beim ›eleganten‹ Abziehen des Glasmachergerätes nach dem Anbringen einer Wellenverzierung entstehen. Jedenfalls dürfte zwischen den früh anzusetzenden Armringen der Gruppe 6 b (LT C 1 b) und den Gruppen 2 b und 3 b (LT D 1) ein größerer Zeitabstand vorhanden sein.

Die Gruppen 3 d und 4 kommen in Ostösterreich nicht vor. Gruppe 5 a mit meist blauer Fadennetaufgabe ist ein früher Typ (LT C 1 a). Die Farben und Verzierungsformen der insgesamt sieben Exemplare in Ostösterreich variieren; es könnte sich um Importe handeln. Von der seltenen Gruppe 5 b (drei Rippen, gleiche Verzierung wie 5 a) gibt es in Ostösterreich nur ein Exemplar.

Von der Gruppe 6 a (dreirippig) kommen in Ostösterreich nur blaue und farblos/gelbe Exemplare vor (am Oberrhein gibt es auch einige purpurfarbene Exemplare). Es muss sich um einen in Ostösterreich produzierten Typ handeln.

Bemerkenswert ist die Gruppe 6 b (drei Rippen, mit Zickzackverzierung); sie sind alle blau. Sie kommen mit

58 Exemplaren vor und stellen den dritthäufigsten Typ dar; sie wurden sicher ebenfalls in Ostösterreich produziert.

Ob man wirklich eine Gruppe 6c (drei gleichbreite Rippen) von der Gruppe 6a abtrennen will, erscheint mindestens unsicher. Sie ist mit drei Exemplaren in blauer Farbe vertreten. Ähnliches könnte für die Gruppe 6d gelten.

Gruppe 7a (fünf Rippen) wird vom Autor in zwei Varianten unterteilt; Variante 2 umfasst dabei die Stücke aus farblosem Glas mit gelber Folie (bei Gebhard Reihe 27). Zwei der drei Armringe mit gelber Folie sind sehr breit; das erinnert m. E. an einige Funde aus Manching (GEBHARD a. a. O. Taf. 25, bes. Nr. 338–341) und besonders aus dem Alpenraum (A. LANG, Hallstatt- und latènezeitliches Kunsthandwerk im Inntal. Arch. Deutschland 9 H. 2, 1993, 16–29; A. ZÜRCHER, La Tène-zeitliche Glasarmringe und Ringperlen aus Graubünden. Bündner Monatsblatt 1974 H. 1/2, 17–32), wo sie wohl hergestellt wurden.

Gruppe 7b (fünfrippige Armringe mit Zickzackverzierung; Gebhard Reihen 14 und 15) fällt mit insgesamt 29 Exemplaren in der Häufigkeit etwas ab. In anderen Gegenden der Keltiké stellt sie einen der häufigsten Typen dar.

Von der anderswo seltenen Gruppe 7c (vier Rippen, Zickzack auf den höheren Mittelrippen) sind hingegen in Ostösterreich 16 Exemplare belegt. Es handelt sich offenbar um einen lokal produzierten Typ.

Gruppe 8a (dreirippig, Mittelrippe eingeschnitten) ist – meist aus blauem Glas – in mehreren Varianten belegt; sie kommt in Ostösterreich 28-mal vor und ist offenbar lokal produziert. Gleiches gilt für Gruppe 8b (dasselbe, zusätzlich mit aufgelegten Wellenlinien auf der eingeschnittenen Mittelrippe; meist zu Gebhard Reihe 12 gehörig). In Ostösterreich gibt es 48 Stücke; Gruppe 8b muss ebenfalls in Ostösterreich produziert worden sein.

Von der anderswo besser belegten Gruppe 8c (fünfrippig, Mittelrippe schräg eingeschnitten) gibt es hingegen nur acht Stücke in Ostösterreich. Ebenfalls selten ist Gruppe 8d mit fünf Exemplaren. Diese Gruppe hat ihre Schwerpunkte offenbar im Schweizer Mittelland und in Südfrankreich.

Die Gruppen 8e und 9 fehlen in Ostösterreich; von Gruppe 10 (relativ häufig am oberen Main/Nordbayern und im westlichen Böhmen) gibt es in Ostösterreich nur ein Stück in Roseldorf (Nr. 377; vielleicht ein Fernimport?).

Von der seltenen Gruppe 11a (vier Rippen, die beiden mittleren Rippen sind fischgrätartig eingeschnitten) sind in Ostösterreich immerhin sechs Stücke belegt. Dass es sich wohl um eine lokale Produktion handelt, zeigen die zwölf Exemplare der Gruppe 11b (dasselbe mit zusätzlicher Wellenverzierung); auch die Gruppe 11b ist ansonsten in der Keltiké selten.

Die relativ frühe Gruppe 12a ist auch in Ostösterreich selten belegt; Gruppe 12b fehlt. Die Gruppe 13a (vier Rippen, die mittleren quer gekerbt) ist mit 32 Frag-

menten – meist blau – in Ostösterreich häufig. Offenbar handelt es sich um eine lokale Produktion. Noch mehr Exemplare stammen aus Tschechien (vgl. VENCLOVÁ a. a. O.), wo sicher eine weitere Werkstatt lag.

Die Gruppen 13b bis 13d fehlen oder sind schwach vertreten.

Von der frühen Gruppe 14a (Gebhard Reihe 1; drei Rippen, Mittelrippe mit plastischen Warzen) gibt es 20 Stücke in Ostösterreich. Derzeit ist schwer zu entscheiden, ob es sich um lokale Produktion oder um Importe handelt (Häufungen in der Schweiz und in Tschechien).

Mit zusätzlicher Auflagenverzierung versehen wurde die Gruppe 14 (vier Exemplare). Die Gruppen 15–17 schließlich spielen keine Rolle oder sind nicht belegt.

Ein »Anhang A« erfasst Fragmente, die sich nicht typologisch zuweisen lassen, »Anhang B« schlecht erhaltene Fragmente ohne Typzuweisung. »Anhang C« erfasst Armringe, die nicht greifbar oder verschollen sind. Bei der Durchsicht der Tafeln fällt insgesamt der hohe Anteil der dreirippigen Armringe in Ostösterreich auf.

Auf die Vorstellung der Armringe folgen die Ringperlen. Unter den 15 Fundplätzen mit der größten Zahl an Ringperlen in der Keltiké ist von Ostösterreich nur Oberleis nennenswert. Die Ringperlen treten hinter den Armringen in Ostösterreich noch deutlicher zurück, als dies in anderen Regionen der Keltiké der Fall ist.

Für die Ringperlen wird die etwas schwierige, inkonsequente Einteilung von Haevernick übernommen; am Rande wird auch auf Gebhard und Zepezauer verwiesen.

Die Gruppe 19 (dreieckiger Querschnitt, klar mit gelber Folie) spielt mit nur einem Stück von Oberleis in Ostösterreich keine Rolle; sicher handelt es sich um einen »Import« aus Richtung Westen.

Ähnliches gilt für Gruppe 20 (D-förmig, klar mit gelber Folie); ebenfalls nur ein Stück von Oberleis.

Gruppe 21 (meist massive, unverzierte einfarbige Ringperlen) sind mit insgesamt acht Exemplaren vertreten (drei blau, zwei grün, eine gelb, eine verbrannt mit unbestimmbarer Farbe).

Als »Gruppe 22« bezeichnete Haevernick »zarte« Ringperlen. Die Abtrennung von den »normalen« Ringperlen ist manchmal schwer zu treffen. Hier wäre vielleicht eher einer vorrangigen Gliederung durch die Farbe der Vorzug zu geben. Jedenfalls gibt es von dieser »Mischgruppe« immerhin 13 Exemplare, meist blau.

Von den gebänderten Ringperlen (Gruppe 23) sind 15 Exemplare in Ostösterreich vorhanden; davon sind neun blau. Die Verzierungsfarben gelb und weiß halten sich etwa die Waage.

Als Gruppe 23a werden Ringperlen mit Wellenlinien abgetrennt, die insgesamt selten sind. Auch in Ostösterreich findet sich nur ein Exemplar.

Von den an sich häufigen gefleckten Ringperlen (Gruppe 24) stammen sechs Exemplare aus Ostösterreich.

Von Gruppe 25 (mit Netzgitter) gibt es nur drei Exemplare. Sie sind in Frankreich (St.-Dié-des-Vosges ‚Camp de la Bure‘; vgl. H. WAGNER, *Der Glasschmuck der Mittel- und Spätlatènezeit am Oberrhein und in den angrenzenden Landschaften* [Remshalden 2006]) und besonders in Tschechien (Stradonice) häufiger vertreten.

Einen wichtigen Teil der Arbeit stellt das Kapitel »4.3 Fingerringe« dar. Fingerringe der Latènezeit fehlen im Westen fast vollständig (Ausnahmen: Oberursel-Stierstadt am Rand des hessischen Taunus und vielleicht ein Exemplar in Liechtenstein, vgl. WAGNER a. a. O.). In Ostösterreich gibt es hingegen eine deutliche Konzentration von Fingerringen, die eine lokale Produktion anzeigt. Der Autor führt – in Erweiterung der Typologie Haevernicks – neu die Gruppen 26–28 für die Fingerringe ein.

Gruppe 26 umfasst Fingerringe mit D-förmigem bis schwach dreieckigem Querschnitt. Nach ihrer Breite werden sie in zwei Varianten unterteilt. In Ostösterreich treten 13 Stücke auf (auf S. 45 fälschlich: »9...«), davon bestehen elf aus blauem Glas.

Gruppe 27 (drei Rippen) ist insgesamt selten und auch in Ostösterreich nur mit drei Exemplaren in blauer Farbe vertreten. Hier ist das o. g. Stück von Oberursel-Stierstadt bemerkenswert.

Am interessantesten und häufigsten ist die Gruppe 28 (Fingerringe mit schräg oder quer verlaufenden Einschnitten). Sie sind anderswo in der Keltiké selten; im östlichen Österreich sind sie mit rund 50 Fragmenten belegt, die fast alle blau sind. Diese Häufung lässt daran denken, dass die wenigen Exemplare an anderen Stellen (nicht zuletzt in Manching) dort ebenfalls als Importe aus Ostösterreich anzusehen sind (vgl. Karte S. 52 Abb. 11).

Nun zu Kapitel 5 (»Charakteristik des gläsernen Ringschmucks aus Ostösterreich« S. 46–62). Die 639 Glasfunde in Ostösterreich verteilen sich auf insgesamt 94 Fundorte. Den größten Fundkomplex bildet die offene Siedlung von Etzersdorf mit 191 Exemplaren. Gefolgt wird sie von Roseldorf (offene Siedlung, 82 Exemplare) und Oberleis (Siedlung in Schutzlage, 78 Stücke). Außer einigen Siedlungen mit kleineren Fundkomplexen (10–36 Stücke) sind die meisten Stellen einzelne Funde. Nur 75 Stücke stammen aus Ausgrabungen, die übrigen sind Streufunde oder ohne genauere Angaben. Insgesamt vier Stücke (zwei Armringe und zwei Ringperlen) stammen aus vier verschiedenen Gräbern. Nur wenige Stücke kommen aus jüngerem, römischem oder germanischem Kontext. Im Westen ist dieser Anteil höher, besonders durch die Funde in merowingischen Gräbern.

Als bedeutend für Ostösterreich werden Armringe Gruppe 8 a Var. 4 und 6 b mit Schleifenverzierung sowie Fingerringe (Gruppen 26–28) herausgestellt. Die Fingerringe könnten gelegentlich auch als Anhänger an Halsketten gedient haben.

Die Graphik Abb. 9 (S. 50) zeigt als Balkendiagramm die wichtigsten Typen: 3 a, 6 a, 6 b, 7 b, 8 a, 8 b, 13 a, 14 a, 28.

Betreffs der Fingerringe zeigt die Graphik Abb. 10 tendenziell die höchsten Innendurchmesser (22–30 mm) für die Gruppen 26 und besonders 27. Einige Stücke der Gruppe 26 sind auch mit geringerem Durchmesser zu finden (15 und 18 mm).

Nur wenige Fingerringe liegen außerhalb von Ostösterreich, etwa in Manching, am Dürrenberg, in der Slowakei und in Berching-Pollanten (S. 52 Abb. 11). Gruppe 27 mit drei Längsrippen kommt – mit den o. g. Ausnahmen – überhaupt nur in Ostösterreich vor und ähnelt den Armringen der Gruppe 6 a.

In der Siedlung Etzersdorf fällt auf, dass ein Teil der Fingerringe (Gruppe 28) nachlässig gefertigt wurde. Es könnte sich um Fehlprodukte (Produktionsabfall) oder um Stücke »zweiter Wahl« handeln. Diese Fingerringe ähneln den in der Keltiké insgesamt seltenen Armringen der Gruppe 8 a Var. 4 (ohne Randrippen), die siebenmal in Ostösterreich belegt sind (S. 26).

Ein weiteres typisches Element Ostösterreichs ist das häufige Auftreten der Schleifenverzierung (Achterschleifen) an verschiedenen Armringtypen. Die Achterschleifen streuen bis Bayern und in die Slowakei, Tschechien, Ungarn und Thüringen (S. 54 Abb. 13).

Die Zahl der Armringe mit vier Rippen (Haev. Gruppe 7 c) ist in Ostösterreich mit 16 Exemplaren signifikant erhöht. Insgesamt zeigt sich, dass stilistische Trends sich weiträumig, über die ganze Keltiké vollzogen; Ostösterreich weist andererseits aber eine Reihe von Eigenheiten auf.

Im Kapitel 5.2 wird die Glasfarbe thematisiert. Unter den Farben beherrscht Blau das Feld (91,4 % = 584 Exemplare). Mithilfe des Pantone Matching Systems wurden die Farben feiner unterteilt. Auffällig ist das seltene Vorkommen von Purpur und Violett; auch Braun ist sehr selten (anders im Westen). Die einzelnen Farbtöne werden genauer beschrieben und den jeweiligen Fundstücken zugewiesen (S. 56–59). Die Farbe Pantone 125 C (bräunlich/grünlich) ist nur an einer verwitterten Ringperle festgestellt. Einige leider verschollene Armring- und Perlenfunde werden als dunkel oder schwarz beschrieben. Entweder es handelte sich um – nicht mehr erkennbares – violett Glas, oder die Stücke waren vielleicht auch römisch (meine Anm.).

Im Wesentlichen sind die Funde (Kap. 5.3) als Fragmente erhalten. Nur neun Funde sind ganz erhalten (zwei Armringe aus Gräbern, sieben Ringperlen). Eine Graphik (Abb. 16) schlüsselt den Erhaltungszustand der Funde in Prozent des Gesamtumfanges auf. In der Spitzengruppe mit der größten Fragmentlänge finden sich erwartungsgemäß Fingerringe und besonders Ringperlen. Von den meisten Armringen sind etwa 10–15 % des Umfanges erhalten.

Im Kap. 6 (»Chronologie des gläsernen Ringschmucks in der Latène-Kultur und ihre Bedeutung für den ostösterreichischen Fundstoff«, S. 63) wird ein allgemeiner Abriss zur Latènechronologie mit Literaturübersicht geboten. Es werden, besonders anhand geschlossener Grabinventare, die Zeitstufen nach Gebhard dargestellt. Dabei werden auch die typischen Glasfunde

dargestellt (Grabinventare Münsingen-Rain Grab 168, Mana Grab 133, Landau Grab 2, Manching-Steinbichel Grab 1, Muri-Mettlen Grab 2; alle LT C 1 a bis LT C 1 b/C 2). In der Stufe LT C 2 dominiert insgesamt das farblose Glas, meist mit gelber Folie (Bern Morgenstraße Grab 1); dieser Trend ist in Ostösterreich jedoch kaum fassbar. Unter den für Stufe LT C 2 in Fußnote 99 auf S. 75 angeführten Fundorten sind einige Ortsnamen zu korrigieren: Ülversheim, Worms-Heppenheim und Wiesbaden-Biebrich.

In der Stufe LT D 1 herrschen die glatten Armringe der Gruppen 2a und 3a vor; das postulierte Weiterleben von Gruppe 7a und Ringperlen der Gruppe 19 und insgesamt des klaren Glases mit gelber Folie ist m. E. nicht gesichert oder spielt keine große Rolle (besonders nicht in Ostösterreich). Gräber fallen für die Stufe LT D 1 in den meisten Regionen aufgrund veränderter Bestattungssitten nahezu völlig aus (Wederath Grab 1181).

Für Ostösterreich ergibt sich, dass sich die meisten Armringe und Perlen aufgrund der Parallelen zeitlich gut bestimmen lassen. Für die Stufe LT C 1 a sind demnach die Gruppen 5a, 5b und 12 typisch. Möglicherweise beginnen in dieser Phase auch bereits die Gruppen 6b, 14a und 14b.

Zu Phase LT C 1 b gehören die Gruppen 8a und 8b. Außerdem gehören wohl Gruppe 6a, 6b, 8c, 11a, 11b und 13c dazu, außerdem offenbar auch die schräg gekerbten Fingerringe der Gruppe 28.

Am Ende der Phase LT C 1 b kommen weitere Typen hinzu. Die Datierung der Gruppen 2b und 3b in die Phasen LT C 1 b–C 2 durch den Verfasser dürfte nicht korrekt sein. Eher ist mit einer Datierung am Übergang LT C 2 zu LT D 1 zu rechnen; die Schleifenverzierung allein reicht für eine solche Frühdatierung m. E. nicht aus.

In die Stufe LT C 2 gehören farblose Armringe mit gelber Folie, besonders der Gruppen 6a (dreirippig), 7a (fünfrippig) und 13a, außerdem Ringperlen (auf S. 78 in der Mitte der linken Spalte fälschlich: »Armringe«) mit gelber Folie.

In der Spätlatènezeit hergestellt sind vor allem Gruppen 2a und 3a; das Spektrum der Armringe wird einfacher und schlichter.

Die Zeitstellung und Laufzeit der einzelnen Typen ist in der Graphik Abb. 25 dargestellt; die größte Typenvielfalt ist in den Phasen LT C 1 b und besonders LT C 2 vertreten.

Wichtig ist das Ergebnis des Verfassers, dass die wesentlichen Siedlungen in Ostösterreich nicht erst in LT C 2, sondern bereits in der Phase LT C 1 a begannen (Graphik Abb. 26). Auch in anderen Gegenden (in Manching, aber auch am Oberrhein, z. B. in Breisach-Hochstetten, Trebur, ansatzweise auch Basel-Gasfabrik, vgl. H. RISSANEN, Die Glasfunde aus der spätlatènezeitlichen Siedlung Basel-Gasfabrik. *Jahrb. SGUF* 82, 1999, 152 Abb. 3) deuten sich solche Frühdatierungen an. Und auch dort gibt es noch Probleme, den frühen Siedlungsbeginn mit anderen Fundgattungen wie Kera-

mik und Fibeln zu belegen. Was die Fibeln angeht, sind häufig Erhaltungsprobleme und die Umlagerung innerhalb der Siedlung dafür verantwortlich zu machen. Die Keramik mag ebenfalls schlecht erhalten sein, oder sie lässt wegen der Langlebigkeit ihrer Gefäßformen kaum feinere Datierungen zu. Eine Langlebigkeit/Tragedauer von Armringen kann für diese Diskrepanz hingegen kaum verantwortlich gemacht werden. Gerade der Frühphase von Großsiedlungen und Oppida wird also in Zukunft verstärkt das Augenmerk der Forschung zu gelten haben.

Im Kap. 7 (»Zur Herstellung und Verarbeitung von Glas in der Latène-Kultur«) werden zunächst methodische und technologische Fragen angeschnitten. Unklar ist noch, inwieweit etwa Glasmasse aus dem Mittelmeerraum in die Keltiké importiert wurde. Funde von Glasbrocken in Schiffswracks und in Manching gaben Anlass zu dieser Vermutung.

Dagegen spricht jedoch die in der Keltiké schon durch Gebhard festgestellte Entwicklung der Glasrezeptur, besonders was die Glasfarben angeht. Angesichts dieses empirisch erworbenen Wissens der keltischen Glasmacher ist ihnen auch durchaus die Herstellung der Glasmasse aus den primären Rohstoffen zuzutrauen. Sand und Kalk sowie Brennstoffe lassen sich weit verbreitet finden; schwieriger wäre die Beschaffung des Flussmittels in Form von Natron/Soda oder Salzpflanzenasche – sofern es nicht noch andere Möglichkeiten gibt ... Falls mit Salzpflanzenasche zu rechnen wäre, fiele ein interessantes Licht auf den eigentlich nicht-keltischen Bereich der Niederlande, in dem merkwürdigerweise eine reiche Glasschmuckproduktion in typisch keltischen Formen blühte. Auch die keltischen Salzproduktionsgebiete mit ihren pyrotechnischen Erfahrungen wie etwa Bad Nauheim oder Dürrnberg wären im Auge zu behalten.

Die Färbemittel (diverse Metalloxide) ließen sich im keltischen Bergbau beschaffen oder aber in geringen Quantitäten einhandeln. Oxide wie etwa die des Kobalts färben so stark, dass nur geringe Mengen hätten transportiert und eingehandelt werden müssen. Angesichts der ausgefeilten Legierungen bei keltischen Münzen ist auch hier mit der Kenntnis und der eigenen Gewinnung dieser Mineralien zu rechnen.

Neuerdings ist ein blauer Glasbrocken aus Bad Nauheim bekannt (lage auf Karwowskis Karte Abb. 27 in der Region »mittleres Rheingebiet«). Zahlreiche Produktionsabfälle sind jetzt von Köfering-Eggfling (unweit von Regensburg in Bayern; vgl. UENZE a. a. O.) bekannt geworden. Und ebenfalls in Bayern kam gerade neu ein Fundplatz von Steinebach im Alpenvorland (OFER/UNZE a. a. O.; SEIDEL a. a. O. 5 Abb. 1) hinzu. Gerade in den letzten Jahren ist somit ein erfreulicher Anstieg an diesbezüglichen Fundorten zu verzeichnen. Ob in Breisach-Hochstetten (auf der Karte Abb. 27) Glas produziert wurde, ist nicht sicher. Die greifbaren Stücke sind eher sekundär ins Feuer geraten, und die wenigen Schlacken sind evtl. metallurgischer Art. Stärker tritt, zumindest für die Spätlatènezeit, die Siedlung

Zarten ›Rotacker‹ (*Tarodunum*) in den Vordergrund. Der Karte hinzuzufügen ist sicher ein Produktionsort in Südfrankreich (M. FEUGÈRE, *Le verre préromain en Gaule méridionale*. *Rev. Arch. Narbonnaise* 25, 1992, 151–176), dazu gehört offenbar die Herstellung von einfachen blauen Perlen in Entremont (M. WILLAUME, in: *Archéologie d'Entremont au Musée Granet* [Aix-en-Provence 1987] 133–140). Angeblich soll es auch Herstellungsreste in Aulnat (bei Clermont-Ferrand) und in Lacoste (südwestliches Frankreich) geben. Neuerdings kommen offenbar der Mont Beuvray, Verjux und Verdun-sur-le-Doubs im zentralen Frankreich (A.-S. BRIDE, *La parure celtique en verre au deuxième âge du fer dans l'Est de la Gaule*. *Assoc. Franç. Étude Age du Fer* [AFEAF] *Bull.* 18, 2000, 50–51; SEIDEL a. a. O. 5 Abb. 1) hinzu, im nördlichen Frankreich eine späte Perlenproduktion (LT D 2) in Villeneuve-St. Germain. In Österreich soll es auch Herstellungsreste von der Hohen Birga bei Birgitz (P. GLEISCHER, *Die Kleinfunde von der Hohen Birga bei Birgitz*. *Ber. RGK* 68, 1987, 181–351) geben, und in Bayern von Berching-Pollanten.

Zahlreiche Fundplätze sind bisher eher durch Randbemerkungen, durch Vorträge und mündliche Informationen, aber noch kaum als Publikationen greifbar. Es würde sich bestimmt lohnen – nach Abschluss etwaiger Dissertationen an einzelnen Fundplätzen – nochmals dem gesamten Fragenkomplex keltischer Glaswerkstätten zusammenfassend, übergreifend und vergleichend, zu Leibe zu rücken. Die Produktionsreste und Produkte müssten dabei mit denselben Methoden und Apparaturen analysiert werden, um die Ergebnisse vergleichbar zu machen.

Als Parallele in der nichtkeltischen Eisenzeit ist immerhin ein schöner Befund einer Glaswerkstatt in einem dakischen Burgwall ergraben worden, die wohl ins 1. Jh. v. Chr. gehört. Diesen Befund macht Karowski dankenswerterweise zugänglich (S. 83–86); dazu gehörte eine gut erhaltene, mit Steinen eingefasste Herdstelle und eine Streuung von Tiegeln und Schlacken.

Die vom Verfasser zitierte Schleuderspießtechnik zur Herstellung von Armringen nach Haevernick und Kunkel ist in der dargestellten Form (Abb. 33) leider nicht durchführbar. Der Prozess lief eher vor dem Ofen sitzend, mit einer eher horizontalen Haltung des Stockes ab. Außerdem fanden dabei anfangs ein Spatel, dann ein zweiter Stock oder eine Zange Verwendung, um den Ring sukzessive auszuweiten. Soweit helfen die ethnographischen Beobachtungen. Die Verzierungen der Latènekultur weichen jedoch von Afrika und Palästina ab. Sehr ansprechend – und genauso von mir (WAGNER a. a. O.) gesehen – ist eine Fixierung etwa in einer Drehbank oder Töpferscheibe. So lassen sich die plastischen Verzierungen an der Außenseite (auf S. 89 fälschlich »Innenseite«) am besten erklären. Schon Gebhard (GEBHARD a. a. O. 147) erwog ja die Fixierung z. B. auf einem Konus aus gewässertem Holz.

Gut vom Autor beobachtet ist die Abfolge der einzelnen Arbeitsschritte am Objekt (S. 91), die auch am

Oberrhein in gleicher Weise erkannt werden konnten.

Neben der Häufung bestimmter Glastypeen in Österreich gibt es nun auch einige Bruchstücke von Glasschlacke aus Etzersdorf. Wichtig ist m. E. eine genaue Untersuchung dieser Stücke, weil ähnliche Konsistenz und Färbung auch bei metallurgischen Schlacken bis hin zur einfachen Schmiede auftreten können.

Ein Klumpen aus blauem Glas, leider ohne Fundumstände, stammt aus Drösing. Ob es dort erzeugt oder zur Weiterverarbeitung importiert wurde, lässt sich nicht sagen. Seine Analysenwerte ähneln jedenfalls den keltischen Gläsern.

Im Kapitel 8 werden die Messergebnisse der energie-dispersiven Röntgenfluoreszenzanalyse ausgewertet. Es wurden 186 Stücke analysiert, davon 127 aus Österreich. 59 Proben stammten vom Dürrnberg, einzelne von weiteren Fundorten in Österreich und in Polen. Es werden nur die für die Glasfärbung benutzten Metalloxide im Hinblick auf das komplexe Zusammenwirken u. a. zwischen der Ofenatmosphäre, der Temperatur und den Färbungseigenschaften besprochen. Das Problem stellen dabei die Korrosionseffekte auf der Oberfläche der Glasfunde dar; es wurde versucht, durch mehrere Messungen – auf der Oberfläche und den Bruchflächen (nicht aber im Inneren des Objekts) – die Abweichungen zu ermitteln (Abb. 59). Eine Auswahl der untersuchten Proben wurde mit ihren Abweichungen graphisch dargestellt (Abb. 42). Die aufgetragenen Punkte liegen weit auseinander, wobei zusätzlich noch die logarithmische Verkürzung der x-Achse zu berücksichtigen ist. Die Abweichung (»mittleres Inhomogenitätsniveau«) beträgt 17%, das sei »kein hoher Wert« (S. 123).

Es werden hinsichtlich der Metalloxide dennoch drei Haupttypen von Glas mit einigen Untertypen definiert, wobei Typ II und III nur schwer genau zu trennen sind. Mit einigen Oxiden lassen sich Haupt- und Untertypen scheinbar gut unterteilen (Abb. 38; 40). Auf anderen Graphiken (u. a. Abb. 41; 53; 56) überlappen sich die Glastypeen jedoch. Alle Bestimmungen und Auswertungen mit Antimon (Abb. 39; 41; 43–44; 46–48; 53; 55; 58) sind m. E. unsicher wegen der hohen Inhomogenität im Objekt (31%; Extremwerte in Tabelle 3). Die hohe Inhomogenität betrifft auch Zinn (25%; Abb. 59).

Insgesamt lässt sich sagen, dass zwar Glastypeen definiert werden, dabei aber immer wieder Abweichungen diskutiert werden müssen.

Chronologische Gruppen zeigen sich merkwürdigerweise im Verhältnis von Zirkonium zu Strontium, deren Rolle noch ungeklärt ist (Abb. 52, weniger deutlich auf Abb. 54). Die Funde der Stufe LT C 1 a weichen von denen der Stufen LT C 1 b–D 1 deutlich ab, sie könnten m. E. womöglich Importe sein.

In jedem Glastyp oder -untertyp finden sich ansonsten Artefakttypen unterschiedlicher Zeitstellung, von LT C 1 b bis LT C 2, meist sogar bis LT D 1. Beim Glastyp IIb ist sogar noch eine frühlatènezeitliche Perle vertreten. Es zeigt sich, dass mit der eingeschlagenen Vor-

gehensweise entgegen den Erwartungen archäologische Typologie/Chronologie und die Konzentrationen der Metalloide im Glas nicht zusammenzubringen sind. Bisher ließ sich also die in Manching offenbar festgestellte sukzessive Entwicklung der Färbetechnologie in Ostösterreich nicht belegen. Es sind wohl neue methodische Ansätze von Analyse und Interpretation mit internationaler Kooperation nötig, um zu klaren Ergebnissen zu kommen.

Es folgt die Tabelle 4 (S. 124–135), auf der alle Analysenwerte der Schwermetalle abgedruckt sind.

Kapitel 9 behandelt Korrosionsprozesse an der Oberfläche von Glasfunden anhand schöner Farbfotos. Der Verfasser weist darauf hin, dass auch glatt und glänzend erscheinendes Glas unter dem Mikroskop eine Korrosionsschicht erkennen lässt. Diese beeinflusst daher reine Oberflächen-Analysen, da hier Anreicherungen und Auslaugungen stattfanden.

In den Schlussbemerkungen (Kapitel 10) wird zunächst auf die Veränderung in der Zusammensetzung des Glases hingewiesen, die mit der Veränderung der Form einhergehen soll – was im Moment nicht so deutlich erscheint. Die Produktion lag u. a. schon in den offenen Siedlungen der Phase LT C 1.

Der Autor verweist darauf, dass man einzelnen Gruppen (Typen) in Form einer Monographie genauer nachgehen sollte. Auch im Bereich Glasherstellung, -import (?) und Weiterverarbeitung sind viele Fragen offen. Anschließend werden noch Fragen zur Bedeutung des Glasschmucks und zur Stellung der Handwerker diskutiert. Der Blick ist mehr denn je auch auf die großen offenen Siedlungen zu richten.

Im Katalog (S. 141–221) werden die Funde nach Gruppen geordnet aufgelistet. Es wurden über 40 Museen, Depots und Privatsammlungen bearbeitet, was die enorme Arbeitsleistung des Verfassers noch unterstreicht. Es folgen Vergleichsfunde von anderen Fundorten, die bei den Analysen benötigt wurden (darunter auch Glasfunde der römischen Kaiserzeit).

Auf ein reichhaltiges Literaturverzeichnis folgen die Tafeln mit sehr schönen Zeichnungen; dahinter folgen großartige Tafeln mit vergrößerten Farbfotos für die meisten Glasfunde. Farben, Verzierungen und Korrosionsspuren sind sehr schön erkennbar. Der Betrachter hat das Gefühl, die Fragmente selbst in der Hand zu halten.

Dem Verfasser ist insgesamt zu einer sehr gelungenen Arbeit zu danken. Sie ermöglicht den Einblick in eine wichtige Region, die bisher für keltisches Glas nicht berühmt war. Sie zeigt auch, mit welchen Überraschungen noch gerechnet werden kann. Problematisch ist – wie bei allen Monographien – die Verwendung von älteren Terminologien. Inzwischen werden von verschiedenen Autoren in unterschiedlichen Ecken Europas die Typologien von Haevernick und auch Gebhard selbständig »weitergestrickt«. Niederländische Forscher wiederum haben 1993 (N. ROYMANS/T. VAN ROOIJEN, *Vormen Uit Vuur* 150, 1993 H. 3, 2–10; 56–57) eine eigene Typologie angekündigt ...

Aufgrund der zahlreichen, in der Keltiké vorkommenden Typen (mit Berücksichtigung von Farben, Verzierungen, Anzahl der Rippen etc.) dürfte es schwierig sein, ein allgemeingültiges System ohne Widersprüche und inkonsequente Benennungen zu schaffen. Ein solches System hätte so viele Typen und Zahlenfolgen, dass es wohl nur noch vom Computer, jedoch nicht mehr manuell zu handhaben und auszuwerten wäre.

Dennoch sollte man vielleicht versuchen, nachdem viele Regionen Europas inzwischen monographisch erfasst wurden, auch noch die Lücken (nördliches Bayern, Frankreich, Norditalien etc.) zu schließen. Vielleicht wäre es hilfreich, an einer größeren Institution ein Corpuswerk mit einem Erfassungssystem ins Leben zu rufen. So wäre eines Tages jeder Glasarmring und jede Ringperle Europas in der Datenbank zu finden – mit den Maßen, den divergierenden Typbenennungen, den Fundumständen, einer Zeichnung und möglichst einem Foto.

Nochmals der Dank an den Autor für diese fruchtbare und weiterführende Arbeit, die der keltischen Glasforschung weiteren Schwung verleihen wird.

Kirchzarten

Heiko Wagner

KLAUS SCHWARZ/GÜNTHER WIELAND, Die Ausgrabungen in der Viereckschanze 2 von Holzhausen; Grabungsberichte von Klaus Schwarz; zusammengestellt und kommentiert von Günther Wieland. Frühgeschichtliche und Provinzialrömische Archäologie. Materialien und Forschungen Band 7. Verlag Marie Leidorf, Rahden/Westfalen 2005. 116 Seiten, 10 Abbildungen, 37 Tafeln, 6 Beilagen.

Kultisch oder profan? Diese in der (vor- und frühgeschichtlichen) Archäologie oft gestellte Frage wurde und wird gerade am Beispiel der sogenannten keltischen Viereckschanzen immer wieder diskutiert. Wobei es hier ausreichend Argumente für beide mutmaßlichen Funktionen gibt; und so sind gerade die Viereckschanzen ein gutes Beispiel dafür, wie schwierig es für die Archäologie oft ist, diese Frage überhaupt überzeugend und endgültig zu beantworten. Gerade auch da sich das Thema »Kelten« besonders in Verbindung mit dem ebenfalls zugkräftigen Thema »Kulte« seit einiger Zeit schon erheblicher (massen-)medialer Aufmerksamkeit erfreuen darf. Wenn Fernsehen und Magazine sich immer wieder gerne auf Kelten, Kulte, Menschenopfer und dergleichen stürzen, um ebenso reißerische wie falsche Berichte über die Latènezeit in die Welt zu setzen, und im Internet z. B. von diversen Esoterik-Vertretern darüber nachgedacht wird, ob man mit keltischen Viereckschanzen das Wetter kontrollieren kann, dann müssen Wissenschaftler sich umso genauer überlegen, ob sie mit eigenen Spekulationen Öl ins Feuer gießen wollen oder sich lieber an belegbare Aussagen halten.

Die als keltische Viereckschanzen bezeichneten Geländedenkmäler sind ebenso zahlreich wie weit verbreitet: überwiegend in Süddeutschland und der Schweiz, vereinzelt auch in Böhmen und Nordfrankreich. Sie haben einen quadratischen bzw. rechteckigen Grundriss, bestehend aus Wall und Graben mit einem Zugang, der nie nach Norden ausgerichtet ist. Aufgrund ihres meist schlechten Erhaltungszustandes infolge von Erosion, Überpflügung etc. sind viele von ihnen erst per Luftbildarchäologie erkannt worden. Untersucht wurden nur wenige und dies meist auch nicht flächendeckend; nur selten kamen dabei Befunde und Funde zutage. Ihre Ausmaße, die weite Verbreitung, ihre hohe Anzahl und eben auch die weitgehende Fundleere im Inneren der Anlagen und der niedrige Forschungsstand ließen dementsprechend vielfältige Deutungen zu.

So wurden sie, als sie Mitte des 19. Jhs. zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses wurden, zunächst für römische Lager gehalten. Bald aber wurde anhand von datierbaren Funden aus dem Inneren der Viereckschanzen klar, dass es sich wohl um spätkeltische Bauwerke handelte. Dennoch gingen die Interpretationen weit auseinander. Mal wurden sie als keltische Guts-höfe interpretiert, als Fluchtburgen, als Viehgehege etc. Selbst nachdem mehrere Grabungen unternommen worden waren, um genaueren Aufschluss zu erhalten, gab es keine Einigung. Bei den Grabungen in verschiedenen Viereckschanzen (Einsiedel bei Tübingen, Echterdingen und Heiligkreuztal) konnten teilweise hölzerne Innenbauten nachgewiesen werden, vereinzelt auch Schächte und überwiegend Keramikfunde. Erst als Klaus Schwarz in den sechziger Jahren Teile der Viereckschanze 2 von Holzhausen ausgrub, schien die Interpretation der Viereckschanzen als keltische Kultanlagen allgemein akzeptiert zu werden. Seine Hauptargumente für eine kultische Nutzung waren drei Schächte, die er wegen der darin nachweisbaren organischen Reste als Kult- bzw. Opferschächte interpretierte, und ein Holzbau, den er als Tempel bezeichnete. Solche Schächte wurden später auch in anderen Viereckschanzen nachgewiesen (Fellbach-Schmidlen, Tomerdingen). In Fellbach-Schmidlen fanden sich sogar einzigartige Stücke von Holzfiguren, die sehr wahrscheinlich Reste eines Kultbildes darstellen, dennoch wurde gerade dieser Schacht vom Ausgräber D. Planck ganz unzweifelhaft als Brunnen bezeichnet. Andersherum ist die Viereckschanze von Ehningen, Lkr. Böblingen, ein Beispiel für eine komplett ergrabene Schanze, in der überhaupt keine Schächte nachweisbar waren.

Nun sind bekanntlich kultische Phänomene ohnehin für die Archäologie schwer zu fassen, insbesondere wenn es sich um ein Kultgeschehen handelt, das uns heute nicht mehr bekannt und wohl auch nicht mehr nachvollziehbar ist. Andererseits wurde und wird das Etikett ›kultisch‹ – gemessen daran – erstaunlich oft vergeben. So drängt sich denn bisweilen der Verdacht auf, dass es sich hier gelegentlich auch mal um eine bequeme Erklärung von schwer oder unmöglich zu interpretierenden Phänomenen handeln könnte, möglicher-

weise aus dem unbedingten Wollen heraus, überhaupt eine Interpretation liefern zu können – vielleicht auch bei Gegenständen, bei denen man die Unmöglichkeit der Deutung, bzw. den vorläufigen Charakter der Interpretation besser zugeben hätte.

Erhellend hinzu kommt allerdings die Tatsache, dass in Nordfrankreich mittlerweile einige Anlagen nachgewiesen werden konnten, die infolge von eingehenden Untersuchungen und systematischen Grabungen wohl eindeutig als keltische Kultstätten interpretiert werden dürfen: z. B. Gournay-sur-Aronde und Ribemont-sur-Ancre, um nur zwei flächendeckend ergrabene und detailreich publizierte Stätten zu nennen. Diese erbrachten alle jene Funde, die man bei einer Kultstätte erwarten darf: Kontinuität in der sakralen Nutzung während der Latènezeit bis in die römische Zeit, eine große Anzahl von Funden, die zum großen Teil als Opfergaben gedeutet werden können, wie z. B. absichtlich unbrauchbar gemachte Waffen in großer Menge, Münzen, Anhäufungen von Tier- oder sogar Menschenknochen, teilweise mit Verletzungen, die als Spuren ritueller Handlungen gedeutet werden können, usw. Eben alles Indizien für eine sakrale Nutzung, die in den keltischen Viereckschanzen fehlen und deren eindeutige Klassifizierung damit unmöglich machen.

Ohne die Funde und Befunde und das Pro und Contra ›kultischer Interpretation‹ der keltischen Viereckschanzen hier im Einzelnen diskutieren zu können, bleibt es wohl eine Tatsache, dass man sämtliche bisher in den Viereckschanzen nachgewiesenen Funde und Befunde jeweils in beide Richtungen interpretieren kann, was ganz besonders für die Schächte gilt: Kultschächte oder profane Brunnen?

Bereits vor über zehn Jahren machte Günther Wieland den einleuchtenden Vorschlag, die Viereckschanzen als eine Art ›Mischform‹ zu betrachten. Sinnigerweise in einer Publikation mit dem Titel ›Heiliggrüner und Opferkulte der Kelten‹ (Stuttgart 1995) ist bereits ein Artikel von ihm enthalten, in dem er das Für und Wider kultischer Interpretation der Viereckschanzen ausführlich behandelt und eine rein kultische Interpretation verwirft. Ähnlich wie bei den *villae rusticae* der Römer, so argumentiert er, schließe sich ja eine landwirtschaftliche und sakrale Nutzung, z. B. in Form eines Gutshofes mit Tempel, nicht aus. Im Jahr 1999 erschien dann im selben Verlag eine ausführliche Publikation zum Thema, in der Wieland, auch unterstützt von französischen und tschechischen Archäologen die Funktion keltischer Viereckschanzen erneut eingehend diskutiert, ebenfalls mit dem Ergebnis, dass eine einseitige Interpretation unangebracht sei. Vielmehr sieht er die Viereckschanzen als »Mittelpunkte eines ländlichen Siedlungsgefüges« mit »breitem Funktionsspektrum«. Also kultisch und profan, statt kultisch oder profan? Beim jetzigen Forschungsstand wohl die befriedigendste Lösung.

Allerdings klaffte eine Publikationslücke bei der immer wieder in der Literatur als Paradebeispiel für die kultische Interpretation bezeichneten Viereckschanze 2

von Holzhausen. Klaus Schwarz war verstorben, ohne die Ergebnisse seiner dortigen Grabungskampagnen der Jahre 1957–1963 selbst abschließend und umfassend publiziert zu haben. Um dies nachzuholen, nahm sich Georg Kossack der Grabungsberichte von K. Schwarz an und übergab 1994 die gesamte Grabungsdokumentation zum Zweck der Publikation seinem Schüler Günther Wieland. Kossack selbst, der wohl wie Schwarz die Ansicht vertrat, es handele sich bei Holzhausen um ein keltisches Heiligtum, verstarb, bevor er seiner Absicht nachkommen konnte, ein Vorwort zur Publikation zu verfassen, in dem er wohl vorgehabt hatte, seine Argumente für eine kultische Deutung darzulegen. Stellvertretend für Kossack übernahm Werner Zanier die Aufgabe, einen einleitenden Text vorweg zu schreiben, in dem er auf diese, nun nicht mehr schriftlich erfolgte, ihm aber wohl mehrfach von Kossack im persönlichen Gespräch mitgeteilte Absicht hinweist.

Vor diesem Hintergrund hatte Wieland nun die Aufgabe, die Ergebnisse von Schwarz zu publizieren, dessen Interpretation seiner eigenen Interpretation weitgehend entgegensteht. Mit einem Vorwort von Kossack, der gewissermaßen in aller Deutlichkeit noch einmal die Interpretation von K. Schwarz vertritt, und einer Zusammenfassung von Wieland, der seine eigene dagegenhält, wäre die Publikation der Schwarz'schen Grabungsergebnisse sicher noch interessanter und ausgewogener ausgefallen. Nun, da der einleitende Teil von Kossack entfallen musste, hat man den Eindruck, Wieland habe sich darauf zurückgezogen, Holzhausen 2 mit Fingerspitzengefühl und betonter Zurückhaltung zu publizieren.

So würdigt er denn zunächst im Vorwort die Verdienste von K. Schwarz. Nach einer kurzen Einführung, in der er sich zur Lage (S. 11) und Forschungsgeschichte (S. 13) von Holzhausen 2 und zur Grabungstechnik von Schwarz (S. 13) äußert, folgt der ausführliche Mittelteil, in dem Wieland fast völlig unkommentiert die Ergebnisse von Schwarz präsentiert (S. 16–68). In einer Vorbemerkung (S. 16) sagt Wieland ausdrücklich: »... die Befundbeschreibungen werden hier in der Form wiedergegeben, wie sie Klaus Schwarz maschinenschriftlich hinterlassen hat« (S. 16). Er habe lediglich der besseren Gliederung halber Zwischenüberschriften eingefügt, ansonsten aber auch Benennungen und Nummerierungen beibehalten. Da Teile der Dokumentation nicht mehr auffindbar waren, wurde auf die bereits publizierten Vorberichte von K. Schwarz zurückgegriffen, allerdings: »Lediglich die beschreibenden Teile dieser Berichte sind hier wiedergegeben, nicht die daran anknüpfenden Schlüsse, Parallelbefunde und Deutungen« (S. 16).

Erst in den Anmerkungen zum Fundmaterial (S. 69) meldet sich Wieland wieder zu Wort, aber auch hier präsentiert er das Fundmaterial weitgehend ohne auf die Nutzungsdiskussion einzugehen. Lediglich im letzten Absatz weist er darauf hin, dass das Fundspektrum dem der anderen mittlerweile untersuchten Viereckschanzen entspricht und schließt mit dem Satz: »Hinsichtlich der Fundzusammensetzung lässt sich nichts

benennen, was für eine rein kultische Deutung der Anlage sprechen würde« (S. 77).

Daran anschließend folgt ein weiteres eher kurzes Kapitel, in dem Wieland sich mit der Befundinterpretation von K. Schwarz auseinandersetzt (S. 78–85). Hier geht er Punkt für Punkt auf die Argumentation von K. Schwarz ein und führt jeweils Gegenargumente und alternative Deutungen vor, vergisst aber auch nicht, auf jene Unklarheiten hinzuweisen, die schon Schwarz als solche bezeichnet hatte und deren Klärung Schwarz selbst durch weitere Grabungskampagnen anstrebte, aber nicht mehr liefern konnte. Ausführlich befasst sich Wieland dann noch mit der Frage nach der Funktion der drei Schächte (S. 83 f.) und des von Schwarz als Tempel gedeuteten Holzbaus (S. 84). Auch hier scheint für Wieland eine Interpretation als keltisches Heiligtum nicht belegt und generell die ganze Fragestellung zu einseitig. Mit ausdrücklichem Verweis darauf, dass bislang nur Teile der Viereckschanze 2 von Holzhausen überhaupt ergraben sind und dass weitere Grabungen dort tatsächlich Klärung bringen könnten, kommt Wieland nach erneuter Würdigung der Verdienste von K. Schwarz zu dem umfassenden Fazit »... die Viereckschanzen als eine ländliche Siedelform, eine Art Rechteckhof zu sehen. Dass unter anderem auch die Kultübung im Bereich solcher Siedlungen ein nicht wegzudenkendes Funktionsdetail war, bedarf keiner Erklärung.« (S. 85). In seiner darauf folgenden Zusammenfassung fügt er noch hinzu: »Auch ist unsere Detailkenntnis trotz zahlreicher Grabungen noch nicht in der Lage, das Gesamtphänomen Viereckschanzen in seinem gesamten Funktionsspektrum zweifelsfrei darzustellen« (S. 86).

Vervollständigt wird die Publikation durch den Beitrag von Angela von den Driesch und Wiesława Kruszona zur zoologischen Bestimmung der Tierknochenfunde (S. 93–114). Auch sie kommen anhand ihrer Untersuchungen zu dem Ergebnis: »... die übrigen Knochenfunde sehen aus wie profaner Küchenabfall« (S. 98) (mit Ausnahme eines Rinderskelettes, das aber vage als »Reste einer Feierlichkeit« [S. 98] bezeichnet wird).

Erwartungsgemäß enthält die Grabungsdokumentation von K. Schwarz nichts spektakulär Neues. Da aber gerade die bisherigen Funde und Befunde der Viereckschanze 2 von Holzhausen, mit Berufung auf die Interpretation von Klaus Schwarz lange Zeit als das Beispiel für eine kultische Deutung aller Viereckschanzen erhalten musste, ist es gut, dass nun endlich das Material und, soweit noch vorhanden, die Grabungsberichte von K. Schwarz vorgelegt wurden, auf dass jede/r Interessierte sich selbst ein Urteil bilden kann. Günther Wieland hat, obwohl er bekanntermaßen eine andere Deutung als die von Klaus Schwarz vertritt, dessen Material und Grabungsberichte mit Distanz und Feingefühl bearbeitet, aber auch die Gelegenheit zur Auseinandersetzung genutzt. Alles in allem war diese Publikation notwendig und überfällig.

STEFANIE BERG-HOBOHM, **Die germanische Siedlung Göritz, Lkr. Oberspreewald-Lausitz**. Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg 7. Landesdenkmalamt Brandenburg, Wünsdorf 2004. 422 Seiten, 77 Abbildungen, 54 Tabellen, 167 Tafeln, 1 Faltblatt des Gesamtplanes.

2005 erschien die an der Humboldt-Universität zu Berlin als Promotionsschrift eingereichte Arbeit von Stefanie Berg-Hobohm. Auf insgesamt 422 Seiten wird die Auswertung einer Ausgrabung im Tagebauvorfeld bei Göritz, Landkreis Oberspreewald-Lausitz, dargestellt. Die Grabungen fanden zwischen 1994 und 1997 im Braunkohlenrevier des Tagebaus Seese-Ost statt und wurden vom Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum (BLDAM) Wünsdorf durchgeführt. Die Leitung der Ausgrabung selbst lag in den Händen der Verfasserin. Archäologische Siedlungsgrabungen haben in den ostdeutschen Bundesländern durch die rege Bautätigkeit in den 1990er Jahren einen enormen Aufschwung erlebt. Brandenburg gehört dabei zu jenen Bundesländern, in denen in Verbindung zu den Universitäten, vor allem der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte, zahlreiche Alt- und Neugrabungen bearbeitet und das Bild der Siedlungsentwicklung auf eine neue Basis gestellt wurde. Zu diesen Grabungen zählen unter anderem die Untersuchungen zu Dallgow-Döberitz (Kr. Havelland), Kablow (Kr. Dahme-Spreewald), Nauen-Bärhorst (Kr. Havelland) sowie die erst jüngst erschienene Veröffentlichung der Siedlung Herzsprung (Kr. Uckermark) von Jan Schuster (Herzsprung. Eine kaiserzeitliche bis völkerwanderungszeitliche Siedlung in der Uckermark. Berliner Arch. Forsch. 1 [Rahden/Westfalen 2004]). Mit dieser Forschungsarbeit zu Göritz verdichtet sich das Bild der Siedlungsentwicklung im Osten Deutschlands erheblich, eine Forschungslücke schließt sich damit.

Dabei gliedert sich die Arbeit nach bewährtem Schema in eine Übersicht des Forschungsstandes allgemein, der Region Niederlausitz sowie Brandenburgs und auch Polens. Es folgen eine Darstellung naturräumlicher Grundlagen und Quellenkritik. Die Funde der Siedlung werden in den nächsten Kapiteln auf insgesamt 37 Seiten untersucht. Die Vorlage der Befunde umfasst 57 Seiten. Es folgen die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Untersuchungen zur Eisenverhüttung, Viehwirtschaft und Ackerbau, jeweils verbunden mit Rückschlüssen auf die Bedeutung der Einzelergebnisse für das Siedlungsgeschehen.

Der auswertende Teil der Arbeit schließt mit Studien zur Siedlungsstruktur, zur Siedlungstätigkeit und Intensität, zum inneren Siedlungsgefüge und einer Gliederung der Siedlungsentwicklung in die Phasen 1–3. So liegt der Schwerpunkt der Arbeit deutlich in der Vorlage der Siedlung, erschöpft sich jedoch nicht in dieser. Dies erklärt sich bereits aus der Tatsache, dass diese Ausgrabung im Südwesten Brandenburgs eine Siedlung

der Römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit nahezu vollständig aufdeckte. Großflächige Ausgrabungen gab es zwar auch bereits vorher – dabei handelt es sich nicht nur um Grabungen der DDR-Zeit, sondern auch um Ausgrabungen der 1930er und 1940er Jahre –, doch fehlen Publikationen, Auswertungen und weit reichende Untersuchungen meist. Dies ändert sich langsam. Zu benennen ist etwa die erst seit den 1990er Jahren erfolgte Auswertung einer Altgrabung Günter Behm-Blanckes, der Grabung Kablow im Kr. Dahme-Spreewald. Die Ursachen dieser erheblich verzögerten Aufarbeitungen sind vielfältig, etwa historisch bedingt durch die Auslagerung von Funden und Dokumentationen in die ehemalige Sowjetunion. Das kurzfristige Schließen einer universitären Einrichtung wie des traditionsreichen Lehrstuhles für Ur- und Frühgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin ab 2009 wird die positive Entwicklung in der Auswertung alter und neuer Fundplätze sicher nicht fördern.

In den Kapiteln 1–6 werden der Forschungsstand, naturräumliche Grundlagen, Hinweise zur Prospektion und Ausgrabung der Siedlung, Quellenkritik sowie die kaiserzeitliche Besiedlung in der Niederlausitz behandelt (S. 15 ff.).

Die Funde der Siedlung werden im Kapitel 7 vorgestellt, beginnend mit der »handgemachten« Keramik, im Anschluss folgt die Drehscheibenkeramik (S. 27 ff.). Die Benennung der »handgemachten« Keramik als solche im Gegensatz zur Drehscheibenkeramik sollte in dieser wie auch in anderen Publikationen vermieden und durch eine Ansprache als »freigeformt« o. ä. ersetzt werden, da Drehscheibenware in vorindustrieller Zeit ebenso »mit der Hand gemacht« wurde, selbst wenn Hilfsmittel wie Formhölzer Verwendung fanden.

Die Keramik wird jeweils nach Gefäßformen zusammengestellt – etwa »7.1.2.2 Schalen mit Trichterrand« (S. 32) –, kurz charakterisiert, mit einigen regionalen und überregionalen Formen verglichen und auf diese Weise datiert. Hinsichtlich freigeformter Keramik bleiben diese Vergleiche gelegentlich etwas kurzatmig und könnten in überregionaler Hinsicht ausführlicher sein, auch wäre eine Abbildung der Vergleichsformen gelegentlich hilfreich. Eine Abbildung und Besprechung nach dem von D. Gaedtke-Eckardt (Der Pfingstberg bei Helmstedt. Forsch. u. Ber. Braunschweig. Landesmus. 2 [Braunschweig 1991]) beim Gräberfeld vom Pfingstberg angewandten Schema der dort angetroffenen Gefäßverzerrungen wäre ebenso wünschenswert.

Sehr positiv anzumerken ist, dass die Verfasserin offensichtlich eine feine Beobachtungsgabe besitzt und dem Leser immer wieder interessante und nicht nur für die Siedlung möglicherweise chronologisch relevante Details vermittelt, etwa zur Kniffung abgesetzter Böden bei Kumpfen (S. 31 f.).

Die Drehscheibenkeramik des Fundplatzes nimmt einen berechtigt breiten Raum in der Darstellung ein (S. 35 ff.). Vergleiche werden vor allem zu Fundplätzen Brandenburgs, Sachsens und Thüringens gezogen bzw. zu Fundplätzen, die der Przeworsk- oder Dobrodzień-

Kultur zugerechnet werden. Die vermeintliche Einführung der Drehscheibentechnik setzt die Verfasserin, wie andere Autoren auch, an das Ende des 2. bzw. an den Beginn des 3. Jhs. (S. 40). Vermittelt würde dies durch die Przeworsk-Kultur, »wo sie bereits in Stufe C1 erscheint«.

Allerdings zeigt sich hier das Problem, dass sich in anderen Regionen, etwa der Ostslowakei, bereits in der Stufe B2 Drehscheibenkeramik nachweisen lässt (P. JUREČKO, Problematika tzv. sivej keramiky v dobe rimskej so zreteľom na výsledky výskumu na východnom Slovensku. *Historica Carpatica* 12, 1981, 169–209). Aus Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern gibt es außerdem Hinweise auf eine Unkenntlichmachung von Drehscheibenprodukten (M. HEGEWISCH, Zu den Anfängen germanischer Drehscheibenkeramik im Westen der Germania magna. In: St. PAZDA [Hrsg.], *Drehscheibenware der späten römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit im mitteleuropäischen Barbaricum* [im Druck, Wrocław 2007]), so dass die Wege, auf denen die schnell rotierende Drehscheibe in den behandelten Regionen eingeführt wurde, noch eher der weiteren Untersuchung bedürfen. Zu bedenken wären auch Zwischenstufen, etwa die Verwendung mit der Hand zu drehender Unterlagen. Die Verfasserin stellt fest, dass der »Ursprung dieser Keramiktechnologie ... wohl im südosteuropäischen Raum und nicht im provinziäl-römischen Gebiet zu suchen [ist]« (S. 40). Ob dies tatsächlich der Fall ist, sollte zumindest angesichts zahlreicher Funde nachgeahmter Faltenbecher, also einer explizit römischen Gefäßform, zumindest in Frage gestellt werden. Auch in Görzitz wurde übrigens eine entsprechende Form entdeckt (Befund 2251/88). Hinsichtlich einiger Gefäßformen wie des in Görzitz ebenso belegten Typus Riedebeck (Befund 6053/3), nach J. Schuster Typ Zwethau-Riedebeck, wäre eine Diskussion dieser Form interessant gewesen, da es hier bereits durch A. Leube (Spätkaiserzeitliche Drehscheibenkeramik aus dem östlichen Brandenburg. Ausgr. u. Funde 17, 1972, 142–147.) den Hinweis auf einen möglichen Einfluss aus der Sântana de Mureş-Černjachov-Kultur gibt. Ich sehe dies ähnlich wie Leube).

Da diese wichtige Arbeit zum Fundplatz Görzitz jedoch nicht als Studie zur Entwicklung der germanischen Keramik angelegt ist, bleibt manche wohl nur vor mir vermisste Diskussion für den keramikinteressierten Leser zu bedauern.

Das Repertoire der Kleinfunde stellt sich vielfältig dar, wobei neben den üblichen in Siedlungen zu erwartenden Funden auch eine Reihe mehr oder minder interessanter Kleinfunde geborgen werden konnte (S. 47 ff.). Dazu zählen zahlreiche Spinnwirtel und Webgewichte, Läufersteine von Drehmühlen, Wetzsteine, je einmal Axt, Schlüssel, Sichel, Sech und Tüllenspitzhacke, außerdem Spielsteine, Nadeln mit hakenförmigem Kopf oder Ohr, Anhänger, Schnallen, eine Riemenzunge der Raddatz-Gruppe O15 (S. 47), Glasperlen und Glasmelz (S. 47 ff.). Scherben zweier Glasgefäße konnten geborgen und einmal als Fragmente eines kleinen bau-

chigen Facetteschliffbechers erkannt werden (S. 51), wie sie nach Rau vor allem in die erste Hälfte des 4. Jhs. datieren (Körpergräber mit Glasbeigaben des 4. nachchristlichen Jahrhunderts im Oder-Weichsel-Raum. *Acta Praehist. et Arch.* 3, 1972, 109–214).

Die Verfasserin stellte fest, dass nahezu alle Glasfragmente der Siedlung angeschmolzen waren (S. 51). Sie deutet dies als möglichen Beleg einer Wiederverwertung von Glas, evtl. im Rahmen der Perlenherstellung – eine Problematik, die auch überregional noch ungelöst ist (ebd.). Diese Fragmente wurden im Randbereich der Siedlung entdeckt. Vergleichbar verhält es sich mit zusammengedrückten Bronzeblechen, die in einer Reihe von Gruben ebenso auf ihre erneute Verwertung warteten (S. 47 f.). Einmalig dürfte die Entdeckung von noch ungebrannten scheibenförmigen Webgewichten aus Lehm auf der Sohle eines Grubenhauses sein, die nur dank der Erhaltungsbedingungen sowie aufmerksamer Grabungsarbeiter entdeckt und geborgen werden konnten (S. 59). Entsprechend zu bewerten ist der Fund mehrerer Hüttenlehmstücke mit Gewebeabdrücken in Grubenhaus 79 (Farbtaf. 1.3).

Das Fibelmaterial setzt sich aus solchen der Almgren-Gruppen VI, Ser. 1–2, und VII zusammen (S. 47). Die Fibeln geben so bereits einen guten Hinweis auf die Besiedlungsdauer in Görzitz. Einige bronzezeitliche Funde werden ebenso angesprochen und sind schon durch die germanischen Siedler (S. 63) in Grubenverfüllungen gelangt.

Gut erhaltene Funde wie Befunde werden übrigens auf vier Farbtafeln abgebildet, die die Auswertung außerdem in eine Fund- und Befunduntersuchung trennen. Letztere werden ab Kap. 8 der Arbeit behandelt (S. 69 ff.). Obwohl das Grabungsareal über die letzten 50 Jahre als Ackerfläche genutzt wurde, konnte eine beeindruckende Zahl von Siedlungsstrukturen ergraben und gedeutet werden. Stefanie Berg-Hobohm beginnt mit Kap. »8.1 Ebenerdige Pfostenbauten: Langhäuser«. Dabei konnten in Görzitz 30 Langhäuser erkannt und im Katalog erfasst werden. 25 davon werden im Text behandelt und liegen als Zeichnung vor. Innerhalb des Auswertungsteiles werden immer wieder interpretierte Siedlungspläne abgebildet, die Auskunft über die besprochenen Haustypen erlaubten. Eine großformatige Beilage ergänzt die Auswertung, wobei gedeutete Befunde farbig hervorgehoben werden.

Die Hauptausrichtung von nahezu drei Vierteln der Langhäuser in Görzitz ist WSW–ONO (S. 23), nur sieben Gebäude waren NNW–SSO ausgerichtet (S. 70 f.). Als dominierende Hausform tritt das zweischiffige Haus mit abgerundeten Schmalseiten hervor. Es erscheint in 14 Beispielen. Als zweischiffige Hausgrundrisse mit geraden Schmalseiten, »Typ 1« nach der Verfasserin (S. 71 f.), konnten fünf erkannt werden und haben zumeist rechteckige oder trapezförmige Grundrisse. Diese Gebäude treten vor allem östlich der Elbe und am Mittelgebirgsrand auf, lassen sich jedoch auch im Westen und Nordwesten der Germania, etwa in Skandinavien oder den Niederlanden beobachten. Die Görzitzer Haus-

typen mit den ihnen eigenen und hier nicht weiter aufzuzählenden Merkmalen haben sich nach Ansicht der Verfasserin vor allem östlich der Elbe entwickelt. Zweischiffige Hausgrundrisse mit abgerundeter Schmalseite – ›Typ 2‹ – lassen sich 14mal nachweisen, so dass dieser Hausform ein breiterer auswertender Rahmen gewidmet werden kann. Diese Gebäude scheidet die Verfasserin wiederum in schmalere und breitere Typen. Erstere haben eine durchschnittliche Länge von 14 m und eine Breite von 5 m, letztere eine Länge von durchschnittlich 16,34 m.

Eingangsbereiche – gewöhnlich zu erkennen durch zurückgesetzte Pfostenpaare im Wandverlauf und stärker eingetiefte Pfostengruben – konnten in Göritz nicht nachgewiesen werden. Die Verfasserin vermutet daher die Eingänge in Bereichen größerer Abstände zwischen den Pfosten des Wandverlaufs (S. 73 f.).

Die abgerundeten Schmalseiten des Haustyps 2 mit begleitenden Pfostenpaaren im Wandverlauf stellen laut Verfasserin keine Neuigkeiten dar, sondern sind in anderen Regionen bereits im Neolithikum nachweisbar (Anm. 123), stellen im Osten Brandenburgs jedoch eine Seltenheit dar. Außerdem stellt die Verfasserin fest, dass sich die alte These einer west- und einer osteuropäischen Hauslandschaft in Göritz bestätigt, zumindest hinsichtlich des weitgehenden Fehlens dreischiffiger Grundrisse (S. 75). Dabei hat es sich offensichtlich nicht um eine Wissenslücke der Siedler gehandelt, wie der Nachweis eines dreischiffigen, O-W-orientierten Hausgrundrisses belegt (S. 76). Dieses Gebäude stellt in Göritz den ›Typ 3‹ dar.

Nach der Vorstellung der Hausgrundrisse diskutiert die Verfasserin Lehmgeflechtwände, Gerüst- und Dachkonstruktionen und Eingangssituationen. Während der Grabungen konnten dabei interessante Einblicke in die Gebäude gewonnen werden. So ließen Reste von verziegeltem Lehm Abdrücke von Bohlen erkennen, die auf eine Verbreterung der Wände schließen lassen. Im Innern erkennt sie ferner lehmverputzte Innenwände (S. 76). Die Rekonstruktion einiger Dachgerüste wird vorgestellt, ferner werden Vermutungen angestellt, welche Arbeitsschritte zur Errichtung der Gebäude einander folgten (S. 79).

Im Kap. 8.1.5 wird die Aufkammerung und Raumnutzung diskutiert. Die Innengliederung der Häuser wird dabei anhand des gut erhaltenen Langhauses 11 untersucht. Dieses Langhaus lässt sich in einen Wohnbereich und einen Stall trennen. In letzterem konnte die Verfasserin anhand grabchenartiger Befunde – die vermutlich Trennwände darstellen – mindestens zehn entlang eines Korridors aufgereichte Viehboxen erschließen. Der Stall mit einer Größe von 45 m² konnte daher vermutlich eine ebenso große Zahl an Tieren aufnehmen.

Haupt- und Nebengebäude wurden in Göritz regelhaft abgebrochen und an anderer Stelle neu errichtet (S. 157). Zwischen den Haupt- und Nebengebäuden bestanden Freiflächen, wobei die Gebäude in Reihen mit zwei bis drei Häusern lagen (S. 157). Aus der Größe der Langhäuser, ihrer Lage und der Anzahl der Stallbo-

den möchte die Verfasserin keine tief greifenden gesellschaftlichen Schlüsse ziehen. Dies ist gerade in Hinsicht auf gelegentlich ideologisch gefärbte Aussagen älterer Arbeiten begrüßenswert. Dennoch lässt sich zumindest vermuten, dass die Bewohner der Siedlung wenig differenziert und eher gleichberechtigt waren, die Verfasserin spricht hier von *ingenui*, also Gemeinfreien (S. 157).

In Göritz konnten ferner 87 Grubenhäuser erkannt und 75 davon ausgewertet werden. Dementsprechend nimmt deren Untersuchung einen breiten Raum ein. Damit hat sich die Zahl der in der Niederlausitz bekannten Grubenhäuser vervierfacht (S. 81). Die Grubenhäuser klassifiziert die Verfasserin nach der zuletzt von A. Leube (Studien zur Wirtschaft und Siedlung bei den germanischen Stämmen im nördlichen Mitteleuropa während des 1.–5./6. Jahrhunderts u. Z. Ethnogr.-Arch. Zeitschr. 33, 1992, 130–146) modifizierten Grubenhaustypologie. In Göritz treten Zwei-, Sechs-, Acht-, Zehn- und Mehrpfostenhäuser auf. Vierpfostige und pfostenlose Grubenhäuser fehlen (S. 85 ff.). Dabei dominiert der Bautyp des Achtpfostenhauses mit vorgestellten Firstpfosten (›Typ D1‹). Die Ausrichtung der Häuser – ermittelt über die Achse der jeweiligen Firstpfosten – ist bei über drei Vierteln der Gebäude O–W bis ONO–WSW. Als ein neuer Grubenhaustypus konnten Grubenhäuser mit Anbauten erkannt werden (S. 92 f.). Die Grundfläche von mehr als der Hälfte der Bauten lag zwischen 4 und 8 m², kleine Grubenhäuser lagen dabei häufig im Randbereich, größere zentral innerhalb der Siedlung. Die Verfasserin geht ferner auf die Nutzung dieser Grubenhäuser ein. Für fünf Grubenhäuser kann sie eine Verwendung als Web- und Spinnhütten wahrscheinlich machen, andere dienten der Lagerung von Nahrungsmitteln (S. 105 f.).

Speicher stellen in Göritz einen weiteren wichtigen Gebäudetypus dar, von denen sich 31 nachweisen ließen (S. 110 ff.). Errichtet wurden diese häufig in Gruppen und selten einzeln.

Erfasst wurden Vier-, Sechs-, Neun- und Zwölfpfostenspeicher, ferner ein lang gestreckter Speicher, ein zweischiffiges Speichergebäude sowie eine Sonderform, bei der es sich möglicherweise um einen Rutenberg handelt. Letztere dienten zum Trocknen und Lagern von Gras- und Laubheu. Der häufigste Speichertyp in Göritz ist der Neunpfostenspeicher (neun Beispiele), die Größe schwankt zwischen 3 und 27 m², wobei mit steigender Pfostenzahl die Flächen größer werden (S. 114). Da die Pfostengruben der Speicher in Göritz nur gering eingetieft waren, konnten auch keine verkohlten organischen Reste von der ehemaligen Oberfläche in schützendere Tiefen gelangen, so dass die Verfasserin für die Speicher keine sichere Deutung als Getreidespeicher geben kann.

Etwas überrascht hat der Befund, dass sich innerhalb der Siedlung kein einziger sicherer Nachweis von Brunnenanlagen führen ließ. Dies verwundert umso mehr, als es in der Umgebung keinen erkennbaren Bach- oder Flusslauf gibt. Ein einziger Kastenbrunnen konnte am Nordrand der Siedlung geborgen werden. Dessen un-

terste Holzlage blieb erhalten und konnte dendrochronologisch ausgewertet werden. Die Spaltbohlen ergaben dabei ein Fälldatum von 310+/-10 n. Chr.

Pfostenreihungen und Gräbchen konnten in der Siedlung an einigen Stellen nachgewiesen und als Zäune interpretiert werden (S. 122). Untersucht wurden ferner Gruben (S. 123 f.) und technische Anlagen (S. 125 f.). Diese standen in der Regel im Zusammenhang mit der Eisenverhüttung und lassen sich besonders im Osten der Siedlung nachweisen. Die Verfasserin möchte dies jedoch nicht als Hinweis auf einen separierten Handwerksbereich gedeutet sehen, sondern weist auf jene in diesem Bereich besseren Erhaltungsbedingungen hin.

Die Siedlung wird von der Verfasserin in drei Phasen gegliedert, wobei Phase 1 in der Mitte des 3. Jhs. beginnt und Phase 3 im beginnenden 5. Jh. endet (S. 150 ff.). In der Zusammenfassung (S. 157 Tabelle 54) sind die Phasen zeitlich präzisiert.

Im Kap. 9, »Wirtschaft«, wird auf Eisenverhüttung und -verarbeitung, Viehwirtschaft und Ackerbau eingegangen. Den Ergebnissen aller Kapitel liegen dabei naturwissenschaftliche Untersuchungen zu Grunde. Dazu zählen chemische Untersuchungen von Ofenwänden, Schlacken und Erzknollen (S. 128 ff.), außerdem metallographische Untersuchungen eiserner Gegenstände (S. 132 ff.). S. Hanik vom BLDAM führte die osteologischen Untersuchungen durch. Das Knochenmaterial von Göritz setzt sich dabei vor allem aus den Haustierarten Rind, Pferd, Schwein und Schaf/Ziege zusammen (S. 135 f.), wobei Rinderknochen eine Häufigkeit von 69 % erreichen, somit deutlich dominieren. Die Nutzung von Wolle konnte über das Schlachalter von Schaf und Ziege ermittelt werden (S. 137). Für die gesamte Siedlung wird in Anlehnung an andere Studien ein minimaler Fleischbedarf von 100 kg pro Person und Jahr vermutet, was bei gleich bleibender Bevölkerung über 50 Jahre hinweg einen Verbrauch von 160 000 kg bedeutete. Die in Göritz geborgenen Tierknochen betragen in Verbindung zu dieser Rechnung jedoch nur 4,4 % des theoretischen Gesamtbestand, so dass die Werte mit erheblichen Unsicherheiten behaftet sind (S. 135). Möglicherweise sind auch die Quellen dieser Berechnungen angesichts der Ergebnisse in Göritz zu hinterfragen.

Aufgrund der schlechten Erhaltungsbedingungen für organisches Material in den brandenburgischen Sandböden konnten nur verkohlte Getreidereste ausgewertet werden. Diese zeigen jedoch, wie die Verfasserin betont, keinen Querschnitt aller in Göritz angebauten Pflanzen, sondern spiegeln nur ein schmales Bild der ehemaligen Wirklichkeit wider (S. 139). Die vor allem von der Universität Kiel unter Leitung von Dr. H. Kroll kostenlos untersuchten verkohlten Getreide setzten sich aus den Kulturpflanzen Roggen, Gerste, Emmer, Hafer, Rispenhirse, Saatweizen, Dinkel sowie Lein oder Flachs zusammen.

Wichtig ist der erstmalige sichere Beleg für den Anbau von Roggen in der Niederlausitz in der späten Römischen Kaiserzeit (S. 141). Zwar gibt es vereinzelte

Nachweise weniger Roggenkörner auch von anderen Fundplätzen der Region, jedoch ist Roggen eine sekundäre Kulturpflanze, die auch als natürliche Beimengung im Spektrum der sonst angebauten Getreidearten vorkommt. Die Hauptgetreidearten stellen in germanischer Zeit Gerste und Spelzweizen dar. Erst die Funde größerer reiner Mengen sind daher ein ausreichender Indikator für den Anbau von Roggen (S. 141). Der Anbau dieses Getreides ließ sich auch in Pollenprofilen im Randbereich des Byhleguher Sees belegen (S. 139).

Die Unkräuter erbrachten ebenso interessante Ergebnisse zur regelmäßigen und umfangreichen Bewirtschaftung der Böden, die nach Ausweis einiger Unkräuter sandig, sauer und damit mager waren (S. 143). Eines dieser Unkräuter stellt die Flachsseide dar, die als Schmarotzerpflanze gilt. Sie tritt erst mit deutlicher Verzögerung nach dem Anbau von Lein auf. Der gehäufte Nachweis der Flachsseide ist daher ein guter Beleg für die längere Kultivierung von Lein. Zu den Hauptgetreidesorten gehörten in Göritz Roggen und Gerste (S. 141).

Der intensive Anbau mehrerer Getreidearten führte zur Vermutung von Fruchtwechseln mit Phasen der Brache, um die Auslaugung der Böden zu verhindern. Diese Sicherung der Böden scheint sich auch in der etwa 200-jährigen Besiedlungsdauer in Göritz widerzuspiegeln.

Das Ende der Siedlung kam dennoch, wahrscheinlich im Laufe des 5. Jhs. Die Verfasserin geht nicht von einem gewaltsamen Ende aus, da keine Spuren einer Vernichtung der Siedlung durch Brand vorliegen, auch eine Übernutzung der ökologischen Quellen schließt sie eher aus, wobei sie beispielsweise die andernorts beobachtete Überwehung und Überdüngung von Äckern nach großflächigen Entwaldungen anspricht (S. 158). Vielmehr vermutet sie einen Fortzug im Rahmen der weite Teile Europas erfassenden völkerwanderungszeitlichen Bewegungen (S. 156).

Die vorliegende Arbeit ist gut strukturiert und erschöpft sich bei weitem nicht darin, Vergleichsfunde und -befunde zu zitieren. Die Autorin verbleibt nicht im ungenügenden, sondern interpretiert ihre Befunde klar und deutlich. Sie wagt sich an Hausrekonstruktionen, wie sie auch deutliche Aussagen zur Um- und Lebenswelt der germanischen Siedler trifft. Diese Aussagen beruhen dabei nicht auf Mutmaßungen, sondern konnten anhand zahlreicher Untersuchungen und überregionaler Vergleiche gewonnen werden.

Dabei ist festzuhalten, dass eine Reihe von Analysen – etwa Phosphatkartierungen oder ¹⁴C-Untersuchungen – aus Geldmangel nicht vorgenommen werden konnten. Zu berücksichtigen ist ferner der Hintergrund der Ausgrabung, bei der es sich um keine Forschungsgrabung handelte – daher weitere auswertende Analysen nur eingeschränkt durchzuführen waren.

Das Werk zeichnet sich durch eine klare Sprache aus, ergeht sich nicht in langwierigen und -weiligen Schachtelsätzen und ist durchweg in einem gut lesbaren Stil geschrieben. Daher dürften auch für den Laien die Zu-

gangshürden zur komplizierten Materie nicht zu hoch liegen. Trotz ihrer abschließenden Bemerkung, dass es sich bei Göritz »um eine für die römische Kaiserzeit eher durchschnittliche Siedlung [handelt], die über zwei Jahrhunderte wahrscheinlich konstant aus ca. fünf Gehöften bestand« (S. 159), dürfte diese Arbeit für die Forschung in der Region und darüber hinaus im östlichen Mitteleuropa von großer Bedeutung sein und diesen Wert auch in den nächsten Jahrzehnten bewahren.

Bonn

Morten Hegewisch

SUSANNE HANIK, *Tierknochenfunde des 3.–5. Jhs. in der Germania libera. Eine archäozoologische Untersuchung der Siedlung Hildesheim-Bavenstedt, Ldkr. Hildesheim*. Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen, Band 8. Verlag Marie Leidorf/Rahden/Westf. 2005. 364 Seiten, 59 Abbildungen und 668 Tabellen.

Bereits in den 80er Jahren erschien von Martin Missel als Dissertation eine archäozoologische Studie über Tierknochen (5156 Fundstücke) vom Fundplatz Hildesheim-Bavenstedt (Tierknochenfunde aus einer germanischen Siedlung in Hildesheim-Bavenstedt [3.–5. Jh. n. Chr.] [München 1987]).

Susanne Hanik übernahm die Aufgabe, das restliche Knochenmaterial, immerhin noch 11 461 Fundstücke, zu untersuchen. »Die vorliegende Arbeit ist die gekürzte und überarbeitete Version der von der Gemeinsamen Naturwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig genehmigten und am 22. 09. 2004 verteidigten Dissertation« (S. 6).

Mit Bavenstedt verfügt die archäologische Forschung über eine in den Jahren 1983–1991 vollständig ergrabene germanische Siedlung des 3.–5. Jhs. Ein seltener Präzedenzfall, dem sich die archäozoologische Forschung nicht verschließen durfte. Zwar stellte sich die Autorin dieser Aufgabe, doch das Ergebnis lässt leider viele Wünsche offen. Die Zusammenführung beider Knochenkomplexe (Analyse MISSEL und Analyse HANIK) garantierte eine solide Basis für eine umfassende archäozoologische Studie (16617 Fundstücke). Anfangs nahm ich mit Staunen zur Kenntnis, dass sich die Daten auf kaum zu glaubende 668 Tabellen verteilen. Jedoch mit jeder gelesenen Seite verwandelte sich das Staunen zunehmend in pure Verzweiflung. Auch wenn die Bereitschaft, diesen Tabellenteil mit zu drucken, von der Autorin nicht belohnt wurde, gebühren den Herausgebern und dem Verlag Lob und Dank. Selbst im Zeitalter modernster Speichermedien ist das gedruckte Wort immer noch die sicherste Methode für eine Weitergabe an zukünftige Forschergenerationen.

In der Einleitung umreißt die Autorin nicht nur den zeitlichen, geographischen und inhaltlichen Rahmen ihrer Publikation. Hier erfährt der interessierte Leser

auch einiges zum historischen Umfeld der ehemaligen germanischen Siedlung, wie Stammeszugehörigkeit der Siedler, Klima und Landschaftsbild, Siedlungswesen, Wirtschaft und Handel, einschließlich spezieller Grabsitten. Auf diese Weise gelingt es der Autorin, den Leser auf die folgenden fachspezifischen Darlegungen behutsam einzustimmen.

In den beiden folgenden Kapiteln werden zum einen die jeweiligen Methoden und zum anderen die Befunde, Ergebnisse und Diskussionen vorgestellt. Ausführungen zu den Themen, wie die Einzeluntersuchungen, die Hauptwirtschaftstiere im Überblick, Knochen unter Einwirkung hoher Temperaturen, pathologische und anomale Befunde, Artefakte und eine abschließende Diskussion gehören ebenso dazu.

Allerdings ist es unverständlich, warum für die Berechnung der Haus- und Wildtieranteile die ökonomische Bedeutung der Haus- und Wildtiere nur auf ihre Verwendung als Fleischlieferanten reduziert wurde (S. 17). Immerhin waren die Tiere reproduzierbare Energiequellen und universell nutzbare natürliche Rohstoffquellen und unseren Vorfahren mehr oder weniger regelmäßig verfügbar. Insofern sollten zu Beginn der Ausführungen nicht nur die gesamten Tierreste berücksichtigt, sondern auch gleichrangig (Gewicht und Mindestanzahl der Individuen) behandelt werden. Hierzu gehören die nicht schädlechten Geweihe ebenso wie Skelette und Teilskelette. Im Verlauf der Analyse kommt es dann darauf an zu unterscheiden, welche Bedeutung die einzelnen Haustierformen und Wildtierarten als lebende und als geschlachtete beziehungsweise erlegte Tiere für die jeweilige Nutzungsvariante besaßen.

Für jede Haustierform und Wildtierart werden im Kapitel Einzeluntersuchungen die Anzahl der Knochen, das Knochengewicht sowie die Mindestanzahl der Individuen aufgeführt. Liegen Knochen mit entsprechenden Merkmalen vor, folgen Hinweise zum Schlacht- bzw. Erlegungsalter und Geschlecht. Bis auf eine Tabelle mit den Verwachsungszuständen der Nähte an den einzelnen Hundeschädeln (Tab. 20, S. 45) fehlen aber für die übrigen Haus- und Wildtiere die entsprechenden detaillierten Angaben. In der Anthropologie berücksichtigen die Berechnungen der prozentualen Werte zur Altersstruktur die in der Regel konkret bekannte Anzahl an Individuen. Diese in der Anthropologie übliche Methode lässt sich nicht so ohne weiteres auf die Mindestanzahl der Individuen in der Archäozoologie übertragen und sollte deshalb nur mit Vorbehalt angewendet werden. Der Grund: die Mindestanzahl der Individuen je Haustierform oder Wildtierart ist, bis auf wenige Ausnahmen, lediglich ein Schätzwert. Warum wurden nicht die Knochen mit den alters- und/oder geschlechtsbestimmenden Merkmalen prozentual erfasst und die Werte in entsprechenden Tabellen niedergelegt? Leider werden dem Nachnutzer der Publikation diese wertvollen Detailinformationen vorenthalten.

Weiterhin behauptet die Autorin: »An den Hornzapfen der Wiederkäuer sind die Geschlechter zumeist nur

durch metrische Analysen zu trennen (Umfang an der Basis)« (S. 19). Für das Rind werden als morphologische Merkmale lediglich die Wandstärke und die Größe der Hohlräume für die Hornzapfen der Kastraten akzeptiert. Es zeigte sich aber, dass eine strenge Grenzziehung der Basisumfänge an den Hornzapfen zur Unterscheidung der Geschlechtszugehörigkeit nicht möglich ist. Nur im Verein der metrischen und morphologischen Merkmale lassen sich die Hornzapfen bei Rind, Schaf und Ziege nach Geschlechtern einigermaßen sicher trennen. Bei der Analyse mittelalterlicher Hornzapfen aus Konstanz und Esslingen, zusammen immerhin 5554 Zapfen, bewährte sich die Anwendung der morphologischen Unterscheidungsmerkmale (Fundzahl Hornzapfen Konstanz/Esslingen): Rind (1269/3012), Schaf (638/179) und Ziege (384/72) (R.-J. PRILLOFF, Tierknochen aus dem mittelalterlichen Konstanz. Eine archäozoologische Studie zur Ernährungswirtschaft und zum Handwerk im Hoch- und Spätmittelalter. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 50 [Stuttgart 2000]). In dieser Publikation wurden sowohl die Literaturhinweise als auch die morphologischen Merkmale zusammengestellt.

Ausführlich setzt sich die Autorin mit den mathematischen Methoden zur Berechnung der Widerristhöhen und, speziell bei Schwein und Hund, zur Unterscheidung der Geschlechter auseinander. Zu diesem Thema sind bereits ausführliche Publikationen erschienen. Methodisch fügt die Autorin nichts Neues hinzu, bzw. das, was an Neuem hinzugefügt wurde, ist so in der Praxis nicht anwendbar. Davon scheint auch die Autorin selbst überzeugt zu sein, denn in den entsprechenden Tabellen für das Hausschwein fehlen die Angaben für das Geschlecht (Tab. 289–291 und 293–294 S. 267–268).

Bei einigen mathematischen Berechnungen und Beweisführungen, so zum Beispiel das Hausrind betreffend, lässt sich aus archäozoologischer Sicht die Frage nach dem Sinn kaum beantworten: »Die Knochen beider Körperseiten konnten zusammen in die Berechnungen eingehen, da weder im männlichen, noch im weiblichen Geschlecht relevante Unterschiede vorhanden sind« (S. 33).

Vom Haushund liegen auch »12 vollständige Bestattungen sowie 6 Teilskelette« (S. 44) vor. Den Versuch, zu diesen Skeletten in dem Durcheinander der Darlegungen entsprechende Detailinformationen zu finden, gab ich nach einer qualvollen Zeit der Suche deprimiert auf. So verteilen sich die Knochenmaße auf die Tabellen 317 bis 657 (S. 279–362). Anstatt die Hundeskelette fortlaufend zu nummerieren und die Maße je Skelettelement in einer Tabelle zu erfassen, wurde für jedes Skelettelement einschließlich je isolierter Zahn eine Tabelle angelegt. Exemplarisch wird der 1. Halswirbel (Atlas) angeführt, denn zehn 1. Halswirbel verteilen sich auf 10 Tabellen (Tab. 327, 354, 383, 415, 441, 465, 488, 515, 591 und 616). Warum wurden die Maße nicht in einer Tabelle vereinigt? Nicht nur mit den Knochen vom Hund, auch mit jenen der übrigen Haustiere

wurde so verfahren. Spätestens zu diesem Zeitpunkt schwindet die Hochachtung vor der unwahrscheinlichen Anzahl von 668 Tabellen. War die Autorin, noch dazu im Zeitalter der Computertechnik, nicht willens oder nicht fähig, den Wirrwarr zu ordnen?

Den Einzeldarstellungen folgt das Kapitel Hauptwirtschaftstiere im Überblick. Zu Beginn des Kapitels finden sich einige interessante Details zur ökonomischen Bedeutung der klassischen Haussäugetiere in der zeitlichen Abfolge Neolithikum – Eisenzeit – Römische Kaiserzeit sowie zum Haus-Wildtier-Verhältnis, basierend auf der Knochenanzahl. Die weiteren Ausführungen aber reduzieren die ökonomische Bedeutung der Haustiere im Wesentlichen auf ihre Verwendung als Fleischlieferanten (S. 60–61). Obwohl die germanischen Siedler ihre Haus- und Wildtiere als Energie- und Rohstoffquellen nutzten, wurden diese Hinweise von der Autorin kaum beachtet. Zumindest findet der geduldige Leser an dieser Stelle die lang gesuchten Tabellen, in denen die Verteilungen der Knochen über die Elemente des Skeletts aufgelistet sind. Leider endet die Suche nach einer Auflistung der Hundeknochen wiederum vergeblich.

Ausführlich werden die Schlachtausbeute und Fleischleistung berechnet. Lassen sich anhand der archäologischen Befunde Gehöfte mit entsprechender Bebauung nachweisen, so sind hypothetische, aber dennoch interessante Ergebnisse zu erwarten. Für die Siedlung Hildesheim-Bavenstedt fehlen aber diese Voraussetzungen. Archäologisch erfasst wurden lediglich Nebengebäude (S. 66). Demzufolge sind die Berechnungen zur Schlachtausbeute und Fleischleistung im höchsten Grade hypothetisch, vielleicht sogar schon abenteuerlich. Vor Beginn dieses Kapitels schreibt die Autorin: »Selbst dann bleibt, wie im vorliegenden Fall einer vollständig ergrabenen Siedlung gezeigt, der Anteil des Knochenschwundes sehr hoch. Möglicherweise kommt er hier durch eine ermittelte Mindestindividuenzahl zustande, die trotz der Berücksichtigung der genannten Probleme der Bestimmungsmethoden höher liegt als der real anzunehmende Wert« (S. 65). Auf die Schwierigkeiten und damit verbundenen Unsicherheiten bei der Ermittlung der Mindestanzahl der Individuen wird noch mehrfach hingewiesen (z. B. S. 65 und S. 90). Obwohl die Unsicherheiten bekannt sind, benutzt die Autorin wider besseren Wissens die Mindestanzahl der Individuen als Basis, um das folgende Gedankengebäude darauf zu errichten: »Berechnet man aus der bekannten Anzahl Rinder die zu erwartende Anzahl Gehöfte, unter der Annahme, dass es sich um Anwesen mittlerer Größe handelt hat, die nach JANKUHN (1978) jeweils 20–24 Stück Rindvieh aufstallen konnten, ist für Bavenstedt mit 18–22 Gehöften zu rechnen« (S. 66).

Als nächstes errechnet die Autorin, basierend auf der jeweiligen Mindestanzahl der Individuen, den Fleischertrag. Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber diesen Wert dann als Ausgangsgröße zu nehmen, um die Anzahl der Siedler zu ermitteln, die zur gleichen Zeit in Bavenstedt lebten, ist abenteuerlich. Aber es geht noch

weiter, dient doch nun die Anzahl der Siedler als Ausgangsgröße für die Berechnung des Fleischertrags pro Person und Jahr. Auf diesem Wege gelangt die Autorin zu einem jährlichen Fleischverbrauch von 940 kg pro Person. Welch ein Schlaraffenland. Selbst der Autorin erscheint dieser Wert zu hoch, deshalb drückt sie diesen durch weitere »Berechnungen« auf 263 kg bzw. 215 kg pro Person und Jahr. Nebenbei kommt die Autorin auch noch zu der Erkenntnis, dass »die Methode von KUBASIEWICZ (1956) hier so nicht anwendbar« ist (S. 67).

Zu dem von Zawatka und Reichstein (D. ZAWATKA/H. REICHSTEIN, Untersuchungen an Tierknochenfunden von den römischen Siedlungsplätzen Bentumersiel und Jemgumkloster an der unteren Ems/Ostfriesland. Probleme Küstenforsch. Südl. Nordseegebiet 12 [Hildesheim 1977] 85–128) eingeführten Zahlencode existieren bereits modernere und computerfreundlichere Varianten.

»Anhand der Fragmentierung der großen Extremitätenknochen der Schlachttiere werden die überwiegend eingesetzten Methoden zur Tierkörperzerlegung aufgezeigt« (S. 18 und S. 68–72). Hierzu ist kritisch anzumerken, dass allein diese methodische Vorgehensweise es nicht erlaubt, die überwiegend eingesetzten Methoden zur Tierkörperzerlegung aufzuzeigen. Art und Umfang der Zerschlagung der Tierknochen sind nur bedingt anwendbare Indizien bei der Einschätzung der Schlachtkörperverwertung, weil zusätzlich zum Menschen weitere Faktoren zerstörerisch auf die Knochen einwirken. Die Schlachtung der Haustiere und die Zerlegung der Schlachtkörper in große und kleine Fleischpakete, sowie in topfgroße Portionen, lässt sich nur nach der Erfassung der entsprechenden Schlacht- und Zerlegungsspuren veranschaulichen. Auf die Bedeutung der statistischen und der detaillierten Erfassung der Schlacht- und Zerlegungsspuren, nicht nur der Fragmentierung der Knochen, wurde schon oft hingewiesen (u. a.: A. VON DEN DRIESCH/J. BOESSNECK, Schnittspuren an neolithischen Tierknochen. Ein Beitrag zur Schlachttierzerlegung in vorgeschichtlicher Zeit. *Germania* 53, 1975, 1–23; M. DOLL, Haustierrhaltung und Schlachtsitten des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Eine Synthese aus osteologischen, bildlichen und schriftlichen Quellen [Diss. Tübingen 2000]; H. HÜSTER-PLOGMANN, Eine experimentelle Schweineschlachtung nach Studien an frühmittelalterlichem Knochenmaterial aus dem Haithabu-Hafen. *Zeitschr. Arch.* 27, 1993, 225–234; J. PETERS, Römische Tierhaltung und Tierzucht. Eine Synthese aus archäozoologischer Untersuchung und schriftlich-bildlicher Überlieferung. *Passauer Universitätsschr. Arch.* 5 [Rahden/Westf. 1998]).

In den abschließenden Kapiteln über durch Feuerwirkung oder pathologische Veränderungen geprägte Knochen wie auch zu den Artefakten überwiegen wiederum die allgemeinen Informationen. Es bleibt wohl ein Geheimnis der Autorin, warum sie die Artefakte nach Grabungsjahren und nicht wie üblich nach typologischen Merkmalen anordnet. Auch die Einzelbe-

schreibungen, soweit überhaupt vorhanden, lassen viele Wünsche offen. Zu meiner allgemeinen Verwunderung gehören zum Kapitel Artefakte nicht nur Ausführungen, die Geweih- und Knochenbearbeitung betreffen. Hier finden sich auch Ausführungen zur Zerlegung der Schlachtkörper (S. 81) und zu Knochen mit Hundeverbiss (S. 89). Folgerichtig enthält die Tabelle 58 (S. 87–89) nicht nur Artefakte: Rippe und Humerus vom Schwein mit Schnittspuren, Unterkiefer vom Rind mit Hackspuren, sowie einen abgefleischten menschlichen Humerus (Tab. 58, S. 88–89). Ebenfalls in diese Tabelle aufgenommen wurde Horn vom Rind mit Säge- und Schnitzspuren (wohl Hiebmarken). Auf diese Stücke wird im Text nicht weiter eingegangen, weshalb man auf Vermutungen angewiesen ist. Wahrscheinlich meint die Autorin mit Horn abgesägte oder abgeschlagene Hornzapfen vom Rind. In diesem Fall wären es keine Bearbeitungsspuren, sondern Spuren der Rohstoffgewinnung. Die Hornzapfen selbst sind dann lediglich Abfallstücke der Horngewinnung (Hornscheiden). Auch die Geweih- und Knochenstücke sollten dahingehend getrennt werden: Stücke mit Spuren der Rohstoffgewinnung (Abfallstücke) und Stücke mit Bearbeitungsspuren, also Halbfabrikate und Endprodukte (Artefakte).

Noch einige grundsätzliche Bemerkungen: In archäozoologischen Publikationen sollte deutlich zwischen Haustier (Haustierform) und Wildtier (Wildtierart) unterschieden werden. Auf Seite 20 schreibt die Autorin: »Neben der Unterscheidbarkeit des Metacarpus von Ur und Hausrind ... können diese Arten zusätzlich mit Hilfe der Ausführungen von ... getrennt werden«. Bekanntlich gehören aber Ur und Hausrind zu einer Art. An Stelle der Begriffe Population und faunistische Zusammensetzung (S. 20 und 21) sollten für Haustiere zutreffender die Begriffe Haustierbestand und Zusammensetzung des Haustierbestandes verwendet werden.

Warum wurde Literatur häufig über Sekundärliteratur zitiert? War es der Autorin nicht möglich, sich mit der Primärliteratur auseinander zu setzen?

Bezogen auf die Ausführungen zu Rotfuchs (S. 57) und Braunbär (S. 56) wird eine falsche Literaturquelle angegeben: M.-H. PIEHLER (1976), Knochenfunde von Wildvögeln usw. (S. 102).

Die Angaben zum Schlachtalter beim Hausschwein in Tabelle 39 stimmen nicht mit dem Inhalt in Abbildung 34 überein (S. 61).

Abbildung 47 (S. 82) zeigt ein Humerusbruchstück vom Hausschwein, angeblich mit Schnittspuren. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit um ein typisches Beispiel für Nagespuren.

Fazit: Diese Publikation ist kein Ruhmesblatt der archäozoologischen Forschung. Eine mangelhafte Datenpräsentation, dazu mathematisch überfrachtete und durchdrungen von anthropologischer Denkweise, ist der Grund dafür, dass ich vergeblich Antworten auf wesentliche kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen suchte. Nicht immer, aber häufig bleibt es bei allgemeinen Hinweisen. Wahrscheinlich war sich die Autorin

nicht der hohen moralischen Verantwortung bewusst, der sich ArchäozoologInnen bei der Erstanalyse von Tierknochenkomplexen stellen müssen. Gefordert ist eine kompetente und sämtliche Möglichkeiten ausschöpfende Datenerfassung. In der entsprechenden Publikation sind diese Daten detailgenau zu präsentieren, um eine Nachnutzung für weitergehende Studien zu ermöglichen. Mit gleicher Sorgfalt folgen auf die Präsentation der Daten die kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Interpretationen derselben. Nur unter diesen Voraussetzungen leistet die Archäozoologie einen ebenbürtigen Beitrag zu einer umfassenden archäologischen Fundplatzanalyse.

Wolmirstedt-Elbeu

Ralf-Jürgen Priloff

PASCAL DARCQUE, *L'habitat mycénien. Formes et fonctions de l'espace bâti en Grèce continentale à la fin du II^e millénaire avant J.-C.* BEFAR 319. École Française d'Athènes. De Boccard Édition-Diffusion, Athen 2005. 450 Seiten, 113 Abbildungen, 163 Tabellen.

Betrachtet man die Forschungsgeschichte zur mykenischen Architektur und Bauweise der vergangenen 30 Jahre, so ist zunächst James C. Wrights 1978 abgeschlossene und bedauerlicherweise unpublizierte Dissertation zu nennen (J. C. WRIGHT, *Mycenaean masonry practices and elements of construction* [Diss. Bryn Mawr 1978]). Anschließend war es Gerhard Hiesel, der sich in seiner 1990 publizierte Habilitationsschrift (G. HIESEL, *Späthelladische Hausarchitektur. Studien zur Architekturgeschichte des griechischen Festlandes in der späten Bronzezeit* [Mainz 1990]) erneut der mykenischen Architektur angenommen und vor allem eine detaillierte Typologie der Grundrissformen entwickelt hatte. Nachdem Michael Küpper in seiner 1996 erschienenen Dissertation (M. KÜPPER, *Mykenische Architektur. Material, Bearbeitungstechnik, Konstruktion und Erscheinungsbild*. Internat. Arch. 25 [Espelkamp 1996]) die Bauweise der Mykenen auf eine neue Grundlage gestellt hat, liegt mit Pascal Darcques Werk nun eine weitere Studie zu den späthelladischen Häusern und Siedlungen binnen 30 Jahren vor, die sich mit Wrights, Hiesels und Küppers Monographien messen muss. Die Anfänge der Studie gehen auf eine Arbeit aus dem Jahr 1981 zurück, doch erklärt sich die Dauer des Entstehungsprozesses schon bei einer flüchtigen Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses. Das umfangreiche Werk ist gegliedert in eine Einleitung, die den Rahmen der Studie vorgibt sowie die Methode, die Forschungsgeschichte und die Quellenlage beschreibt, und drei thematische Teile. Der erste ist der Bauweise gewidmet und zerfällt in Kapitel zu Baumaterialien und ihrer Verwendung, zur Anlage der Gebäude und Mauern, zu Öffnungen, zu Stützen, Obergeschossen und Dächern, zu Böden und in eine Zusammenfassung, die sich mit

der technischen Einfachheit und Komplexität mykenischer Häuser beschäftigt. Teil 2 behandelt die Räume und umfasst Kapitel zu den architektonischen Merkmalen, den Einbauten, den mobilen Funden, den Aktivitäten und Funktionen und schließt mit einer Zusammenfassung, die auf die Existenz sowohl multifunktional genutzter Räume wie auch solcher für spezielle Tätigkeiten abzielt. Teil 3 befasst sich mit den Gebäuden. Das erste Kapitel dient der Erstellung und Definition von Klassifikationsmerkmalen, anhand derer »Häuser«, »Mittlergebäude« und »Paläste«, denen jeweils ein Kapitel gewidmet ist, unterschieden werden. Eine Zusammenfassung zu »Tradition und Innovation« schließt Teil 3 ab, auf den eine Zusammenfassung der Arbeit insgesamt folgt. Dort wird die Frage nach einer Diffusion »außermykenischer« Architekturelemente und nach einer einheitlichen oder uneinheitlichen Architektur in der mykenischen Welt aufgeworfen.

Diese Auflistung zeigt, dass das Werk über die Studien von Wright, Hiesel und Küpper hinausgehen will und eine umfassende Synthese anstrebt.

Ziel der Arbeit, die auf den Grabungspublikationen und -vorberichten basiert, war das Studium der mykenischen Gebäude und Siedlungen samt ihrer Einbauten und Funde. Der chronologisch-geographische Rahmen umfasst das Späthelladikum (1550–1025 v. Chr.) im Verbreitungsgebiet von Tholos- und Kammergräbern, Figurinen und Siegeln.

Der erste Teil stellt dabei Merkmale der Bauweise heraus, die die Räume und Gebäude voneinander unterscheiden. Dies geschieht zunächst hinsichtlich der Baustoffe (Kapitel 1, S. 65–82), von denen Bauhölzer, Steine und Lehm und übrige Materialien betrachtet werden. Nicht nur zu diesem Thema, dem sich Michael Küpper intensiver gewidmet hat, sind die wichtigsten Befunde aus der Literatur mit den wesentlichen Daten, hier etwa Ziegelmaße und Datierung, in Tabellenform übersichtlich zusammengestellt.

Kapitel 2 (S. 83–106) geht auf vorbereitende Baumaßnahmen wie Planierungen und Terrassierungen ein und beschäftigt sich anschließend mit Fundamentierungen, bei denen der Verfasser jedoch zu einer anderen Einteilung als Klaus Kilian gelangt (siehe K. KILIAN, *Mykenische Fundamentierungsweisen in Tiryns*. In: P. DARCQUE/R. TREUIL [Hrsg.], *L'habitat égéen préhistorique. Actes Table Ronde Internat. Centre National de la Recherche Scien. Univ. Paris I et École Franç. Athènes* [Athènes, 23–25 juin 1987]. *Bull. Corr. Hellenique Suppl.* 19 [Athen 1990] 95–113). Nach den Mauersockeln bespricht der Verfasser den Oberbau, der aus un-/bearbeiteten Steinen oder Lehmziegeln bestanden haben konnte, und wendet sich dann der Verkleidung der Mauern zu. Verschiedene Qualitäten des Verputzes und seiner Bemalung werden dabei unterschieden.

Die Öffnungen wie Türen und Fenster stehen im Mittelpunkt von Kapitel 3 (S. 107–114). Die relative Kürze der Aussagen zu den Fenstern stehen im Einklang mit unserer Kenntnis dieser Gattung, da nur

wenige Mauern bis in Fensterhöhe erhalten sind. Kapitel 4 (S. 115–129) befasst sich zunächst mit den Dachstützen, die aufgrund von Pfostenspuren und Säulenbasen nachgewiesen sind. Der Verfasser konzentriert sich dabei konsequenterweise auf den Grabungsbefund und geht nicht auf ikonographische Darstellungen von Architekturteilen ein – einen Aspekt, den etwa Hiesel (a. a. O. S. 229–237) behandelt hat. Es folgt die Vorstellung von Treppen, die auf ein Obergeschoss schließen lassen, bevor die Decken und Dächer behandelt werden, ein weiteres schwieriges Kapitel, dem man sich über bildliche Darstellungen zusätzlich zum Grabungsbefund annähern kann.

Bei den Böden (Kapitel 5 S. 131–136) geht der Verfasser auf solche aus Stampflehm, Kiesel- und Steinpflasterungen sowie unbemalte und bemalte Stuckböden ein. Kilian konnte bei seinen Ausgrabungen in der Unterburg von Tiryns zusätzlich verschiedene Qualitäten von Lehm Böden feststellen (etwa K. KILLIAN, Ausgrabungen in Tiryns 1976. Bericht zu den Grabungen. Arch. Anz. 1978, 449–470. Dort S. 463 zum sorgfältig verlegten Lehmestrich in Raum 110).

Die Zusammenfassung zum ersten Teil von Darques Studie (S. 137–143) ist treffend überschrieben mit »technische Einfachheit und Komplexität«, da es mykenische Gebäudekomplexe gibt – primär die sogenannten Paläste – die sich durch die Verwendung elaborierter Baumaterialien und die Anwendung spezialisierter Handwerkstechniken auszeichnen, wohingegen andere Gebäude in der bronzzeitlichen Tradition des griechischen Festlandes errichtet wurden.

Teil 2 beschäftigt sich mit den Räumen. Dabei stehen in Kapitel 1 (S. 149–166) die architektonischen Grundzüge im Vordergrund. Zunächst geht der Verfasser auf die Struktur des umbauten Raumes ein. Er unterscheidet drei verschiedene Prinzipien – eine strenge Gliederung des Gebäudes um einen großen Hauptraum, eine weniger strenge, bei der die Räume sich nicht maßgeblich voneinander unterscheiden, und eine regelmäßige Unterteilung des Gebäudes. Als Beispiele werden für die erste Gruppe etwa das Haus W von Tiryns, für die zweite das Haus A von Argos, und für die dritte das Gebäude Delta aus Mykene genannt. Eine chronologische Auswertung der drei Gruppen unterbleibt. Es folgt die Behandlung der Raumgrößen, die meist zwischen 5–15 m² und selten über 100 m² liegt. Räume mit mehr als 100 m² Innenfläche werden primär für Palastsiedlungen nachgewiesen. Der Verfasser geht weiter auf die Form der Räume und die Zugangssituationen ein, bevor er auf die Ausgestaltung, besonders durch Fresken, zu sprechen kommt. Hier muss auch an organische Ausstattungselemente wie Wandbehänge und Teppiche gedacht werden.

Kapitel 2 (S. 167–185) beschäftigt sich mit den Installationen. Öfen, die metallurgisch oder zum Brennen von Keramik genutzt wurden, Feuerstellen und Herde, Einbauten im Kontext der Wasserverwendung, Plattformen und Bänke, Regale und im Raum installierte Behältnisse werden angesprochen.

Die Behandlung des mobilen Fundguts in Kapitel 3 (S. 187–276) ist verständlicherweise sehr umfangreich. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeiten, die mit der Rekonstruktion von Rauminventaren verbunden sind, bewusst; ergänzend sei zu diesem Thema auf die Arbeit von Ulrike Sommer hingewiesen (U. SOMMER, Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen. Versuch einer archäologischen Taphonomie. In: Studien zur Siedlungsarchäologie I. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 6 [Bonn 1991] 51–193). Werkzeuge zur Stein-, Metall-, Glas-, Elfenbein- und Textilbearbeitung und Geräte zur Nahrungszubereitung, Waffen, Schmuck, Möbel, weitere Objekte wie Lampen etc., Keramikgefäße sowie solche aus Holz, Elfenbein, Stein, Fayence und Metall, Figurinen, Linear B-Tafeln und Tonplomben sowie Siegel werden vorgestellt, bevor sich Kapitel 4 (S. 277–303) der Aufgabe stellt, die Raumfunktionen zu ermitteln. Auch hier werden methodische Überlegungen vorangestellt, um dann auf die Funktionen der Vorratshaltung von Konsumgütern, der Lagerung verschiedener Objekte und Rohstoffe, die Verrichtung von Handwerkstätigkeiten, Nahrungszubereitung, Hygiene, »Erholung«, Administration sowie rituelle und symbolische Handlungen einzugehen. Der zuletzt genannte Abschnitt hinterfragt auch den minoischen Einfluss auf den Kult der Mykener und eine mögliche Kontinuität zwischen dem zweiten und ersten Jahrtausend vor Christus.

Teil 2 schließt mit der Zusammenfassung »Vielseitigkeit und Spezialisierung« (S. 305–310) und drückt damit die Meinung des Verfassers aus, dass die Räume der Mykener teilweise viele Funktionen besaßen, teilweise aber auch nur auf eine einzige Funktion hin ausgerichtet waren, auch wenn sich der archäologische Nachweis dieser These schwierig gestaltet, da die Befunde selten Aufschluss über die Verrichtung einer einzelnen bestimmten Tätigkeit erlauben.

Teil 3 geht schließlich auf die Gebäude als Ganzes ein. Der Verfasser erstellt eine Typologie, deren Klassifikationskriterien und Definitionen in Kapitel 1 (S. 315–340) dargelegt werden. Er stellt zunächst die Frage, ob man überhaupt mehrere Gruppen von Gebäuden unterscheiden kann. Mit Hilfe eines »umfassenden Ansatzes« geht er diese Aufgabe an und betrachtet dementsprechend die Maße der Gebäude, den Aufbau und die Struktur, die Bauweise und Ausstattung, das Mobiliar, die Funde sowie den Grad der Spezialisierung auf mutmaßliche Funktionen und entwirft auf dieser Basis drei Gruppen – den »Palast«, das »Haus« und eine Zwischengruppe, die »Mittlergebäude«, womit er im Unterschied zu Hiesels Typologie eine übergeordnete Gliederungsebene schafft.

In Kapitel 2 (S. 341–355) richtet der Verfasser seine Aufmerksamkeit auf die Kategorie der Häuser. Sie werden als nicht übermäßig groß und einfach gebaut charakterisiert und dienen multifunktionalen Aktivitäten. Kurvilineare und rechtwinklige Grundrisse werden unterschieden, die zuletzt Genannten unterteilt anhand der Anzahl ihrer Achsen (vgl. HIESEL). Die Kategorie

der sogenannten Korridorhäuser fällt, auch aufgrund ihrer vom Verfasser zurecht als unzureichend kritisierten und daher modifizierten Definition, teilweise in die Gruppe der rechtwinkligen Häuser. In diesem Zusammenhang sei auf den Neufund eines solchen Gebäudes aus Kanakia/Salamis hingewiesen (Y. LOLOS, Kanakia. In: J. WHITLEY, *Archaeology in Greece 2003–2004* [Arch. Reports 2003–2004] 1–92, dort 9–11). Ein Absatz zur einfachen mykenischen Hausarchitektur schließt das Kapitel ab.

Kapitel 3 (S. 357–366) gilt den »Mittlergebäuden«. Sie umfassen größere Grundflächen (300–925 m²), weisen eine sorgfältigere Bauweise und Funde auf, die auch aus Palastkontexten bekannt sein können und wozu etwa Linear B-Tafeln etc. gehören. Mehrere Grundformen gehören in diese Kategorie, darunter auch größere Korridorhäuser und etwa der Komplex von Gla. Im palatialen Kontext sind die »Mittlergebäude« oftmals mit administrativen Funktionen verbunden.

Kapitel 4 (S. 367–386) befasst sich mit den Palästen und geht zunächst auf ihre Entstehung ein (siehe dazu auch T. MÜHLENBRUCH, *Zu vorderorientalischen Parallelen in der mykenischen Palastarchitektur*. Arch. Korrbibl. 33, 2003, 479–491). Der Verfasser setzt die Größe, besondere Lage und elaborierte Ausstattung der Anlage voraus, die ein »Megaron« (siehe dazu R. JUNG, *Das Megaron – ein Analogie(kurz)schluss der ägäischen Archäologie*. In: A. GRAMSCH [Hrsg.], *Vergleichen als archäologische Methode. Analogien in den Archäologien*. BAR Internat. Ser. 825 [Oxford 2000] 71–95) als Zentrum aufweist. Folgerichtig erkennt er nur Mykene, Tiryns und Pylos, sowie Theben etwa aufgrund seines Archivs, als Paläste an. An dieser Stelle ist der Neufund von Iolkos zu ergänzen (V. ADRYMI-SISMANI, *Le palais*

de Iolkos et sa destruction. Bull. Corr. Hellénique 128/129, 2004/2005, 1–54).

Die Zusammenfassung »Traditionen und Innovationen« (S. 387–392) schließt Teil 3 ab. Während die Häuser in bronzezeitlicher Tradition stehen, setzen sich die Mittlergebäude und die Paläste von diesen ab. Der Verfasser führt ihre Entstehung auf kretischen Einfluss zurück.

Mit einer Gesamtzusammenfassung (S. 393–404) endet die Arbeit. Abgesehen vom Einfluss der minoischen Kultur auf Südgriechenland bewertet der Verfasser die Bedeutung anderer Gebiete für die mykenische Architektur als gering. Die Frage nach der Existenz einer mykenischen Architektur-»Koiné« erscheint ihm zu pauschal, da zwischen palatialen und nichtpalatialen Landschaften der Mykenen mit ihren spezifischen Architekturformen unterschieden werden muss.

Eine thematisch geordnete Literaturzusammenstellung, ein Index griechischer Ortsnamen, ein geographisches und ein thematisches Register runden die Arbeit ab. Die Synthesen zu den einzelnen Kapiteln sowie die kurze, aber prägnante englischsprachige Zusammenfassung ermöglichen dem Leser einen schnellen Überblick über das Werk. Die zahlreichen Pläne, die auf der Basis der Grabungspublikationen und -vorberichte neu und einheitlich gezeichnet wurden, sind zusätzlich hervorzuheben. Darcques Arbeit wird in seiner umfassenden Betrachtung zu einem Standardwerk mykenischer Architektur werden. Dass dabei Einzelaspekte wie etwa eine betontere chronologische Auswertung in den Hintergrund treten müssen, schmälert den Wert der Arbeit nicht.

Heidelberg

Tobias Mühlenbruch

KLASSISCHE ARCHÄOLOGIE

CHRISTIAN KUNZE, *Zum Greifen nah. Stilphänomene in der hellenistischen Skulptur und ihre inhaltliche Interpretation*. Biering & Brinkmann, München 2002. 280 Seiten, 30 Tafeln.

Hellenistische Skulpturen haben seit einiger Zeit Hochkonjunktur in der archäologischen Forschung und zwar nicht nur in der traditionell stilgeschichtlich orientierten deutschsprachigen, sondern auch international. Eine der Ursachen mag die große Publizität der schrittweise vollständiger werdenden Marmorgruppen von Sperlonga sein und die um ihre Bewertung geführte Kontroverse vor allem zwischen B. Andreae und N. Himmelmann; eine andere, dass die Datierung des Pergamonaltars in Bewegung geraten ist (vgl. G. DE LUCA/W. RADT, *Sondagen im Fundament des großen Altars. Pergamen*. Forsch. 12 [Berlin 1999] 120 ff.).

Tieferegehender Spekulation über eine halb unbewusste Wahlverwandtschaft unseres Zeitalters der Globalisierung mit dem Hellenismus will ich mich hier enthalten. Allein in den letzten zehn Jahren sind weit mehr als ein Dutzend Monographien und zahllose Artikel zu den unterschiedlichsten Aspekten der griechischen Plastik zwischen dem Ende des 4. und dem Ende des 1. Jhs. v. Chr. erschienen.

Abgesehen vom nicht unerheblichen Materialzuwachs und größerer methodischer Vielfalt der Bearbeiter hat sich an der Schwierigkeit unseres Zugangs zu der charakteristischsten Gattung der griechischen Kunst in den letzten drei Jahrhunderten ihres Bestehens nichts geändert: Wir verfügen nur über spärliche literarische Quellen zur Kunst- und Künstlergeschichte des Hellenismus. Es gibt kaum absolut datierte Skulpturen und nur wenige, deren argumentativ gewonnene Datierung

allgemein anerkannt wäre. Selbst die Herrscher-Ikono-graphie, die den stilistischen Leitfaden der römischen Kaiserzeit bildet, fällt wegen kontroverser Benennungen der stark typisierten Porträts weitgehend aus.

Es zeugt von großem Wagemut, wenn eine Dissertation bei dieser Sachlage grundsätzliche Aussagen zu Stilphänomenen der hellenistischen Skulptur anstrebt. Die Arbeit ist an der Freien Universität Berlin bei Adolf H. Borbein entstanden und im WS 1994/95 angenommen worden. Dass der Autor sie erst 2002 zum Druck gab, spricht für seine tiefeschürfende Gründlichkeit, die keinem sich bietenden Problem ausweicht und für jede Behauptung oder Vermutung hinreichende Belege beibringt. Obwohl durch ein ganzes Buch (CH. KUNZE, *Der Farnesische Stier und die Dirkegruppe des Apollonios und Tauriskos*. 30. Ergh. Jahrb. DAI [Berlin 1998]) und einen Aufsatz (DERS., *Verkannte Götterfreunde. Zu Deutung und Funktion hellenistischer Genreskulpturen*. Mitt. DAI Rom 106, 1999, 43–82) entlastet, liegt nun ein umfangreiches Werk vor, das einen dichten Text auf 254 zweiseitigen, großen Seiten mit nicht weniger als 1598 Anmerkungen, bequeme Register und einen auf 103 Abbildungen beschränkten, aber vorzüglichen Tafelteil bietet. Der Autor verlangt vom Leser zwar große Aufmerksamkeit und fachliche Kompetenz, erleichtert die Lektüre aber durch eine klare, anschauliche Sprache und zahlreiche Querverweise. Er scheut sich auch nicht vor Wiederholungen und Erinnerungen, wohl wissend, dass der moderne Benutzer des Buches dieses nicht mehr von Anfang an zu lesen bereit ist, sondern nur zu seiner speziellen Fragestellung ausbeuten möchte. Sich den ganzen Zusammenhang aber klarzumachen, würde die Mühe sehr wohl lohnen.

Es geht Christian Kunze darum, die Stilforschung von dem gelegentlich durchaus begründeten Vorwurf zu befreien, bloß subjektiv, weil rein formalästhetisch und für ihre Gegenstände ohne historische Relevanz zu sein. Er hält dem die schlichte Erkenntnis auch der aktuellen Mediendiskussion entgegen, »dass mit einer bestimmten Art der formalen Präsentation immer auch eine inhaltlich gerichtete Selektion und Bewertung gegenüber dem zu präsentierenden Gegenstand verbunden ist« (S. 12). Der unterschiedliche »Gebrauch« von Stilformen – im zeitlichen Nacheinander, aber mitunter auch gleichzeitig – lässt auf verschiedene Gewichtung von Inhalten ebenso schließen wie auf die jeweilige Auswahl als darstellungswürdig erachteter Merkmale und bestimmen, welche sinnliche Evidenz für befriedigend gehalten wurde. Kunze hat dies an anderer Stelle breiter ausgeführt: *Forme artistiche e loro significato. Prospettive di un'interpretazione stilistico-formale*. In: M. BARBANERA (Hrsg.), *Storie dell'arte antica. Atti del convegno »Storia dell'arte antica nell'ultima generazione: tendenze e prospettive«* Rom 2001 (Rom 2004) 39–44.

Nach einer sehr kritischen Darstellung der Forschungsgeschichte begründet er seine Auswahl des Materials. Behandeln will er nur Skulpturen, die hin-

reichend genau datierbar sind, die sich thematisch mit älteren und jüngeren Werken vergleichen lassen und die im Verhältnis zur bestehenden Tradition sowohl formal als auch thematisch Neuartigkeit beanspruchen. Der Leser darf also keine der üblichen Stilgeschichten erwarten, die Beispiele für alle Gattungen in ungefähre zeitlicher Abfolge besprechen. Eher konventionelle Werke wie Ehrenstatuen oder Tempelkultbilder werden hier ausgeklammert. Das Augenmerk liegt vielmehr auf den offenbar erst im frühen Hellenismus erfundenen dramatischen Handlungsgruppen, die freilich oft nur in römischen Marmorkopien erhalten sind, von den Römern also besonders geschätzt wurden. Eine Auswahl von ihnen wird in einer Kette von Einzeluntersuchungen umfassend analysiert, wobei sich eine Phase verwandter Tendenzen zur drastisch-unmittelbaren Wirkung zwischen dem Anfang des 3. und der Mitte des 2. Jhs. v. Chr. ergibt und zwischen ca. 150 und 30/20 v. Chr. eine »späthellenistische« Phase bildmächtig-malerischer, distanzierter Wirkung, während sich eine häufig postulierte »hochhellenistische« Phase zwischen 250/30 und 150 v. Chr. nicht feststellen läßt.

Als erstes Beispiel einer dramatischen Handlungsgruppe wird der in einer einzigen (stark ergänzten) Kopie überlieferte Toro Farnese in Neapel behandelt (S. 25–38; 58–60 Abb. 1–6), wobei für seine Ergänzung, Erforschung und antike wie moderne Rezeptionsgeschichte auf das bereits genannte Buch verwiesen wird. Die dort ausführlicher begründete, hier wiederholte Datierung der riesigen Gruppe ins späte 2. oder frühe 3. Jh. n. Chr. überzeugt freilich nicht. Ich halte B. Andreaes Nachweise einer claudischen Entstehung (Mitt. DAI Rom 100, 1993, 111–117) für schlagend. Doch hier geht es allein um die Würdigung des von einigen römischen Zutaten (wie der Antiope, dem Hirten und den Tieren) befreiten Originals der laut Plinius (nat. 36,33.34) von den Bildhauern Apollonios und Taurikos von Tralleis für Rhodos geschaffenen Gruppe. Die aufgrund verschiedener stilistischer, inhaltlicher und politischer Argumente vorgeschlagene Datierung ins 2. Viertel des 2. Jhs. v. Chr. und die Verbindung mit der Bruderliebe von Eumenes II. und Attalos II. von Pergamon stehen dabei nicht einmal im Mittelpunkt. Hauptsache ist für Kunze die Analyse der Komposition. Er bestreitet überzeugend die seit F. Studniczka meist vertretene reliefhafte Hauptansicht übereck und begründet eine senkrecht zur Vorderseite der Basis angenommene Hauptansicht gerade mit dem Argument, dass hier die Distanz zwischen Skulptur und Rezipient aufgehoben und der »Mythos ganz und gar in eine konkrete Handlung umgesetzt« (S. 36) sei. Dabei wird die rechte Flanke der Gruppe durchaus als Nebenansicht angesehen, ja als Beginn eines formal arrangierten »Blickweges«, den der Betrachter als dramatischen Ablauf bis zum erschreckenden Höhepunkt der Vorderseite zu gehen hat.

Solche sorgsam arrangierten Torsionsbewegungen, die den Betrachter zu einem »Erlebnisweg« einladen, um inhaltlich relevante Aussagen auf verschiedenen An-

sichtsseiten zu entdecken, findet Kunze bei weiteren ›hochhellenistischen‹ Skulpturgruppen (Kunze will dieses eingebürgerte Attribut nur konventionell verwenden »zur Angabe der ungefähren Zeitstellung eines Werkes« [S. 20], legt ihm aber kein inhaltliches Gewicht bei. Ich halte diese Entscheidung für unglücklich). Die bestdatierte dieser Gruppen sind die Großen Gallier der Sammlung Ludovisi (S. 40–43; 47–51 Abb. 9–12), deren Original nach 238 v. Chr. entstanden sein muss und das der Autor entschieden dem sog. Schlachtenanthem von 223 v. Chr. im Athena-Heiligtum von Pergamon zuweist, ohne leider auf begründete Einwände einzugehen, die rekonstruierbaren Basisabschnitte seien für überlebensgroße Kampfgruppen zu kurz (zuletzt J. R. MARSZAL, *Ubiquitous barbarians*. In: N. T. DE GRUMMOND/B. S. RIDGWAY (Hrsg.), *From Pergamon to Sperlonga. Sculpture and context* [Berkeley 2000]) 206–209 Abb. 76). Er arbeitet heraus, dass es bei dem bedrohlich zurückgewandten und sich gleichzeitig das Schwert in die Brust stoßenden Gallier nur für die rechte Flanke (warum sagt er S. 42 »Schmalseite«?) und die Vorderseite eine eigenständige kompositorische Durchgestaltung gibt, was zu ganz gegensätzlichen Empfindungen des Betrachters führt. Nur hier ist einmal der konkrete Aufstellungskontext rekonstruierbar: Auf der links des Weges angelegten Basis sah man den Gallier zunächst von hinten und musste einen Schwertstich gewärtigen, bis man weiterschritt und den Vollzug des Freitodes erblickte.

Selbst an einer Einzelfigur lässt sich ein vergleichbarer räumlicher Aufbau feststellen: Das sog. Mädchen von Antium (S. 43–47 Abb. 13–16) wird als Original der 2. Hälfte des 3. Jhs. v. Chr. betrachtet, das entsprechend der Vorderseite und linken Schmalseite seiner Plinthe zwei dynamisch verbundene Ansichten bietet. Viele scheinbar zufällige Details sprechen für eine lebensechte Inszenierung eines alltäglichen Vorgangs. Darum wird die Figur als Motiv in Gestalt eines anonymen opfernden Mädchens gedeutet. Zu dieser und weiteren hellenistischen Motivfiguren in älterer Tradition vgl. den eingangs zitierten Aufsatz des Verfassers.

Diesen noch wenigen Beispielen aus dem 3. Jh. v. Chr. werden nun exemplarisch zwei späthellenistische Gruppen gegenübergestellt (S. 52–58). Mithilfe formaler Vergleiche dem mittleren Drittel des 2. Jhs. v. Chr. zugewiesen, steht die wegen ihrer vielen Kopien hochberühmte sog. Pasquinogruppe (Abb. 17; 18) für den Beginn einer neuen Auffassung: Auch hier führt die rechte Nebenseite den Blick zur Vorderseite, aber »sie bietet motivisch nichts, was nicht besser auch in der Vorderansicht zu sehen wäre« (S. 54). Die Komposition ist konsequent auf eine frontale Betrachtung angelegt. Der erhobene Kopf des Aias ist dem extrem herabhängenden des Achilleus pathetisch entgegengesetzt. Die Gruppe weist keine Handlungskohärenz mehr auf, sondern vollführt appellierende Gesten. Der Betrachter wird vom unmittelbaren Miterleben zu ruhiger Kontemplation gedrängt. Die vielberufene ›Einsichtigkeit‹ (G. Kraemer) gilt aber fortan nicht für sämtliche

späthellenistischen Gruppen. Kunze möchte die Skylla-Gruppe von Sperlonga (Abb. 104; Textabb. 2) insofern ausnehmen, als sie auf zwei Hauptansichten berechnet sei, die rechte Flankenansicht und die Vorderseite (mit der Künstlerinschrift), die allerdings nicht gleitend ineinander übergehen (wie im 3. Jh. v. Chr.), sondern scharf übereck gestellt seien. In jeder dieser Ansichten (und ich würde die beiden anderen Seiten ähnlich sehen) wird die Vielzahl der erschreckenden Motive dem Betrachter bildhaft übersichtlich präsentiert. Dieser ist also nicht mehr in das furchtbare Geschehen einbezogen, sondern zur Kontemplation aus sicherer Entfernung eingeladen. Kunze datiert wie schon früher (Jahrb. DAI 111, 1996, 139–223) die Skylla-Gruppe um 30/20 v. Chr., was ich für plausibel halte, aber er geht hier nicht mehr auf ihr mögliches Verhältnis zu der nach Konstantinopel verschleppten bronzenen Gruppe ein, die zwar nicht datierbar, aber uns zumindest durch mehrere Beschreibungen als recht ähnlich indirekt greifbar ist (B. ANDREAE/B. CONTICELLO, *Skylla und Charybdis*. Zur Skylla-Gruppe von Sperlonga. Abhandl. Akad. Wiss. Mainz, Geistes- u. Sozialwiss. Kl. 14 [Stuttgart 1987] 24–27). Kunze hatte (Jahrb. DAI 111, 1996, 188–204) ein hochhellenistisches Vorbild für Sperlonga gelehrt, obwohl Werke der Kleinkunst seit dem späten 3. Jh. v. Chr. alle Motive der Skylla-Gruppe wiederholen. Deren verschiedenartige Kompositionen sprechen m. E. aber für einen sehr komplexen, räumlichen Prototypen, der in Sperlonga durchaus in späthellenistischem Geschmack verändert worden sein kann, was der hier vorgetragenen Generalthese ja nur entsprechen würde.

Das nächste Kapitel (S. 61–134) behandelt das Verhältnis zwischen Einzelstatuen ganz verschiedener Thematik und dem Betrachter. Ausgangspunkt ist der längst von A. H. Borbein erbrachte Nachweis (Jahrb. DAI 88, 1973, 43–212), dass spätklassische Skulpturen bis zum Ende des 4. Jhs. v. Chr. als distanzierte Schaubilder konzipiert sind. Da vom Gallier Ludovisi bis zum Pergamonaltar das Gegenteil der Fall ist, die Distanz zwischen Bildwerk und Rezipient aufgehoben erscheint, die Illusion eines interaktiven Vorgangs erzeugt wird, untersucht Kunze nun das Verhalten von mit Sicherheit ins 3. Jh. v. Chr. datierten Statuen und beginnt mit Sitzfiguren von Philosophen und Dichtern. Die Statue des Chrysispos (S. 63–69 Abb. 19–22) gehört nachweislich ans Ende des 3. Jhs. v. Chr. (vgl. Anhang 1 S. 243 ff.). Analysiert werden die angespannte Haltung, die blockhafte Komposition. Der Betrachter fühlt sich durch Gestik und Miene als unmittelbarer Partner angesprochen, wofür Cicero Kronzeuge ist, der (fin. 1,39) einen Dialog mit der Statue entwirft. An der von K. FITTSCHEN (Mitt. DAI Athen 106, 1991, 243–279) so überzeugend rekonstruierten Sitzstatue des Menander (S. 69–72 Abb. 23–26), die unmittelbar nach seinem 293/292 oder 291/290 v. Chr. erfolgten Tode geschaffen worden sein muss (Kritik an der rekonstruierten Kopfhaltung in Anhang 2 S. 246 ff.), zeigt Kunze hingegen, dass sie dem Betrachter entrückt sei und völlig entspannt ge-

staltet, also noch ganz dem spätklassischen Gestaltungskonzept folge. Ihm gegenüber stellen sich die Sitzstatuen der Epikuräer Epikuros und Metrodoros (beide um 270 v. Chr.) und Hermarchos (um 250 v. Chr., S. 72–80 und Anhang 3 S. 249 ff. Abb. 27–34) kompakter und körperlich präsenter dar. Eine Konfrontation mit dem Betrachter ist bei den beiden älteren angestrebt, aber noch keine momentane Situation. Viel stärker situativ erscheint dann Hermarchos, aber er zeigt noch keine einheitliche Aktion wie Chrysisippos. Kunze will freilich nicht in das Schema einer gleichmäßigen, evolutiven Stilentwicklung zurückfallen, deren Postulat gerade im Hellenismus zu trügerischen Ergebnissen geführt hat. Er hält die Statuen des Epikuros und Metrodoros für entwicklungsgeschichtlich rückständig im Vergleich mit dem genau auf 280 v. Chr. datierten Demosthenes. Kunze behauptet grundsätzlich, dass es eher revolutionäre Neuerungen in einzelnen Werken gegeben habe, die sich dann allmählich durchsetzten. Für das frühe 3. Jh. v. Chr. ist die neue Darstellungsform jedenfalls erst ihn Ansätzen nachzuweisen, was freilich an der sehr lückenhaften Überlieferung liegen mag.

Die nächste Statuengruppe (S. 80–98 Abb. 35–42; 44–47) – eine Neuerung hellenistischer Zeit – stellt Fischer und andere Angehörige der untersten Schichten lebensgroß und so realistisch wie möglich dar. Die Suggestion unmittelbarer körperlicher Präsenz wird etwa bei dem häufig kopierten bzw. umgebildeten Fischer im Senecatypus durch Frontalität, Gestik, Drastik der Alterszüge und der Entblößung des Geschlechtssteils deutlich. Gemäß dem poetischen Topos, dass Alte und Arme besonders fromme Gabenbringer seien, hält Kunze diese Figuren im Original für Votive in ländlichen Heiligtümern, deren Einbeziehung ins Ambiente die lebendige Täuschung gesteigert haben mag. Während Kunze den Fischer im Senecatypus, der meist an die Statue des Chrysisippos angeschlossen wird, sich auch in der Nähe des Demosthenes vorstellen kann, will er den Londoner Fischer (Brit. Mus. 1766, Abb. 39; 40) von nur halber Lebensgröße (zur komplizierten Überlieferung s. Anhang 4 S. 255 ff.) erst in die Mitte des 2. Jhs. v. Chr., also an den Anfang des Späthellenismus setzen. Er konstatiert hier einen gebrochenen, eckigen Körperrhythmus mit einem seitlichen Ausgreifen in der Bildfläche, vermisst die direkte Kommunikation zwischen Statue und Betrachter, überprüft aber nicht, ob die (mit Plinthe und Unterschenkeln) moderne Ansicht überhaupt zutreffend ist. Ich kann nicht recht nachvollziehen, dass die Bewegungen von Kopf und (ergänzt) rechtem Unterarm »als Exponenten einer wirklich konzentriert vorgetragenen Handlung kaum sinnvoll zu verstehen« (S. 88) seien und darum für den Späthellenismus typische isolierte Handlungs- und Ausdrucksmotive darstellen. Unter dasselbe Verdikt fällt eine gleichzeitig datierte Pariser Bronzestatuette (Abb. 42) angeblich ohne konkrete Aktion, weil das Anbieten des Warenkorbs mit der Linken, »der Müdigkeitsgestus des rechten Armes und die pathetische Klage des aufblickenden Kopfes ... nicht zu einer wirklichen Handlung

koordiniert« seien. Tatsächlich ist die Geste der an den Hinterkopf gelegten Rechten nicht zu verwechseln mit dem Ruhegestus des auf den Kopf gelegten Armes, sondern charakteristisch für Sänger, hier also einen Ausrufer seiner Waren. Die auf den Londoner Fischer gemünzte Formulierung: »An die Stelle einer unmittelbar zu erlebenden Realität tritt damit – zugespitzt formuliert – ein übersichtlich und effektiv präsentierter Motivkomplex, der vom Betrachter verlangt, die Einzelteile reflektierend miteinander in Beziehung zu setzen und in Ruhe auf ihre Aussagewerte hin »abzulesen« gilt ohne jede Einschränkung für die im folgenden behandelten Figuren des Fischers im Typus Konservatorenpalast-New York (Abb. 41; 44) und der tatsächlich männlichen »Hirtin« im Konservatorenpalast (Abb. 45), die beide um 100 v. Chr. datiert werden. Noch später soll die völlig reliefhaft konzipierte »Alte Marktfrau« in New York (Abb. 46–47) sein, die am südlichen Abhang des römischen Kapitols gefunden, wohl im Heiligtum der Ops aufgestellt war. Drastische Details und Attribute sind hier gehäuft, ohne dass dies als Ziel einer entsprechenden »Entwicklung« gewertet wird. Das von Kunze mit der römischen Stola in Zusammenhang gebrachte Trägerkleid unter dem Mantel der Marktfrau ist eine von A. FILGIS (Arch. Anz. 2002, 268 ff.) inzwischen identifizierte sog. Saumband-»Peronatrix«, ein seit der 2. Hälfte des 3. Jhs. v. Chr. getragenes hellenistisches Frauengewand, Vorbild der doch wohl schon voraugusteischen römischen Stola. Eine alexandrinische Peronatrix (weil mit nicht-textilem Träger) hat dagegen die anschließend besprochene Trunkene Alte im Typus München (S. 93–108 Abb. 43; 48–51; 67) angelegt, die in schockierender Lebendigkeit als realer dreidimensionaler Körper in leichter Aufsicht für wechselnde Perspektiven inszeniert ist, was zu ihrer üblichen Datierung ins späte 3. Jh. v. Chr. passt. Kunze hält wie bei dem Fischer im Senecatypus eine frühere Datierung für gut möglich und identifiziert sie mit der *anus ebria* (PLIN. nat. 36,32) eines Myron in Smyrna. Er deutet sie als ernstgemeintes Motiv in einem Dionysosheiligtum, wo die topische Figur der trunkenen Alten als »Verkörperung der dionysischen Gegenwelt« (S. 106) den Betrachter zum Mitfeiern einlädt.

Als letzte Einzelfigur wird die Kauernde Aphrodite (S. 108–129 Abb. 52–57) besprochen, die wegen der hohen Zahl ihrer Kopien hochberühmt gewesen sein muss. Kunze nimmt eine sorgfältige Replikenrezension vor, um die originale Komposition zu erfassen und datiert sie wegen ihrer stilistischen Verwandtschaft mit dem Mädchen von Antium vorsichtig in die 2. Hälfte des 3. Jhs. v. Chr. Der alte Bezug auf eine verderbte Pliniusstelle (nat. 36,35), wonach ein *Daedals* eine sich waschende Aphrodite in der *Porticus Octaviae* geschaffen habe, wird im Anhang S. 257 ff. ausführlich erörtert, die Konjekturen in *Doidals* und dessen Erklärung zu einem bithynischen Bildhauer der Mitte des 3. Jhs. v. Chr. mit Recht zurückgewiesen, aber die alte Verbesserung in *Daedalus/Daidalos* leider nicht wieder zu Ehren gebracht, obwohl dieser Name von Arrian (bei

EUSTHAT. ad Dionys. Perieg. 793) als Schöpfer des Zeus von Nikomedeia genannt wird. Trotz ihrer Hauptansicht ist die Kauernde Aphrodite aber von einansichtigen Werken grundsätzlich zu unterscheiden, indem sie sich förmlich ›verweigert‹. Der Betrachter sieht sich in der Rolle des Voyeurs, der die Reaktion der Göttin verursacht. Hier schließt eine längere tiefschürfende Erörterung der ›Götternähe‹ im Hellenismus an. Kunze wendet sich gegen die übliche Abwertung der hellenistischen Religiosität. Er stellt nicht nur ein intensives Fortleben der Kulte und ein starkes Interesse an aitiologischen Zusammenhängen fest, sondern erkennt auch in bildender Kunst wie Dichtung (Kallimachos, Apollonios Rhodios) eine gegenüber dem 4. Jh. v. Chr. geradezu provokative Betonung der sinnlichen Präsenz der Götter. Dem hochhellenistischen Werk wird dann die ins mittlere oder spätere 2. Jh. v. Chr. datierte kauernde Aphrodite von Rhodos (Abb. 58) gegenübergestellt. Sie erweist sich als bewusste Umgestaltung zum Gegenteil: Die Göttin stellt sich in gefälligem Arrangement reliefhaft dem Betrachter dar. Zur seriellen Verbreitung ihres Entwurfes vgl. Anhang 6 S. 259 ff.

Der an dieser Stelle vielleicht vermisste Barberinische Faun ist inzwischen vom Verfasser an anderer Stelle meisterlich interpretiert und mit seinen späthellenistischen Gegenstücken verglichen worden: CH. KUNZE, Die Konstruktion einer realen Begegnung: zur Statue des Barberinischen Fauns in München. In: G. ZIMMER (Hrsg.), Neue Forschungen zur hellenistischen Plastik. Kolloquium zum 70. Geburtstag von Georg Daltrop (Eichstätt 2003) 9–48.

Nach all diesen exemplarischen Fällen werden im nun folgenden längsten Kapitel (S. 135–227) Darstellungen von Handlungen und Situationen in größerem Zusammenhang behandelt, Kleinkunst und Reliefs eingeschlossen. Kunze beobachtet, dass seit der Mitte des 5. Jhs. v. Chr. in der Großplastik Handlungs- und Bewegungsmotive zurückgedrängt und im 4. Jh. durch eine situativ unspezifische Darstellungsweise abgelöst werden. Die ruhig stehenden Figuren oder Gruppen erwecken allenfalls gedankliche, etwa allegorische Vorstellungen. Die dramatischen Handlungsgruppen des Hellenismus bedeuten demgegenüber etwas grundsätzlich Neues. Dies ist kein bloß formales Problem, sondern vor allem eine grundlegende Veränderung des allgemeinen Darstellungsinteresses. Kunze beginnt mit der Analyse der Ganswürgergruppe Typus München (S. 142–155 Abb. 60–66). Seine wahrscheinliche Gleichsetzung mit dem Bronzewerk eines Boethus durch Plinius (nat. 34,84) hilft nicht weiter, weil mehrere Künstler dieses Namens überliefert werden (s. Anhang 7 S. 262 ff.). Die Gruppe kann also nur stilistisch datiert werden. Die von allen Seiten interessante, in leichter Aufsicht zu betrachtende Komposition besitzt eine pyramidale Grundform und ist betont dreidimensional aufgebaut. Gleichwohl ist die frontale Ansicht der drolligen Kontrahenten die Hauptansicht. Man kann zwar nicht von einem ›Dialog‹ sprechen, doch von einer Ausrichtung der Handlung auf den Betrachter. Insofern ist sie mit den

beschriebenen hochhellenistischen Gruppen verwandt. Dazu kommen die Herausarbeitung stofflicher Reize und die verblüffend lebensechten Motive. Das Original muss in die Mitte oder die 2. Hälfte des 3. Jhs. v. Chr. gehören. Auch hier ist nicht mit einer erst dem römischen Geschmack entsprechenden Genregruppe zu rechnen, sondern mit einem Motiv, wofür Herondas und Epigramme des 3. Jhs. v. Chr. schöne Beispiele liefern. Wieder wird überzeugend die ganz andere Auffassung einer späthellenistischen Ganswürgergruppe Typus Borghese gegenübergestellt. Sie ist zentrifugal und flächig aufgebaut. Die Aktionsmotive wirken isoliert, die Gruppe ist auf schlicht ablesbare Bildelemente reduziert.

In acht Wiederholungen ist die kleinformatige bronzene Pankratiastengruppe vom Typus Istanbul (S. 155–165 Abb. 68–73) erhalten, die in perfekter Mehransichtigkeit den mühelosen Sieg eines ptolemäischen Königs über einen Barbaren veranschaulicht. Den Gruppenaufbau möchte Kunze schon ins frühe 3. Jh. v. Chr. datieren, die einzelnen Versionen verschiedenen Ptolemäern zuweisen. Sehr griechisch werde hier kriegerische Überlegenheit als athletischer Sieg dank überlegener Techné dargestellt. Es folgen (S. 165–168) Darlegungen zu den ästhetischen Aspekten des hellenistischen Königsideals. Präsenz und Inszenierung des Königs stellen Analogien zu den Wirkungsabsichten gleichzeitiger Kunstwerke dar.

Ein an sich bescheidenes, immerhin zwischen 278 und 276 v. Chr. datiertes Weihrelief aus Kyzikos (S. 169 f. Abb. 74) ist zeittypisch, weil hier Herakles gewissermaßen in die Gegenwart eingreift, indem er einen der Kyzikos damals bedrängenden Gallier erschlägt, wobei die gesteigerte Räumlichkeit und Drastik der Aktion die neue Unmittelbarkeit verkörpert. Kunze vergleicht (S. 170–175) die Beliebtheit eingreifender Götter in der hellenistischen Dichtung und in der gleichzeitigen Geschichtsschreibung (bis zu Polybios) die Personalisierung, zugleich Mythisierung historischer Ereignisse. Auch hier also wieder die distanzlose Verknüpfung von Mythos und Gegenwart.

Drastik wird auch gesucht bei einem ganz alltäglichen Thema wie dem Kampf zweier Ringer, eher Pankratiasten, in Florenz (S. 175–180 Abb. 75–78). Die Vorderansicht ist geradezu unübersichtlich, der Hauptakzent liegt auf beiden Seitenansichten. Die Betrachtung setzt eine niedrige Sockelung voraus, erfolgt also ganz realistisch schräg von oben und verlangt eine gleichsam filmische Abfolge. Hier wird der Zuschauer förmlich Augenzeuge, beglaubigt einen wirklichen Sieg, für den die Gruppe im früheren 3. Jh. v. Chr. als Motiv aufgestellt worden sein wird.

Anschließend (S. 180–197) werden Handlungsdarstellungen in der Flächenkunst untersucht, wobei sich Kunze etwas schwertut, weil das Material eher selten erhalten und von geringerer Qualität ist. Aber seit dem sog. Alexandersarkophag (320/310 v. Chr.) kann man gerade im Kampfreief tiefenräumliche, nabsichtige und überraschende Effekte beobachten. Er analysiert sicherlich in die 1. Hälfte des 3. Jhs. v. Chr. gehörige Cano-

siner Gefäßappliken (Abb. 79–82), tarentinische Kalksteinreliefs (Abb. 83–85) und Skylladarstellungen in der Kleinkunst (Abb. 87–90) und vermutet, dass die hochhellenistische Wirkungsabsicht eigentlich die Grenzen der Gattung sprengt und wohl eher in Malerei realisiert wurde (vgl. das Original des Alexandermosaiks).

Zwei nur literarisch als Gemälde überlieferte extreme Beispiele für die anschauliche Drastik eines freilich ausdrücklich allegorisch verstandenen Vorwurfs bespricht Kunze anschließend (S. 197–201): Den speienden Homer, von dessen Erbrochenem sich ein ganzer Kreis von Dichtern nährt und die *fellatio*-Szene zwischen Zeus und Hera, die Chrysis tief sinnig kosmologisch kommentiert haben soll. Der als Überschrift gewählte Begriff »Ästhetik des Hässlichen« erscheint mir anachronistisch modern, ich würde eher sagen: »Exzesse der Anschaulichkeit«. Kunze fügt hier den *asarotos oikos* des Sosos im pergamenischen Palast an, wo ein täuschend realistisches Mosaik verstreuter Speisereste ein Triclinium schmückte. Die von Plinius (nat. 36,184) dabei erwähnten trinkenden und sich putzenden Tauben missversteht er aber als Schmarotzer auf dem Boden. Sie gehören in das gesonderte Mittelembem dieses Raumes, von dem uns das Mosaik aus Villa Hadriana im Kapitولينischen Museum eine gewisse Vorstellung gibt (vgl. B. ANDREAE, Antike Bildmosaiken [Mainz 2003] 161 ff. Abb. S. 168, 169, 171 und Vorsatz).

Den früh- und hochhellenistischen Handlungsgruppen stellt er nun abschließend späthellenistische Tendenzen gegenüber (S. 201–227). Zunächst analysiert er »Gruppen mit kontrastierenden Partnern« wie die Pantoffelgruppe von Delos (Abb. 91) oder die Pan-Daphnis-Gruppe (Abb. 92). Die erste ist nach den Fundumständen als Votiv in einem privaten Heiligtum aus der Zeit deutlich nach 153/152 v. Chr. und vor 88 v. Chr., gesichert, die andere gehört wohl ebenfalls ins späte 2./frühe 1. Jh. v. Chr. und ist wahrscheinlich Werk eines von Plinius genannten Heliodoros (nat. 36,35). In beiden Fällen kann von dramatischer Bewegung oder tiefenräumlicher Komposition keine Rede sein. Die Figuren sind auf den Betrachter ausgerichtet, die Handlung vollzieht sich nur andeutend »entlang der Bildfläche« (S. 206). An die Stelle heftiger Auseinandersetzung ist durch den konträren Charakter der Figuren eine wechselseitige Erläuterung getreten. Die fein nuancierten Gruppen appellieren an das Vorwissen und die Bildung des Betrachters, sie laden zu kontemplativer Schau ein. In einer Satyr-Nymphen-Gruppe ebenfalls aus Delos ist die Entblößung der Nymphe (Abb. 59) nur für die Betrachter inszeniert, der Satyr bildet ein Echo von dessen Reaktion. Kunze verweist auf viele solcher kontrastierender Figurenkombinationen des 1. Jhs. v. Chr. wie Orest und Pylades, Orest und Elektra, Amor und Psyche, die Drei Grazien, die »Stillen Vertrauten« des Bildhauers Menelaos und andere, verzichtet aber auf weitere Analysen. Statt dessen geht er auf die im Späthellenismus seltener werdenden dramatischen Skulpturengruppen ein wie die Seekentaurengruppe im Vatikan (Abb. 93–94), deren virtuose Marmorarbeit er überzeugend

ins spätere 1. Jh. v. Chr. datiert. Die altbekannte Ikonographie wird hier zu einem furiosen Brautraub umfunktionierte, der sich aber ganz übersichtlich, weil reliefhaft präsentiert. Die attributiv für das Liebesverlangen stehenden Eroten sind in die Rolle des »Betrachters im Bild« (S. 215) geschlüpft. Hier kommt Kunze auch noch einmal auf den Laokoon (Abb. 103) und die Skyllagruppe (Abb. 104) zurück (wie schon Jahrb. DAI 111, 1996, 139–223). Der Laokoon ist für ihn das Muster einer einansichtigen Gruppe. »Der Hauptakzent liegt auf dem effektvollen Dreiklang der frontal orientierten Figuren, die in ausdrucksvollen Posen und mit appellierenden Gesten als einheitlicher Akkord den emotionalen Effekt des Schlangenangriffs bildlich zu vermitteln und an den Betrachter weiterzuleiten suchen« (S. 217). Der ältere Sohn ist zugleich eine typische Betrachterfigur. Bei der Skyllagruppe sieht er zwei im rechten Winkel stehende Ansichtsflächen, wobei die Ausdrucksposen bei weitem die eigentlichen Handlungsmomente überwiegen.

Eine für den Späthellenismus charakteristische Erfindung ist auch die isolierte Ausdrucksfigur wie der Gallier von Delos (Abb. 96) und der sog. Fechter Borghese (Abb. 95, zu ihm zuletzt B. SCHMALTZ in: M. ŞAHİN/H. MERT [Hrsg.], Festschrift R. Özgan [Istanbul 2005] 335–347). Sie gehören beide mit Sicherheit an das Ende des 2. oder den Anfang des 1. Jhs. v. Chr. und sind reine Ausdrucksposen, weil ohne Gegner. Hier schließt Kunze nun das sog. Kleine attalische Weihgeschenk (Abb. 97–100; 102) an, eine *vexata crux* der Klassischen Archäologie. Er referiert kurz die komplexe Überlieferungslage und das seit Heinrich Brunn immer verwickeltere Hypothesenknäuel und erörtert die historischen Umstände ausführlicher, die weit eher für ein Votiv Attalos' II. gegen 150 v. Chr. als Attalos' I. um 200 sprechen. Da in dem 1514 in Rom entdeckten Satz von neun Einzelfiguren nur Unterlegene vorkommen (nach dem römischen Interesse an dieser Thematik wird nicht gefragt!) und Kunze sich Siegerfiguren allenfalls »in einem separaten Register« (S. 223) vorstellen kann, glaubt er an den defensiven Kämpfern eine »Abkehr vom konkreten Handlungsvorgang hin zum ausdruckshaften Aktionsmotiv« (S. 223) ablesen zu können. Er sieht meist grundflächenparallele Schemata und effektvolle Silhouetten. Die doch auch divergierenden Körperachsen werden als nicht zielgerichtet, die pathetischen Züge als gruppenhaft abqualifiziert. Fatalerweise hat inzwischen Manolis Korres' Entdeckung einer Anzahl von Basisplatten samt Standspuren vom originalen Weihgeschenk auf der Akropolis (A. STEWART/M. KORRES, Attalos, Athens, and the Akropolis [Cambridge 2004] passim, vor allem 242–285) erwiesen, dass es sehr wohl nicht nur Unterlegende, sondern auch Sieger, sogar berittene, gab. Man wird sich also von der sehr modernen Vorstellung verabschieden müssen, dass »die Macht und Überlegenheit der nicht persönlich eingreifenden Sieger ... in eigentümlich abstrakter, gedanklich vermittelter Spiegelung illustriert« (S. 226) gewesen sei. Die neun oder zehn kaiserzeitlichen Ko-

prien von Unterlegenen sind nur eine kleine Auswahl der – nach Stewart – ursprünglich mindestens 132 Kämpfer! Dass ihre Abwehrbewegungen »keineswegs zu einer konkreten, zielgerichteten Handlung koordiniert sind« (S. 224), kann man nur behaupten, wenn man sie isoliert sieht. Mit der Datierung des Kleinen attalischen Weihgeschenks gegen die Mitte des 2. Jhs. v. Chr. hat Kunze dagegen zweifellos recht. Auch in seinem neuesten Buch beharrt A. Stewart auf einer Stiftung durch Attalos I. im Jahre 200 v. Chr., obwohl die historische Überlieferung und die Wahrscheinlichkeit klar dagegen sprechen und er keinen einzigen stilistisch stichhaltigen Vergleich für die hohe Datierung aufbringen kann. Dies wäre aber Gegenstand einer anderen Rezension. Das Verhältnis zum Gigantomachiefries des Großen Altares von Pergamon ist kein wirkliches Problem. Er kann unmittelbar vorangehen, ja gleichzeitig sein.

Zum Schluss (S. 229–241) fasst Kunze seine Beobachtungen nicht ohne Hinweise auf ihren geistesgeschichtlichen Hintergrund zusammen. Vom frühen 3. bis zum mittleren 2. Jh. v. Chr. hat die anspruchsvolle Gestaltung plastischer Werke eine unmittelbare Präsenz – »zum Greifen nahe« – und eine emotionale Einbeziehung des Betrachters, ja seine Überwältigung zum Ziel. In der späthellenistischen Kunst wird dieser eingeladen, reflektierend »die übersichtlich dargebotenen Motive inklusive der expressiven Schlaglichter in distanzierter Muße zu studieren« (S. 240). Dass dies alles andere als eine banale Antithese ist, wird jeder Leser bestätigen können, der sich auf die einzelnen Analysen einlässt. Dieses vorzügliche Buch ist jedenfalls ein wirksames Heilmittel gegen modische Meinungen, im Hellenismus sei zu jeder Zeit alles möglich gewesen.

Freiburg i. Br.

Volker Michael Strocka

ROM UND PROVINZEN

ANNETTA ALEXANDRIDIS, **Die Frauen des römischen Kaiserhauses. Eine Untersuchung ihrer bildlichen Darstellung von Livia bis Iulia Domna.** Verlag Philipp von Zabern, Mainz am Rhein 2004. 432 Seiten, 64 Tafeln, 70 Tabellen.

Alexandridis' Untersuchung hat das übergeordnete Ziel, »Selbstverständnis und Außenwirkung der römischen Kaiserhäuser von Augustus bis in severische Zeit an den Bildnissen ihrer weiblichen Mitglieder nachzuzeichnen« (S. 4). Dabei liegt das Hauptaugenmerk auf dem jeweiligen ikonographischen Instrumentarium, das zur Darstellung der kaiserlichen Frauen verwendet wurde. Anhand dessen beschreibt die Verfasserin die Veränderungen der Funktion, die die Frauen in der Repräsentationspolitik der verschiedenen Kaiserhäuser hatten.

Die Autorin geht in zwei Schritten vor. In einem ersten Teil (Kap. 3) beschränkt sie sich zunächst auf die Bildnisse, bei denen davon auszugehen ist, dass das Kaiserhaus entscheidend bei ihrer Konzeption mitgewirkt hat. Es sind dies vor allem jene auf Münzen der Reichsprägung. Alexandridis beobachtet, welche Attribute den Aversporträts mitgegeben wurden, mit welchen Reversbildern man sie verband und welche Kombinationen von bildlicher Darstellung und Beischrift man wählte. Intentionen und ihre bildliche Umsetzung werden so einander gegenübergestellt und dem Leser in ihrer chronologischen Abfolge verständlich gemacht. Dabei werden bekannte Sachverhalte, etwa dass den sogenannten Damenprägungen in besonderem Maße eine dynastietragende Bedeutung zukam, durch neue Detailbeobachtungen bereichert.

Das führt einerseits dazu, dass in der Gesamtschau konzeptionelle Unterschiede zwischen den einzelnen Kaiserhäusern deutlicher sichtbar werden als bisher. So legt Alexandridis beispielsweise die unterschiedlichen Strategien bei der Thematisierung des dynastischen Anspruchs klar und überzeugend dar. Andererseits deckt Alexandridis dadurch, dass sie dem semantischen System der Münzbilder auf den Grund geht, gewissermaßen das Vokabular der kaiserlichen Münzrepräsentation auf. Sie veranschaulicht, mit welchen ikonographischen Mitteln man die Außenwirkung der einzelnen Frauen gestaltete, und führt vor, durch welche Nuancierungen sich das Kaiserhaus positionierte und – bisweilen unterschwellig – auf das öffentliche Meinungsbild einwirkte.

Gut zu sehen ist dies am Beispiel der Münzen für Matidia, die Nichte Traians und Mutter der späteren Kaisergattin Sabina. Bekanntermaßen baute das Legitimierungskonzept Traians auf der Idee des *optimus princeps* auf, und im Gegenzug trat der dynastische Aspekt bei der Repräsentation des Kaisers und seiner Angehörigen stark zurück. Dennoch gab es auch unter Traian Prägungen, die einen gewissen dynastischen Anspruch formulierten, wie Alexandridis aufzeigt (S. 21; 81). So wurden Münzen für Matidia emittiert, die eine Personifikation der *pietas* in Begleitung von Kindern zeigen. In erster Linie wird hier zwar die traditionelle kaiserliche Tugend der *pietas* thematisiert, doch muss das Bild ihrer Personifikation mit Kindern auch als Verweis auf die kaiserlichen Familienbande verstanden werden. In diesem Sinne ist auch eine Edelmetallprägung für Ulpia Marciana, die Schwester Traians und Mutter Matidias, zu deuten, auf der wiederum Matidia als *Pietas* in Be-

gleitung zweier Kinder und mit der Beischrift *MATIDIA AUG(USTAE) F(ILIA)* erscheint; Marciana führte den Augusta-Titel etwa seit 105 n. Chr. Offensichtlich wird die dynastische Komponente der *pietas* mit Kindern allerdings erst durch die spätere, unter Hadrian entstandene Münzprägung für Matidia. Hier erscheint nämlich die Personifikation der *pietas* durchweg kinderlos. Zu erklären ist dies damit, dass sich der dynastische Anspruch, der jetzt erneut offen formuliert wurde, unter Hadrian nicht länger mit Matidia verband, sondern mit Sabina, die als Frau des Kaisers Matidia in der Mutterrolle ablöste. Obwohl Sabina kinderlos blieb, wurden ihre *Pietas*-Prägungen stets durch Kinderfiguren bereichert (S. 21 f.; 81).

Ein etwas anders gelagertes Beispiel findet sich unter den Reichsprägungen der Antoninen. Hier legt Alexandridis dar, wie auf Münzen von Faustina Maior und Faustina Minor durch Attribuierung ein und derselben Gottheit verschiedene Inhalte vermittelt wurden. So erscheint die Göttin Diana bei Faustina Maior als Teil des Bildprogramms ihrer Konsekrationsprägungen. Die Darstellung der Gottheit mit Fackel und Biga zielt auf die Divinisierung der Verstorbenen. Bei den Diana-Münzen für Faustina Minor hingegen ist die Göttin als jungfräuliche Jägerin dargestellt, was als Hinweis auf die Jugendlichkeit der Kaisergattin zu verstehen sein dürfte (S. 24).

Solche Nuancierungen, die Alexandridis als »Verschiebungen im Darstellungsinteresse« (S. 5) bezeichnet, kann sie am numismatischen Material mehrfach aufzeigen. Sie zeichnet ein schlüssiges Bild vom Wandel, den das Frauenbildnis hinsichtlich seiner Funktionen und seiner Inszenierung in der Reichsprägung der Kaiserzeit durchlief, und erstellt mit Fortgang der Arbeit einen Tugendkanon, dem die unterschiedlichen Darstellungen thematisch zugeordnet werden können und der die diversen Funktionsbereiche, die das Kaiserhaus den Frauen – mit wechselnder Gewichtung – zuwies, beschreibt: *fecunditas, pietas, gravitas, comitas* und *modestia*.

Alexandridis macht deutlich, dass sich die angesprochenen »Verschiebungen im Darstellungsinteresse« auf verschiedenen Ebenen abspielten. Zum einen gab es personengebundene Akzentuierungen, wie die oben genannten Beispiele der Matidia und der beiden Faustinae zeigen, zum anderen solche, die epochenspezifisch und entsprechend ideologisch befrachtet waren. Besonders gut kann Alexandridis dies an der schon angesprochenen Mutterrolle aufzeigen, denn sie ist über die gesamte Kaiserzeit hinweg ein zentraler Baustein im öffentlichen Bild der Frauen des Kaiserhauses. Da Frauen der *domus Augusta* keine politischen Ämter bekleideten, konzipierte das Kaiserhaus andere Bereiche, durch die sie in eine offizielle Rolle schlüpfen konnten. Einer davon war, wie Alexandridis herausgearbeitet hat, die Mutterrolle in physisch-dynastietragender und in symbolisch-staatstragender Form (S. 16f.). Diese beiden Möglichkeiten der Sinnggebung wurden von den Kaiserhäusern in unterschiedlicher Weise genutzt. Bisweilen

lag der Schwerpunkt auf der Eigenschaft der Frau als Dynastieträgerin, bisweilen auf ihrem positiven Einfluss auf das Staatswohl. Bei der dynastietragenden Funktion ist außerdem zu unterscheiden zwischen einem retrospektiv ausgerichteten dynastischen Konzept, wie vor allem in iulisch-claudischer Zeit praktiziert, innerhalb dessen die Darstellung von Frauen der *domus* auf Münzen in erster Linie die Position des regierenden Kaisers festigen sollte, weshalb vor allem jene Frauen abgebildet wurden, die eine enge Blutsverwandtschaft mit Augustus verband, und einem zukunftsgerichteten Konzept, wie es beispielsweise bei den Severerinnen verfolgt wurde. In diesem Fall sollte durch den bildlichen Verweis auf die männliche Nachkommenschaft Herrschaftskontinuität, die Fortdauer des Status quo, garantiert werden (S. 27).

Im Anschluss an das numismatische Material handelt Alexandridis kurz Gemmenbildnisse, epigraphische Zeugnisse und die übrige schriftliche Überlieferung ab. In diesem Zusammenhang ist hervorzuheben, dass Alexandridis bei der Behandlung der Schriftquellen die antike Kaiserinnenhistoriographie nicht mit einbezieht. Damit klammert sie ein für die Charakterisierung der Kaiserinnen und die Rekonstruktion ihrer Funktionsbereiche bekanntermaßen problematisches Quellenmaterial aus und vermeidet somit eine Verfälschung der Ergebnisse. Denn jene Texte zielten inhaltlich eigentlich auf die Person des Kaisers, der durch die Charakterisierung der Frauen des Kaiserhauses entweder in seiner Position gestärkt oder geschwächt werden sollte. Mit deren individueller Macht und wahrer Persönlichkeit hatten diese Darlegungen bekanntermaßen kaum etwas zu tun (S. 12. – Siehe bes. T. SPÄTH, Agrippina Minor: Frauenbild als Diskurskonzept. In: CH. KUNST/ U. RIEMER [Hrsg.], Grenzen der Macht. Zur Rolle der römischen Kaiserfrauen. Potsdamer Altwiss. Beitr. 3 [Stuttgart 2000] 115–134, bes. 129–132).

Derart ergänzt bilden die aus der Untersuchung der Münzen gewonnenen Erkenntnisse zum Bildnis der Frauen der *domus Augusta* die Grundlage für die Auswertung der (rund)plastischen Bildnisse, die im Vergleich zu den Münzbildnissen weniger stark zentral gesteuert waren. Um bei dieser Gattung eine aussagekräftige Analyse durchführen zu können (Kap. 4), legt Alexandridis strenge Auswahlkriterien an Büsten, Reliefs und statuarisches Material. Nur sicher als Frauen des Kaiserhauses benennbare Bildnisse und auch nur solche, die »über das bloße Porträt hinaus mit ikonographischen Elementen versehen sind«, sind in den Katalog aufgenommen worden und in die Studie eingegangen (S. 5; 113). Köpfe ohne zusätzliche Attribute schieben ebenso aus wie Bildnisse mit bedecktem Haupt, die der Vollständigkeit halber jedoch im Anhang 1.1 aufgeführt sind.

Alexandridis weiß um die Probleme, die sich aus ihrer Materialauswahl ergeben, und äußert sich hierzu kurz (S. 31 Anm. 298). Das Dilemma bleibt jedoch bestehen. Denn in der Tat lassen sich nur auf der Basis von Bildnissen, die durch Typenrezension oder äußere An-

haltspunkte als gesichert gelten können, zuverlässige Ergebnisse erzielen. Andererseits wird durch das Ausklammern der strittigen Stücke ein ganzer Komplex ausgespart, der für die Außenwirkung der Frauen des Kaiserhauses höchst aussagekräftig sein könnte. Dies gilt insbesondere für einen Teil der in den Provinzen aufgestellten Kaiserinnenbildnisse, da sie allem Anschein nach zumindest der direkten Einflussnahme des Kaiserhauses weitgehend entzogen waren und von den von Rom ausgehenden Mustern durchaus abweichen konnten. Denn in den Provinzen aufgestellte Bildnisse von Mitgliedern des Kaiserhauses wurden gewiss nicht erst jeweils von Rom freigegeben (vgl. S. 11; 13). Vielmehr entschied man sicherlich von Fall zu Fall vor Ort über den Statuenkörper und somit über Kleidung und Attribute. Dies gilt für die Standbilder des Kaisers und anderer männlicher Mitglieder des Kaiserhauses nachweislich (ausführlich für das iulisch-claudische Kaiserhaus D. BOSCHUNG, *Gens Augusta*. Untersuchungen zu Aufstellung, Wirkung und Bedeutung der Statuengruppen des julisch-claudischen Kaiserhauses. *Monumenta Artis Romanae* 32 [Mainz 2002] 173; 181) und ist daher auch für die Frauen der *domus Augusta* anzunehmen. In die Darstellungen spielten unter Umständen lokale Wertvorstellungen hinein und die Erwartungen, die sich an das Kaiserhaus knüpften. Gerade der gezielte Blick auf das Vorgehen in den Provinzen hätte daher sicherlich tiefer in das Herrschaftsverständnis der Reichsbürger hineinblicken lassen und gestattet, ein originäres Bild der kaiserlichen Frauen in der Öffentlichkeit zu gewinnen.

Für die Charakterisierung und Deutung der statuarischen Repräsentation der Frauen des Kaiserhauses in den verschiedenen Epochen zieht Alexandridis in Kapitel 4 allgemeine Tendenzen im Privatbildnis vergleichend heran. Auf diese Weise gelingt es ihr, sich wandelnde Darstellungsabsichten und -methoden am kaiserlichen Material aufzuzeigen und die Rolle, die die Wechselwirkung zwischen kaiserlicher und privater Selbstdarstellung dabei spielte, zu bestimmen.

So stand die *domus Augusta* zu Beginn der Kaiserzeit vor der Aufgabe, die Frauen ihres Hauses, obwohl politisch funktionslos, von der Masse abzuheben und in die Riege der staatstragenden Personen einzubinden. Vor dem Hintergrund der jüngsten republikanischen Vergangenheit hieß dies aber, einen Mittelweg zu finden zwischen im weitesten Sinne republikkonformer Darstellungsweise und einer Distinktion, die allein auf der familiären Verbindung mit dem Kaiser beruhte. Dieser Anforderung wurde dadurch entsprochen, dass man sich von der herkömmlichen Darstellungstradition löste und Neuschöpfungen hervorbrachte und, indem man sich stilistisch an spätklassischen und frühhellenistischen Mustern orientierte und neue Haltungs- und Gewandmotive einführte, wohl speziell für die Frauen des Kaiserhauses neue Statuentypen schuf (S. 59). Schon im Falle der Livia wurde das Bemühen, sie aus der Masse der übrigen Bevölkerung herauszuheben, dadurch verstärkt, dass man sie gern auch mit einem Göttinnen-

körper darstellte und damit eine exklusive Art der Darstellung wählte (S. 107).

In diesem Zusammenhang greift Alexandridis die alte Diskussion darüber, wie die weiblichen Figuren speziell auf der Ara Pacis dargestellt sind, und über die damit verbundene Frage, wie ihre dortige Darstellung zu deuten sei, wieder auf und bezieht Stellung. Zum einen begründet Alexandridis die Entindividualisierung der Figuren auf der Ara Pacis, die durch die idealisierende Überformung der Gesichter bewirkt wird, in erster Linie mit dem sakralen Bildinhalt der Reliefs. Für die Richtigkeit dieser Annahme spricht nicht zuletzt, dass der kultische Bereich für Frauen seit jeher als unanstößig galt (H. TEMPORINI-VITZTHUM, *Die Kaiserinnen Roms* [München 2002] 15 f.). Zum anderen relativiert sie die vielfach vertretene Überzeugung, dass auch die Mittelscheitelfrisur ein Element sei, das die Relieffiguren entindividualisiere. Zwar sei mit der Mittelscheitelfrisur Göttinnenikonographie übernommen worden, andererseits aber der Porträtcharakter der Figuren aufgrund des Haarknotens im Nacken nicht wegzudiskutieren (S. 68 ff. – so schon BOSCHUNG [a. a. O.] 183).

Bei späteren Bildnissen kaiserlicher Frauen spielt, da nahezu keine der gewählten Darstellungsformen ausschließlich dem Kaiserhaus vorbehalten blieb, der Prozess der »Verbürgerlichung« einst exklusiv vom Kaiserhaus genutzter Darstellungsweisen eine Rolle (S. 88; 104 f.). Während weibliche Privatpersonen in der frühen Kaiserzeit gemeinhin weder idealisiert noch in Angleichung an Göttinnen dargestellt wurden und entsprechende Ikonographie für die Frauen des Kaiserhauses zum Distinktiv werden konnte, wurde die Götterangleichung in späterer Zeit auch bei der Privatrepräsentation geläufig. Die einstige Exklusivität der Götterangleichung ging Bildnissen kaiserlicher Frauen des fortgeschrittenen 1. und des 2. Jhs. n. Chr. somit ab.

Bei der Gestaltung der Bildnisse ging es aber, wie bereits angedeutet, nicht nur um Möglichkeiten der Distinktion gegenüber bürgerlicher Selbstdarstellung; vielmehr übernahm das Kaiserhaus durchaus auch Inhalte und spezifische Formen der Darstellung, die einen so breiten Konsens in der Bevölkerung erlangt hatten, dass man nicht umhin kam, sie gleichfalls zu beanspruchen und zum Bestandteil des kaiserlichen Frauenbildes zu machen (S. 61). Besonders gut lässt sich dieses Phänomen am Beispiel der Thematisierung von Eheglück demonstrieren. So zeichnet Alexandridis nach, wie die Bildformel der *dextrarum iunctio* eine inhaltliche Veränderung vom Statussymbol, das anfänglich gern von Freigelassenen auf ihren Grabreliefs verwendet wurde, zu einer Geste, die die Eintracht von Eheleuten symbolisierte, durchlief und in dieser Bedeutung schließlich auch für die kaiserliche Repräsentation akzeptabel wurde. Zum Sinnbild ehelicher Eintracht, der *concordia*, gewandelt wurde der Gestus zu einer festen Größe im öffentlichen Bild der Frauen des Kaiserhauses (S. 97).

Derartige Entwicklungen hingen, wie Alexandridis erklärt, mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen und entsprechendem ideologischem Wandel zusammen. Durch

diesen hätten Attribute, Gesten und Statuentypen bisweilen entscheidende inhaltliche Veränderungen erfahren. Derartiges kann Alexandridis besonders intensiv in der fortgeschrittenen Kaiserzeit fassen. In Anlehnung an Michel Foucault umschreibt sie die damals neu gewonnene Einstellung zur bildlichen Darstellung der Frauen des Kaiserhauses als die ›Sorge um sich‹ (S. 105 f.). Es lasse sich nämlich eine gesteigerte personenbezogene Darstellungsweise beobachten. Diese konzentriere sich auf die Veranschaulichung persönlicher Tugenden und zeichne sich durch eine gegenüber vergangenen Perioden der Kaiserzeit stärker emotionsgeladene Thematisierung von Familienverbundenheit aus.

Ein Katalogteil mit Anhang und ausführliche Tabellen zu Inschriften, Statuentypen und Münzen, die Grundlage für verschiedene weitergehende Studien sein können, stützen und ergänzen Alexandridis' Ausführungen.

Die Verfasserin hat mit der bildlichen Darstellung der Frauen des Kaiserhauses in den unterschiedlichen Bildmedien eine äußerst komplexe Thematik aufgegriffen. Dass die oben angedeuteten Perspektiven, die das kaiserliche Frauenbildnis in den Provinzen gebracht hätte, nicht entwickelt wurden, mag man bedauern, doch hätte die Behandlung des entsprechenden Materials den Rahmen einer Dissertation gewiss gesprengt.

Die Ergebnisse, die Alexandridis erzielt, ergänzen jedenfalls den bisherigen Erkenntnisstand beträchtlich und machen die geschlechtsspezifische Problematik des kaiserlichen Frauenbildnisses im Spannungsfeld zwischen praktischer Machtlosigkeit einerseits und Nähe zu den Mächtigen andererseits transparent.

Köln

Carmen Marcks

IOANNA SPILIOPOULOU-DONDERER, **Kaiserzeitliche Grabaltäre Niedermakedoniens**. Peleus, Studien zur Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns 15. Bibliopolis, Mannheim und Möhnesee 2002. XIV u. 277 Seiten, 62 Abbildungen.

Zu Recht hat I. Spiliopoulou-Donderer ihre umfassende Arbeit dem Andenken von Hanns Gabelmann gewidmet, dessen Forschungsmeinungen sich in dieser von ihm angeregten Dissertation wiederfinden. Gleich in der Einleitung (S. 1) weist sie auf die Bedeutung der Gattung der Grabaltäre in der stadtrömischen und in der provinzialrömischen Kunst hin. Dazu gehörten die makedonischen Grabaltäre, die eine geschlossene, lokal und zeitlich begrenzte Gruppe bildeten, die jedoch keine direkte Parallele in der stadtrömischen, der provinzialrömischen und der östlichen Grabkunst finde. Hierin besteht ein offensichtlicher Widerspruch, der in der Arbeit eher dahingehend aufgelöst wird, dass die Autorin nach den westlichen, östlichen und lokalen

Einflüssen innerhalb der makedonischen Grabaltäre sucht. Sie hat sich dazu entschlossen, die Gruppe der aus den Produktionszentren Edessa, Beroia, Dion und Thessaloniki stammenden Grabaltäre einem geographischen Begriff ›Niedermakedonien‹ zuzuordnen, der allerdings nicht klar definiert wird. Einerseits spricht sie in diesem Zusammenhang von Südwest- und Zentralmakedonien, wo die Grabaltäre vorwiegend zu finden seien; andererseits von Obermakedonien und Ostmakedonien, und letztlich teilt sie Edessa und Beroia Südwestmakedonien, Dion Südmakedonien und Thessaloniki Zentralmakedonien zu (S. 5). Hier wäre eine eindeutige Bestimmung wünschenswert gewesen, wobei eine klare Entscheidung für die Begriffe Ober-, Zentral- und Untermakedonien bzw. nach den Himmelrichtungen als Süd-, Südwest-, Ostmakedonien zu fällen wäre. Die begriffliche Variation wiederholt sich später immer wieder.

Das erste zentrale Kapitel der Dissertation von Spiliopoulou-Donderer befasst sich mit Fragen der Typologie (›II: Aufbau der makedonischen Grabaltäre‹; S. 5–22). Dabei geht sie zu Recht von der Gestaltung des eigentlichen Grabaltarblockes (Orthostaten) aus, wobei sie mit dem Terminus Postamentgrundform (I) einen von H. Gabelmann (Zur Tektonik oberitalischer Sarkophage, Altäre und Stelen. Bonner Jahrb. 177, 1977, 199–244) eingeführten Begriff verwendet (S. 7–9). Allerdings muss bei der Untergliederung der Postamentgrundform in Inschriftaltäre (I 1), Porträtaltäre (I 2), Relieftaltäre (I 3) und Altäre ohne Inschrift und Relief (I 4) eingewandt werden, dass hier Form und Darstellung miteinander vermischt werden. Nicht ganz konsequent sind weiters zwar die Relieftaltäre (I 3) in Nischenaltäre (I 3 a), Altäre mit freistehender Darstellung (I 3 b), Altäre mit einem in rechteckigem Rahmen eingetieften Relief (I 3 c) und Altäre mit einem auf einer Konsole angebrachten Relief (I 3 d) eingeteilt, nicht aber die Porträtaltäre, obwohl sich die Einteilungsgründe a–c auch für die Porträtaltäre geltend machen lassen. Grundsätzlich stellt sich hier die Frage, ob nicht jeder halbwegs vollständig erhaltene Grabaltar *per definitionem* eine Grabinschrift trägt, so dass die Einteilung in Inschriftaltäre präzisiert werden müsste in ›Altäre nur mit einer Inschrift‹. Analoges gilt für die Einteilung der profilgerahmten Grundform (S. 9). Die Form II 3 (Altäre ohne Inschrift und Relief) ist nur durch ein Beispiel (D 9) vertreten, wobei das Fehlen der Inschrift nicht eine eigene Form begründen kann, sondern anderweitig erklärt werden muss. Inkonsequent ist auch die Gliederung der dritten Grabaltarform (III: Vorder- oder nebenseitig profilgerahmte Altäre = Kombinationsform aus I und II) (S. 9–10). Es kann sich dabei auch um vorder- und nebenseitig profilgerahmte Altäre handeln. Weiters steht es in Widerspruch zur bisherigen Vorgangsweise, zu den Relieftältern auch jene mit Porträtdarstellungen zu rechnen. Bezüglich der ›architektonischen Grundform‹ (IV) wird man bemerken müssen, dass es sich bei der Gliederung durch Rankenpilaster nicht um einen ›Typus‹ im eigentlichen Sinn handelt, sondern bestenfalls um eine

formale Bereicherung der Profilrahmung; auch ist es bei nur einem Vertreter (B 48) wohl müßig, von einer eigenen Form zu sprechen. Ähnliches gilt auch für den einzigen ›Girlandenaltar‹ (V: D 11), wo wieder der Begriff Typus mit Darstellungsform verwechselt wird (S. 10–11). Abschließend gibt die Autorin eine Zusammenfassung zur Entstehung der (nieder)makedonischen Altarform (wieder besser als Typus) (S. 20–22). Darin gelingt es ihr sehr überzeugend, die diversen Einflüsse auf den Aufbau der (nieder)makedonischen Grabaltäre zu trennen – etwas irritierend ist hier und auch sonst des Öfteren ganz allgemein von makedonischen Grabaltären die Rede, wo es doch nur um das Material aus Niedermakedonien geht. Spiliopoulou-Donderer differenziert zwischen den lokalen Traditionen, den hellenistischen Einflüssen aus dem Osten (gemeint ist Kleinasien) und jenen aus Oberitalien. Ihre Grundthese ist (S. 21), dass die Entstehung der (nieder)makedonischen Grabaltäre durch den Einfluss der oberitalischen Grabaltäre des 1. Jhs. n. Chr. zu erklären sei.

Das Kapitel zur Herstellungstechnik und Werkstattorganisation (III: S. 23–27) bringt nicht viel Neues. Bezüglich der Bestimmung des Marmors werden von der Autorin zu Recht mineralogische Analysen eingefordert (S. 23), die über die Herkunft des Marmors Auskunft geben könnten. Die zahlreichen nicht vollendeten Altäre (S. 26), die von Spiliopoulou-Donderer als Zeichen einer hastigen Herstellung nach dem Tod der/des Verstorbenen angesehen werden, lassen sich auch in umgekehrter Richtung als Zeichen einer Vorfabrikation verstehen (S. 27). Knapp geht die Verfasserin auch auf die Frage des Aufstellungskontextes ein (IV: S. 28–29), wobei die Tatsache einer unbearbeiteten Rückseite eines Grabaltars am ehesten als Argument für eine Aufstellung mit der Rückseite gegen eine Mauer verwendet werden kann (S. 28).

Ein zweites zentrales Kapitel der Arbeit ist die Auseinandersetzung mit der Ikonographie der Grabaltäre (V: S. 30–83). Zunächst ist dabei (S. 30–33) von ›Porträtbüsten‹ die Rede. Dieser Terminus wird von Spiliopoulou-Donderer für Porträtdarstellungen verwendet ohne Rücksicht darauf, ob es sich im Sinne der Terminologie von H. Pflug (Römische Porträtstelen in Oberitalien [Mainz 1989] 78–91) um Halbfiguren, Brustbilder oder tatsächlich Büsten handelt. Zwar wird von der Autorin (S. 30–31) ein Anlauf in diese Richtung gemacht, indem sie zwischen der echten sog. römischen Büste und der halbfigurigen Darstellung unterscheidet, in der Folge wird von ihr im Allgemeinen aber jede Art von Porträtdarstellung einfach als Porträtbüste bezeichnet, was ein ausgesprochenes Gravamen darstellt. Im Abschnitt über die Privatapotheose (S. 33–35) geht sie davon aus, dass die in Makedonien in breitem Umfang übernommene bildliche Privatdeifikation des Westens sich nur in der Darstellung der Verstorbenen in der Gestalt von Göttern äußere, nicht aber in den Porträtdarstellungen an sich, wobei allerdings die Porträtmedaillons, deren Herkunft aus Makedonien zuletzt E. Walde annehmen wollte (Bemerkungen zu den freistehenden

Grabmedaillons in Noricum. In: Akten des VIII. Internationalen Kolloquiums über Probleme des provinzialrömischen Kunstschaffens [Zagreb 2005] 131–139) durchaus im Sinne einer Privatapotheose gemeint sind. Als Götterdarstellungen, die für eine Privatdeifikation in Frage kommen, nennt Spiliopoulou-Donderer Aphrodite (S. 35–38), Eros (S. 38–46), Herakles (S. 46–48), Hermes Kerdoos (S. 48–49) und Herakles-Hermes (S. 49–51). Im Zusammenhang mit der Darstellung des Eros als Todesgenius mit gesenkter Fackel (S. 40–43) meint Spiliopoulou-Donderer, dass diese aus dem Westen übernommene Darstellungsform des Eros nur ein Symbol für den Ruhezustand des Verstorbenen sei, womit wir allerdings wieder in der Nähe der Todessymbolik sind (S. 42). Zum liegenden Eros (S. 43) darf bemerkt werden, dass es sich hier terminologisch korrekt keineswegs um einen Typus, sondern ein Motiv handelt. Dasselbe gilt auch für den Hermes Kerdoos, der natürlich wieder keinen Typus darstellt, sondern eine Darstellungsform des Hermes (vgl. E. POCHMARSKI, Dionysische Gruppen. Eine typologische Untersuchung zur Geschichte des Stützmotivs. Sonderschr. Österr. Arch. Inst. 19 [Wien 1990] 5–12). Berufs- und Handwerkerdarstellungen auf den Grabaltären von Niedermakedonien (S. 51–57) leitet Spiliopoulou-Donderer überzeugend aus dem Westen ab, während die Berufsdarstellungen im Osten erst in der Kaiserzeit unter italischem Einfluss Fuß gefasst hätten (S. 51). Zu den Soldatendarstellungen (S. 53–57) darf bezüglich des *sagum* darauf hingewiesen werden, dass es ein datierendes Element der Militäruniform darstellt (vgl. E. POCHMARSKI, Das *sagum* – urtrachtlicher keltischer Umhang und/oder römischer Uniformmantel. In: Ad fontes! Festschr. G. Dobesch [Wien 2004] 571–578). Unter den weiteren westlich beeinflussten Motiven (S. 58–63) nennt Spiliopoulou-Donderer: eine Opferszene (S. 63); die Wagenfahrt (S. 58–60), bei der es sich wieder nicht um einen Typus, sondern um ein Thema handelt, das mit variierender Ikonographie abgehandelt werden kann; den stehenden Knaben mit Schreibtisch (S. 61–62), wobei die Deutung der auf den norischen Grabaltären so zahlreichen *librarii* als Schüler auch von mir vermutet wurde (E. POCHMARSKI, Das sog. norische Mädchen. Ein Beispiel für den Ausdruck lokaler Identität in der provinzialrömischen Plastik des Ostalpenraums: In: Akten Internat. Symposium ›Lokale Identitäten in Randgebieten des Römischen Reiches‹, Wiener Neustadt 2003 [Wien 2004] 161–171, bes. 166 f.).

Als lokale bzw. östliche Erscheinungen (S. 63–80) nennt die Verfasserin das Phänomen der Heroisierung des Verstorbenen, das das Pendant zur Privatapotheose darstellt. Zu den Heroisierungen rechnet sie zu Recht den *Heros equitans* (S. 64–69), wobei die angebliche gleichzeitige Heroisierung und Deifizierung eines Verstorbenen (S. 67) eher skurril anmutet; weiters die Totenmahlreliefs (S. 69–74), wobei sich hinsichtlich deren Vorbildern die Frage stellt, ob Votivreliefs mit dieser Thematik nicht bereits in vorhellenistischer Zeit aufgetreten sind. Zu den Totenmahlen auf den Grabaltären

B 30 und B 68 wäre zu bemerken, dass es nur durch das Unvermögen des Bildhauers so aussieht, als ob die Frau mit dem Sessel auf der Kline säße. Es folgen Szenen der allgemeinen Grabthematik (S. 74–80), ein stehendes Kind mit Attributen des Kinderlebens, eine vereinzelt Athletendarstellung (B 42) sowie frontal stehende Figuren bzw. Familienszenen und Sitzfiguren. Die Zusammenfassung zur Ikonographie (S. 81–83) bringt die Ergebnisse der vorstehenden ikonographischen Untersuchung noch einmal auf den Punkt. Wieder kann Spiliopoulou-Donderer für die Darstellungen – dieser Ausdruck bzw. der Terminus Bildmotive oder Bildthemen wäre statt Bildschemata zu bevorzugen (S. 81) – zwei Einflussbereiche wahrscheinlich machen, einen westlichen, bestehend aus Rom, (Ober)italien und den Westprovinzen, und einen östlichen mit Kleinasien bzw. der lokalen Tradition. Für den Westen möchte die Autorin zu Recht die Porträts, die Privatapotheose und die Berufs- und Handwerksdarstellungen in Anspruch nehmen, für den Osten die Heroisierung mit dem thrakischen Reiter und dem Totenmahl sowie den seltenen Familienszenen. Von den Produktionszentren zeigen Dion, Thessaloniki und Edessa fast ausschließlich westliche Motive, während in dem durch die Zahl der erhaltenen Grabaltäre am meisten hervortretenden Beroia sich westliche und östliche Einflüsse mischen.

Im dritten zentralen Kapitel befasst sich die Verfasserin mit Fragen von Stil und Datierung (VI: S. 84–104). Im Abschnitt zu den Inschriften (S. 84–89) versucht sie vor allem anhand paläographischer Kriterien zu Datierungen zu gelangen, deren Anwendung in der Epigraphik allerdings stets als gefährlich angesehen wird. Das zeigt sich auch daran, dass z. T. voneinander abweichende Merkmale von Buchstaben für eine gleichzeitige Datierung in Anspruch genommen werden, was natürlich höchst problematisch ist. Diese Methode wird noch dazu durch die drei sicher aus der 2. Hälfte des 2. Jhs. stammenden Grabaltäre (Th A 12, Th N 6 und B 61) *ad absurdum* geführt, weil die Inschriften z. T. völlig unterschiedliche Buchstabeneigenheiten aufweisen. Die Heranziehung der Prosopographie ist wichtig, aber für Datierungsfragen kaum hilfreich. Probleme bieten auch die Datierungsversuche, die Spiliopoulou-Donderer an den Porträts (S. 89–95) festzumachen versucht. Immer wieder taucht der Versuch auf, anhand der Qualität der Bildhauerarbeit zu Datierungen zu gelangen, was unmöglich ist. Richtig ist das Heranziehen der weiblichen Frisuren, während die Frisuren der Männer sich kaum für Datierungen eignen, vor allem die sog. trajanische Frisur mit in die Stirn gekämmten Strähnen. Kurz gesagt: wirklich nachvollziehbare Datierungen lassen sich ausschließlich anhand der Frauenfrisuren bzw. in Ausnahmefällen anhand der Gewandtracht gewinnen. Alle stilistischen Erwägungen zu Datierungsfragen stellen im Bereich der provincialrömischen Plastik gänzlich subjektive und inadäquate Betrachtungen dar. Die Datierungen sind als unverbindliche Vorschläge zu verstehen, was in der Folge auch seinen Niederschlag im Katalog findet.

Der Katalog (IX: S. 117–252) stellt umfangmäßig einen Großteil der Arbeit und eine wichtige Dokumentation des Materials dar. Gut nachvollziehbar sind die Beschreibungen der abgebildeten Altäre. Von der wichtigsten Gruppe der aus Beroia stammenden und im dortigen Museum aufbewahrten Grabaltäre (B 1–B 68: S. 117–184) sind 26 mit z. T. mehreren Abbildungen dokumentiert; von den 20 Grabaltären aus Dion (D 1–D 20: S. 185–204) sind sechs abgebildet: auffälligerweise handelt es sich um sehr bescheidene, z. T. nur mit Inschriften dekorierte Exemplare; aus Edessa stammen acht Grabaltäre (E 1–E 8: S. 204–213), wodurch verallgemeinernde Aussagen kaum möglich sind; illustriert sind von den acht Stücken vier; schließlich stammen aus Thessaloniki insgesamt 38 Grabaltäre, von denen 24 (Th A 1–24: S. 213–239) im Alten Museum und 14 (Th N 1–14: S. 239–252) im Neuen Museum aufbewahrt werden; von diesen sind 15 abgebildet. Generell stellen sich bei den sehr ausführlichen Beschreibungen oft Probleme des sprachlichen Ausdrucks bei der Wiedergabe – oft gar nicht nachvollziehbarer – stilistischer Eigenheiten.

Die Arbeit wird von einer neugriechischen Zusammenfassung (X: S. 253–256), einem Abbildungsverzeichnis, Abbildungsnachweis, Inschriften-Konkordanzen, einem Standortverzeichnis und Indices abgeschlossen. Die Qualität der Abbildungen ist durchgehend sehr qualitativ: man hätte sich mehr Abbildungen gewünscht, was aber wohl eine Frage der Finanzen darstellt.

Die Dissertation von Spiliopoulou-Donderer zu den Grabaltären der römischen Kaiserzeit in Niedermakedonien stellt insgesamt einen sehr wichtigen Schritt in der Aufarbeitung des provincialrömischen Materials in Griechenland dar. Die Autorin macht ihrem Lehrer alle Ehre. Die Arbeit ist trotz mancher von mir aufgezeigter Schwächen für eine Dissertation eine ganz ausgezeichnete Arbeit.

Graz

Erwin Pochmarski

CHRISTOF BERNS, Untersuchungen zu den Grabbauten der frühen Kaiserzeit in Kleinasien. Asia Minor Studien 51. Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2003. X und 281 Seiten, 32 Tafeln.

Die vorliegende Arbeit ist die überarbeitete Fassung der Dissertation von Christof Berns, die auch Erträge aus seiner Diplomarbeit mit einschließt. Berns weist zu Recht darauf hin, dass Nekropolen und Gräber in kleinasiatischen Städten und Siedlungen in der Forschung zu einem großen Teil vernachlässigt und erst relativ spät systematisch bearbeitet worden sind.

Um so mehr sei ja gerade bei Grabbauten eine Typologie sinnvoll, da hier die »Kombination heterogener Architekturelemente zur Steigerung der Aussagekraft«

zu tragen kommt (S. 3). Während die Grabmonumente des Hellenismus zur Abgrenzung und Heraushebung des Verstorbenen in prominenter topographischer Situation errichtet wurden, setzt in der frühen Kaiserzeit ein Wandel ein, da die Denkmäler nun fast als Ehrenmonumente oftmals in der Stadt errichtet wurden und sich unmittelbar repräsentierend an die Stadtbevölkerung wandten.

Zunächst werden Grabdenkmäler hellenistischer Zeit untersucht (Abschnitt II). Berns weist darauf hin, dass weniger aufwendige Bauten errichtet wurden, sondern vielmehr kleine und bescheidene Denkmäler, deren Abgrenzungen und Bezirke dem Totenkult und gegebenenfalls der Versammlung der Familienangehörigen dienten. Als Beispiel wird der Bezirk C von Delos genannt, wo sich die aufwendige Ausgestaltung vor allem auf das Innere der Gräber konzentriert und damit zunächst nicht für die Repräsentation nach außen bestimmt war. Die Stiftung »familiärer Identität« stehe hier im Vordergrund. Daneben existieren in Kleinasien lokale Sonderformen wie Felskammergräber, Tumuli oder die Gruppe der lykischen Gräber.

Memorialbauten sind hingegen hervorgehoben, insbesondere durch die prominente topographische Lage an weithin sichtbaren Plätzen, weiters über »Architekturvokabeln« wie einem Stufenunterbau oder auch schon durch einen Bauplatz innerhalb der Stadt, wie dies für das Heroon des Androklos in Ephesos bereits im 2. Jh. v. Chr. der Fall ist. Zu Recht weist Berns darauf hin, dass die Nekropolen ländlicher Siedlungen in der »Peripherie« zu wenig bekannt und erforscht sind (S. 24 Anm. 96).

Neu im Hellenismus ist die Selbstdarstellung der Euergeten in reichen und experimentierfreudigen Architekturen. Ungewöhnliche Gebälkkordnungen oder Grundrissformen (Oktogon, Hexagon, zahlreiche Rundbauten) oder technische Finessen (Wasserspiel in Ephesos) fordern die Konkurrenz heraus. Dabei scheinen aber keine Statuen der Geehrten in den Monumenten aufgestellt worden zu sein. Entscheidend wird hingegen der Standort, wie bei dem Monument des Memmius in Ephesos, das erstmals an eine überaus prominente Stelle der Stadt am Ende des Embolos gebaut wurde und dem Vorbeigehenden geradezu auffallen muss. Überzeugend stellt Berns auch die Archivolten an diesem Bau eher in die Tradition von Nischen an Grabmonumenten als die Assoziation mit einem Triumphbogen überzustrapazieren. Lediglich die Bewertung der Ornamentik des Baus als »anspruchlos« (S. 46 Anm. 250) ist abzulehnen; das lesbische Kyma des Türgewändes ist sehr fein ausgeführt; von geringer Qualität sind lediglich die Architravbalken, die – gerade wegen dieses Umstandes nicht unumstritten – von Ulrike Outschar dem Obergeschoss zugewiesen worden sind.

Die Motivation für diese immer neuen Gestalten und Dekorformen kann Berns überzeugend in der Selbstdarstellung der Auftraggeber orten; die Monumente wurden wohl auch von den Geehrten selbst finanziert, auch wenn die Inschriften von einer Ehrung durch die Stadt sprechen.

In Abschnitt III stellt Berns drei Fallstudien vor, in denen die These geprüft werden soll, dass bereits in der frühen Kaiserzeit monumentale Grabbauten in Kleinasien existiert hätten.

Das erste Fallbeispiel ist der Gräberbezirk von Assos. Vorweg sei darauf hingewiesen, dass gerade für die hier vorgeführten Monumente nur wenige Abbildungen gebracht werden; zwar erwähnt Berns im Vorwort, dass die Beschaffung der Abbildungsrechte problematisch gewesen sei, doch erschwert das Fehlen von Bildmaterial gerade bei neu diskutierten Datierungsansätzen die Nachvollziehbarkeit sehr.

Die nicht sehr zahlreich erhaltenen Architekturen in Assos sind schlichte Bauten meist dorischer Ordnung, die vor allem wieder im Inneren reich verziert sind, wie Berns dies schon für hellenistische Monumente vorführen konnte. Die schlichten Architekturen als »Polis-Ideal« seien hier beibehalten worden (S. 67), wenn sie auch in neuen, teuren Materialien wie Marmor umgesetzt worden sind. Die Bestatteten und deren Familien haben sich um Errichtung und Erhaltung der Hauptstraße gekümmert, entlang derer die Monumente aufgestellt worden sind. Der Standort unmittelbar in Zusammenhang mit der städtischen Infrastruktur nahe an der Stadt und die nun betretbaren Monumente dienen dabei der Repräsentation der Familien.

Das zweite Fallbeispiel ist Ephesos. Hier werden insbesondere die Spolien untersucht, die in der spätantiken Marienkirche in der Südhalle des Olympieions verbaut worden sind. Als Beispiel prominenter Bauteile werden hier zu Beginn die Blattkelchkapitelle des Bemas der Kirche genannt und als deren Herkunft das Obergeschoss der augusteischen Basilika auf dem Staatsmarkt vermutet (S. 68). Zwar stammen die Kapitelle sicher aus der 1. Hälfte des 1. Jhs. n. Chr., doch gibt es in der Basilika keine Blattkelchkapitelle; im Obergeschoss sind vielmehr korinthische Halbsäulenkapitelle mit Pfeilerkapitellen kombiniert, denen als Dekor Hohlblätter aufgelegt sind (W. ALZINGER, Augusteische Architektur in Ephesos. Sonderschr. Österr. Arch. Inst. 16 [Wien 1974] 88 f.).

Berns untersucht die Marmorplatten mit Inschriften, die als Pflasterung wieder verwendet worden sind und weist darauf hin, dass man die Grabmäler offenbar systematisch beraubt hat, da zusammengehörige Platten meist nebeneinander wiederverlegt worden sind. Daraus werden auch chronologische Hinweise für nicht näher bestimmbare Fragmente zwischen den Platten gewonnen. Berns rekonstruiert die Gräber, von denen die Inschriftenplatten stammen, als einfache schmucklose Altargräber. Dieser Schluss beruht aber letztlich auf einem *argumentum e silentio*, da an den erhaltenen Platten keine Anschlüsse weiterer Architekturglieder zu erkennen sind. Die aus diesem Mangel an Hinweisen so rekonstruierten Monumente werden aber in der weiteren Argumentation zu Kronzeugen für einen Wandel der Grabformen, was unter diesen Gesichtspunkten jedenfalls nicht unproblematisch erscheint. Weiters vermisst man bei der Behandlung dieser Gräber eine aus-

fürliche Bewertung der Tatsache, dass die Inschriften in lateinischer Sprache abgefasst sind. Das weist auf eine Bevölkerungsschicht mit zumindest italisch-römischen Wurzeln hin, die wohl in Zusammenhang mit der neuen Provinzverwaltung in der Kaiserzeit zu verstehen ist. Hier wäre nahe liegend zu vermuten, dass zugewanderte Italiener ihre angestammten Grabformen nach Kleinasien mitgebracht haben, diese Grabformen also als besondere, ›fremde‹ Formen rezipiert worden sein können und damit einen Sonderstatus in der Betrachtung ›kleinasiatischer‹ Grabmonumente verdient haben. Zudem sind viele der Inschriften dann im Katalogteil als ohnehin nicht frühkaiserzeitlich ausgewiesen, sie stammen aus dem ausgehenden 1. Jh. n. Chr. und sind damit für die Diskussion frühkaiserzeitlicher Grabmonumente nur bedingt aussagekräftig.

Ein weiteres Monument wäre neuerdings bei der Betrachtung von Ehrendenkmalern in der frühen Kaiserzeit hier anzufügen: Jüngst wurde vorgeschlagen, in den später abgetragenen Anbauten des Südtores der ephesischen Agora die Ehrengräber von Mazäus und Mithradates, den Freigelassenen des Augustus und Stiftern des Tores, zu erkennen (P. SCHERRER/E. TRINKL, *Die Tetragonos Agora in Ephesos. Forsch. Ephesos XIII 2* [Wien 2006] 30 ff.; 44 ff.).

Das dritte Fallbeispiel, die Nekropolen von Olba und benachbarten Orten, stützt sich auf eine größere Zahl von Grabdenkmälern, deren oft unreflektierte Datierung in das 2./3. Jh. n. Chr. von Berns erneut diskutiert wird. Dabei versucht Berns eine Typologie der Kapitelle zu erstellen und Gebälke und Ornamente in die frühe Kaiserzeit zu datieren.

Sind die Ergebnisse teilweise nachvollziehbar, wird man doch den Eindruck nicht los, dass die Argumentation an manchen Stellen recht sprunghaft ist. Großes Gewicht wird auf Proportionen und etwa die Aufteilung der Dekorelemente auf dem Kapitell gelegt. Wenn es hier auch Entwicklungstendenzen gibt, so verbietet sich doch eine absolute Datierung anhand solcher Kriterien. Zu Recht weist Berns auf die Ähnlichkeit der Ornamentik mit jener des Vorderen Orients, und hier insbesondere Syriens hin. Gerade hier ist aber zu konstatieren, dass in Syrien die Formentwicklungen der Mittelmeerwelt oftmals sehr retardierend aufgenommen wurden. Im mehrmals zitierten Fall von Palmyra lässt sich dies anhand einer großen Zahl gut datierter Grabtürme nachvollziehen; hier treten im frühen 2. Jh. n. Chr. Dekorformen auf, die man, aufgrund ihrer Merkmale, gut ein halbes Jahrhundert früher erwarten würde. Hingewiesen sei hier auch auf die überaus rege Diskussion über die Datierung syrischer Bauornamentik, etwa über die Frühdatierungen durch Klaus Stefan Freyberger und die ›traditionellen‹ Ansätze von Jacqueline Dentzer-Feydy. Auch die als Beleg genannte, von Ingeborg Kader vorgeschlagene Frühdatierung des Bogens von Latakia ist keineswegs unumstritten (vgl. A. SCHMIDT-COLINET, *Besprechungen von I. KADER, Propylon und Bogentor. Damaszener Forsch. 7* [Mainz 1996]; C. ARNOULD, *Les arcs romains de Jérusalem.*

Novum Testamentum et Orbis Antiquus 35 [Göttingen 1997]. *Am. Journal Arch.* 103, 1999, 719 f.).

So vermisst man bei dem zweifellos sehr verdienstvollen Versuch von Berns zunächst eine systematische Aufstellung der Dekorformen, die Herausarbeitung etwaiger lokaler Fixpunkte in der Datierung und nicht zuletzt auch die Zusammenschau der Ornamentik am gesamten Monument und nicht nur aufgedgliedert in die Bauelemente. Zu hinterfragen wäre nochmals die Einordnung der Kapitelle. Berns nennt hier zunächst die unverzierten Blattkapitelle als selten in der frühen und mittleren Kaiserzeit (S. 86 Anm. 213); während nun gerade im flavischen Rom diese Formen durchaus gut vertreten sind (W.-D. HEILMEYER, *Korinthische Normalkapitelle. Ergh. Mitt. DAI Rom 16* [Heidelberg 1970] 140 ff.; P. PENSABENE, *I capitelli. Scavi di Ostia VII* [Rom 1973] 111 ff.), werden die Kapitelle in Olba von Berns trotzdem in die frühe Kaiserzeit datiert, argumentiert mit den Proportionen der Dekorelemente.

Schwierig ist weiters, dass gerade für den Grabturm aus Olba, einen Kronzeugen in Berns' Argumentation, keine Bilder im Tafelteil gezeigt werden, während die augusteische Datierung der Kapitelle des Grabtempels von Olba (Kat. 32B1) anhand der mäßigen Abbildung zumindest anzuzweifeln ist.

Im Katalog zu den Bauten in Elaiussa-Sebaste wird auf die im Textteil vorgelegte Typologie der Kapitelle verwiesen und eine augusteische Zeitstellung vorgeschlagen. Das ist aber etwa für die Grabbauten Kat. 10A1, 10A5 und 10A9 entschieden abzulehnen. Gerade die kaum mehr sichtbaren Voluten und Helices, die unter dem Abakus förmlich nach außen gedrängt werden, sind ein Hinweis auf eine Zeitstellung zumindest im fortgeschrittenen 2. Jh. n. Chr. Für die Kapitelle sind auch nicht die genannten frühkaiserzeitlichen Proportionen der Dekorelemente festzustellen; so beschränken sich etwa die Blattkränze bei weitem nicht mehr auf die untere Hälfte des Kalathos.

Damit wird aber letztlich eine Gruppe von Bauten, deren Datierung mit der Vorlage dieses Buches jedenfalls noch nicht ausreichend geklärt ist, zur Argumentation und Auswertung der Befunde frühkaiserzeitlicher Grabbauten in Abschnitt IV des Buches herangezogen.

Überzeugend ist unbenommen die Darstellung, dass über Vorbildwirkung früher, prominenter Grabdenkmäler ein Konkurrenzdenken ausgelöst worden ist, wodurch Lage und Wirkung wie auch Architekturformen rezipiert und kopiert worden sind. Neu ist für Kleinasien in dieser Zeit auch die Anordnung der Gräber entlang von Gräberstraßen.

Die auftretenden Bautypen werden in Gruppen zusammengefasst nochmals aufgeführt. Interessant erscheint, dass die Gebälke zunächst fast immer dorisch oder dorisierend gewesen sind; auf ionische Ordnungen wurde selten, auf korinthische nur in Kilikien regelmäßig zurückgegriffen. Die Motivation der Auftraggeber wird auch für die frühe Kaiserzeit folgerichtig mit der Selbstdarstellung erklärt. Verstärkt wäre hier wohl auf die neue politische Situation in der Kaiserzeit hinzuwei-

sen, in der im lokalen Euergetismus ein Ventil für den persönlichen Ehrgeiz lokaler Potentaten innerhalb des römischen Systems explizit gefördert worden ist.

In einem Ausblick auf mittelkaiserzeitliche Grabformen weist Berns auf die deutliche Abnahme des Typenrepertoires hin. Die Zahl kleinerer Bauten steigt an, aufwendige Denkmäler wurden erneut an topographisch hervorgehobenen und isolierten Stellen errichtet. Wesentlich ist auch das Auftreten von Sarkophagen im 2. Jh. n. Chr., deren Herstellungszentren in Kleinasien interessanterweise nicht in den Orten lagen, in denen die Sarkophagbestattung zur lokalen Tradition gehörte. Während also für die Herstellung der Sarkophage zurecht ein Einfluss aus dem Westen postuliert wird, wurde die Aufstellung der Sarkophage in kleinasiatischen Gräbern sehr individuell vorgenommen, sei es in Nischen und Rahmenarchitekturen, in geschlossenen Räumen oder als Einzelmonument auf einem Sockel.

Nach einer konzentrierten Zusammenfassung in Kapitel V folgt mit dem Abschnitt VI der Katalog der späthellenistischen und frühkaiserzeitlichen Grabdenkmäler, der etwa ein Drittel des Bandes einnimmt. Geordnet nach Fundorten erläutert ein kurzer Absatz die Situation der jeweiligen Nekropole. Für jeden Eintrag sind Literaturverweise und die entsprechenden Stellen im Buch angegeben, manchmal auch Grundriss und/oder Aufriss in Strichzeichnungen.

Wie schon oben erwähnt, sind auch hier einige Anmerkungen zu vorgeschlagenen Datierungen angebracht. Während etwa im Text das Vorkommen von *opus caementicium* als Hinweis auf eine frühestens frühkaiserzeitliche Zeitstellung herangezogen wird (S. 59 Anm. 48), wird der Rundbau in Alexandria Troas (Kat. 1A1), von dem lediglich der *caementicium*-Kern erhalten ist, allgemein im 1. Jh. v. Chr. angesetzt. Für den Rundbau Kat. 1A2 wird eine Abhängigkeit von spätrepublikanischen und augusteischen Grabbauten in Rom postuliert, das Monument aber in das 1. Jh. v. Chr. datiert! Problematisch ist sicher auch eine Datierung nach der Art des Mauerwerkes (Kat. 3A2), auf die Kapitellformen ist bereits oben eingegangen worden. Auch der Grabtempel in Arykanda (Kat. 6A1) kann mit den pointierten, spitzen Akanthusblättern auf keinen Fall in die frühe Kaiserzeit datiert werden, wohl eher in das mittlere 1. Jh. n. Chr.

Der Katalog wird dort dichter, wo die Publikationslage für die Monumente besser ist, wie etwa in Aphrodisias, Ephesos oder Sagalassos. Auch die Zeitstellung der Spolien in Ephesos wäre aber zu diskutieren, etwa der Ansatz der wohl mittelkaiserzeitlichen kleinformatigen Kapitelle aus der Johannesbasilika in das 4. Jh. n. Chr. (Kat. 11E1) oder die Fragmente des Akanthus-Frieses (Kat. 11E2), die eher ins fortgeschrittene 1. Jh. n. Chr. zu setzen sind.

Abgeschlossen wird der Band durch einen hilfreichen Index und den Tafelteil. Die Photos sind klein, aber von guter Druckqualität. Die Aufnahmen sind weitgehend gut gelungen, soweit das die oft schwer zugänglichen Monumente zulassen. Zu bemängeln ist in

jedem Fall das Fehlen von Abbildungslegenden, die den Tafeln in einer Liste vorangestellt sind. Schon im Text fehlen Hinweise auf Abbildungen, sodass man über den Katalog die zugehörigen Abbildungen suchen muss.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die sorgsam recherchierten Beobachtungen von Berns für Kleinasien sicher Gültigkeit haben werden. Besondere Erwähnung verdient hier die Tatsache, dass mit diesem Buch Pionierarbeit geleistet und eine Menge oft schwer zugänglichen Materials vorgelegt worden ist. Schon allein deshalb wird der Band sicherlich Handbuch-Charakter erlangen. Darin liegt aber auch zugleich die Gefahr, dass die z. T. sicher diskussionswürdigen Datierungsansätze unreflektiert übernommen werden. Hier empfiehlt sich die Zusammenschau mit der inzwischen erschienenen Arbeit von SARAH CORMACK, *The space of death in Roman Asia Minor* (Wien 2004). Mit der gebotenen kritischen Sicht auf diese in reger Diskussion befindliche Disziplin der Bauornamentik wird der Arbeit von Berns jedenfalls sicher die gebührende Anerkennung nicht verwehrt bleiben.

Wien

Georg A. Plattner

HENNER VON HESBERG, **Römische Baukunst**, Beck's archäologische Bibliothek, Verlag C. H. Beck, München 2005. 295 Seiten, 59 Abbildungen.

Hesberg nennt sein Buch nicht ›Römische Architektur‹, sondern wählt das Wort ›Baukunst‹ als Titel. Er greift damit auf eine alte Tradition der deutschsprachigen Archäologie zurück. Schon J. J. Winckelmann hat 1761 eine Schrift: ›Anmerkungen über die Baukunst der Alten‹ herausgegeben. Ihm ist 1905 J. Durm im ›Handbuch der Architektur‹ (2. Aufl.) gefolgt, wenn er seinen Beiträgen darin die Überschrift: ›Die Baukunst der Etrusker‹ und ›Die Baukunst der Römer‹ gibt. Und schließlich kann noch G. Kaschnitz von Weinberg mit seinen ›Grundlagen der republikanischen Baukunst‹ angefügt werden, die H. von Heintze 1962 aus dem Nachlass des Forschers herausgegeben hat, eine Arbeit, welche Hesberg in der Bibliographie auf S. 276 nicht anführt. Bei F. Rakob liest man dagegen: ›Römische Architektur‹ in der von Th. Kraus herausgegebenen Propyläen Kunstgeschichte von 1967. Wenn also zwei Worte zur Verfügung stehen, kann mit diesem Titel statt ›Römische Architektur‹ auf die Doppelgesichtigkeit der Baukunst in Italien seit dem etruskischen Einfluss, der auch im frühen Rom vorherrschte, hingewiesen werden. Damals sind die tragenden hölzernen Teile eines Baues mit farbigen, ornamentalen oder auch figurlich dekorierten Terrakotten verdeckt worden. In der Kaiserzeit gibt es dann später den Gegensatz zwischen der eigentlich gebauten Architektur und deren Verkleidung aus kostbaren, farbigen Steinsorten. Man findet hier schon, um mit Gottfried Semper zu sprechen, die

Differenzierung in »Mauer und Wand«. Und da der Verfasser die neueren Gesamtdarstellungen kritisiert: »... sie leiden gattungsbedingt an der Konzentration auf die Aspekte der Formgeschichte« (S. 15), und die Einleitung mit einem Zitat aus der Schrift des Sextus Frontinus (Aq. 16) beginnen lässt, worin »die Großbauten für die Wasserversorgung Roms« gegen die »überflüssigen, aber durch ihren Ruhm gefeierten Werke der Griechen« gestellt werden, so scheint der Weg für die Berücksichtigung der zwei Seiten des römischen Bauens bereitet. Denn beim griechischen Tempel sind die tragenden Teile und die Schmuckformen identisch. Säule und Gebälk verrichten zweierlei Dienste: Sie tragen und bestimmen gleichzeitig die äußere Erscheinung. Diese Haltung dem Bau gegenüber findet sich bei der italischen und römischen Architektur nur bei den spärlichen Überresten aus der Zeit des italischen Hellenismus. Der Verfasser spielt den Gegensatz von »Mauer und Wand« bei seiner Wortwahl nicht aus, sondern verwendet die beiden Begriffe (Baukunst und Architektur) in der Einleitung gleichlautend, trennt aber im Kapitel I: »Perioden römischer Architekturgeschichte« die »Baumaterialien« (S. 19–31) von »Bauornament und Schmuck« (S. 32–62), wobei er von der Königszeit bis in die Spätantike mit raschen Schritten vorankommt.

Den Hauptteil seines Buches widmet er dem Teil II: »Baufaufgaben und Bautypen« (S. 63–203). Im folgt wieder kürzer der Teil III »Erbauer und Nutznießer« (S. 204–243). Eine Schlussbemerkung und der Anhang, bestehend aus den Anmerkungen, der Bibliographie mit bis 2003 erschienenen Arbeiten, dem Abbildungsverzeichnis und dem Registerteil, beschließen den Band.

Schon die Überschriften der einzelnen Abteilungen machen deutlich, dass es dem Autor nicht um »Römische Baukunst« allein geht. Auch wenn er in der Einleitung und in der Schlussbemerkung seine Arbeit nicht als Kulturgeschichte bezeichnen will, so ist sie es dennoch wegen des in ihr eingeschlagenen Weges und der behandelten Fragen. Dem von ihm abgelehnten Aspekt einer formgeschichtlichen Auseinandersetzung setzt er seine Sichtweise entgegen, welche man als die eines Historikers bezeichnen kann. Dazu wird stärker als zuvor die schriftliche Überlieferung herangezogen. Und da diese, abgesehen von den zehn Büchern über Architektur des Architekten Vitruv, Bauwerke in den verschiedensten Zusammenhängen erwähnt, entsteht ein vielfältiges Bild, das sich in der Wahl der Kapitelüberschriften spiegelt. Sie führen in alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens, weshalb der Titel des Buches: »Römische Baukunst« dem Inhalt nicht gerecht wird. Es ist eher eine Geschichte des römischen Bauens. Zwar wird bisweilen ein Gebäude eingehender besprochen. Doch dies geschieht dann als »Fallbeispiel wie beim Dioskurentempel auf dem Forum Romanum (S. 80 f.).

Da die antiken Schriftquellen eine so wichtige Rolle spielen, wünschte man sich außer dem Personenregister am Ende des Buches auch eines der antiken Autoren,

v. a. da beim Zitieren kein System erkennbar ist. Die Zitate finden sich sowohl in Klammern im Text als auch in den Anmerkungen. Und sie fehlen bisweilen oder sind nur über die Sekundärliteratur auffindbar. Dass z. B. ein römischer Senator keinen Sitzplatz im Theater von Puteoli fand, steht in der Augustusvita des Sueton (44,1); der jüngere Plinius schreibt von seinen Säulen im Brief 9,39,4. Und dass Vespasian und Titus vor ihrem Triumph nahe dem und nicht, wie der Autor (S. 104) schreibt, im Isistempel von Rom übernachteten, überliefert Flavius Josephus (bel. Iud. 7,5,4). Man würde mit einem Autorenregister auch die Stelle in Suetons Vita des Vespasian finden, wo dieser einen Ingenieur wegen der Erfindung einer Maschine belohnt hat, diese aber bei einem Bau nicht einsetzen ließ, um keine Arbeitsplätze zu gefährden.

Die wenigen Sätze auf S. 46 f. über den »marmornen Rundtempel am Tiber« sind nicht ganz verständlich. Die aus pentelischem Marmor gefertigten Schäfte und Kapitelle sind wohl Importstücke aus Athen, und wie auch manche damals nach Rom eingeführte griechische Statue dadurch nicht römische Kunst wird, so werden auch diese Säulen nicht römische Baukunst. Bemerkenswert wäre nur ihre Verwendung beim Bau eines Rundtempels, einer damals in Rom und Umgebung beliebten Form. Die Kapitelle sind auch keine »korinthischen Normalkapitelle«, da die Höhe der Akanthusblätter nicht den dafür überlieferten Maßen entspricht (VITR. 4,2,12).

Bei der Erwähnung der dem ikonographischen Programm im Forum des Augustus in Rom folgenden Ausstattung auch in einem Forum im spanischen Mérida (S. 56) wäre der Hinweis auf die Publikation der Funde wichtig gewesen: J. L. DE LA BARRERA, *La decoracion arquitectonica de los Foros de Augusta Emerita* (Rom 2000). Die Marmorreste datieren aus der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. und können aufzeigen, wie lange hauptstädtische Programme gelten konnten. Auf S. 71 geht es um geschmückte Torfassaden in der späten Republik. Neben Perugia wird dort Verona genannt. Es kann sich aber um ein Versehen handeln und Volterra gemeint sein. Verona wird auf S. 74 in dem Zusammenhang aufgeführt, in den die Porta di Borsari gehört. Der »Basilica« genannte Kultbau für Kybele (S. 104) weist auf den Umstand hin, dass außer für die Marktbasiliken das Wort auch für aufwendig gestaltete Räume im privaten Bereich verwendet worden ist (VITR. 6,5,2). Auch die frühen Christen konnten sich schon vor Konstantin in häuslichen Basiliken versammeln. Von hier hätte der Autor den Weg zur Entstehung der frühchristlichen Basilika finden können, v. a. da er die formgeschichtlichen Aspekte für weniger wichtig hält (S. 15). Er schließt ihre Behandlung aber an die der Marktbasiliken an (S. 139) und folgt damit den allgemeinen Architekturgeschichten. Diese Einschätzung geht immerhin auf den Humanisten und Architekten Leo Battista Alberti zurück. Zu seiner Zeit im 15. Jh. konnte das Treiben auf einem Markt bei einer der basilikalen Kirchen durchaus in sie hinein reichen. Die frühen Christen

sahen aber darauf, dass ihre Gotteshäuser vom öffentlichen Geschehen abgeschirmt blieben. Sie lagen nicht mit der Breitseite zum Forum hin geöffnet wie die alten Marktbasiliken der Römer, sondern abgeschlossen und nur durch ein vorgelagertes Atrium erreichbar. Dem Autor fallen immerhin die Diskrepanzen auf, v. a. die zu der zeitgleichen Konstantinsbasilika, und er meint, dass die frühen Christen sich an älteren Schemata orientiert hätten. Man fragt sich, warum sie öffentliche Bauten des Staates, welcher sie über Jahrhunderte unterdrückt hatte, zum Vorbild nehmen sollten. Eine antike Quelle für diese Annahme gibt es nicht. Auch lässt er, wie es fast alle Architekturgeschichten tun, das Atrium vor der Eingangsseite der frühchristlichen Basiliken außer Acht. Es gehörte aber in den ersten Jahrhunderten nach Konstantin integral zum Gebäude und weist schon durch seine Namen auf die Herkunft aus der Hausarchitektur. Bei vielen Kirchen in Rom ist es noch vorhanden. Als Alberti seine Vermutung aussprach, gab es vor den Kirchen in Florenz kein Atrium mehr. Man fragt sich, warum der Autor diese in seinem Konzept angelegten Schlüsse nicht gezogen hat. Die Kombination von einem Peristyl vor einem, bisweilen sogar apsidal endenden Hauptraum lassen sich bei zahlreichen römischen Privatbauten nachweisen (vgl. TH. LORENZ, Überlegungen zu Vorgeschichte der frühchristlichen Basilika. *Boreas* 23/24, 2000/2001, 113–132).

Das Buch ist wegen des neuartigen Ansatzes, der bisher außer Acht gelassene Aspekte hervorhebt, sehr zu begrüßen. In ihm wird dem Leben in den Bauten und um sie herum Aufmerksamkeit geschenkt. Man sollte es aber in Verbindung mit einem der vom Verfasser gerügten Werke über Architekturgeschichte lesen. Was er nämlich diesen zum Vorwurf macht, ihr Haften an dem, was er »Aspekte der Formgeschichte« (S. 15) nennt, also ihre Konzentration auf die strukturellen Teilen eines Bauwerks unter Vernachlässigung des Außenbildes, das kann man umgekehrt seiner Arbeit als Manko vorwerfen.

Graz

Thuri Lorenz

BERTHOLD F. WEBER, **Die römischen Heroa von Milet**. Milet, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen seit dem Jahre 1899. Milet Band I: Bauwerke in Milet Teil 10, hrsg. von V. v. GRAEVE. Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York 2004. XIV und 171 Seiten, 94 Abbildungen, 48 Tafeln, 2 Beilagen.

Mit der anzuzeigenden Arbeit legte der Verfasser, der im August 2005 bei einem Unfall ums Leben gekommene deutsche Archäologe, Architekt und Bauforscher B. Weber, das Ergebnis einer Untersuchung vor, die er zwischen 1981 und 1988 an den beiden römischen Heroa von Milet durchgeführt hat. Die Arbeit war von W. Müller-Wiener angeregt und 1993 bei G. Gruben

als Dissertation an der TU München eingereicht worden. Für die Publikation wurde die Studie jedoch auch um einen Abschnitt zu den Befunden und Funden einer Grabung ergänzt, deren Auswertung zum Teil erst später, in den Jahren von 1993 bis 1999, gelang.

Die Arbeit ist in insgesamt sieben Kapitel von unterschiedlichem Zuschnitt gegliedert. Im Anschluss an einen Vorspann mit Vorwort und Abkürzungsverzeichnis steht ein erstes Kapitel mit dem Titel »Grabungsgeschichte«. Danach folgt, auf zwei Kapitel verteilt, das eigentliche Kernstück der Arbeit, die umfassende Bauvorlage mit Bau- und Bauteilebeschreibungen sowie Ausführungen zur Rekonstruktion und Datierung der beiden Heroa. Die Kapitel 4, 5 und 6 stellen drei Abschnitte mit ergänzenden Bemerkungen dar, zumal der Verfasser hier übergreifende Themen behandelt und zum Beispiel zum Begriff »Heroon« oder zum Typus der durch die Heroa repräsentierten Architekturen Stellung bezieht. Das letzte Kapitel versteht sich unterdessen als Zusatz, enthält es doch bloß die »Anhänge«, wie Auszüge aus den Grabungstagebüchern von 1909 bis 1913, verschiedene Listen, Register und die Abbildungs- und Tafelnachweise.

Kapitel I (S. 1 f.) informiert zu Beginn mit einem geschichtlichen Überblick über verschiedene Daten und Fakten der Milet-Grabung. Und wengleich die Daten in aller Kürze angezeigt werden, erfährt man Wichtiges über das Geschehen jener Zeit, in der im Gebiet der beiden Heroa zum ersten Mal Suchschnitte angesetzt wurden, oder auch etwas über den weiteren Fortgang der Forschung. Im Kontext mit diesen Hinweisen stößt der Leser auch erstmals, aber doch unvermittelt auf die Bezeichnung der beiden Heroa, auf die Bezeichnungen »Heroon II« und »Heroon III«. Der Verfasser erwähnt zwar, dass Heroon II das Heroon an der Theaterbucht ist und Heroon III das Heroon bei den Faustinathermen bezeichnet. Außerdem verweist er auf ein drittes Bauwerk, auf das hellenistische Heroon I am Theaterberg, und darüber hinaus darauf, dass es mit diesem zusammen in Milet drei *intra muros* gelegene, innerstädtische Ehrengräber gibt. Wann, warum und durch wen es zu dieser Nummerierung kam, wird allerdings nur beiläufig in einer Fußnote (in Anm. 14) vermerkt.

Kapitel II (S. 3–100) mit der Dokumentation des Heroon II bildet dann den ersten ergiebigen Teil, den ersten Schwerpunkt der Arbeit. In sieben Abschnitten (A–G) bietet es eine Baubeschreibung, das Aufmaß der heute erhaltenen Reste, des Weiteren eine Beschreibung der dem Heroon zugewiesenen bzw. zugehörigen Einzelbauteile sowie eine Rekonstruktion und eine Datierung des Baus. Die Präsentation der Bau- und Einzelstrukturen geschieht dabei nach einem bereits seit langem in der Bauforschung bewährten Schema, nichtsdestotrotz aber auch durchdacht, überzeugend und gründlich; an die ebenso penibel und detailliert vorgetragene Rekonstruktion schließen auch Beobachtungen zur Verklammerungstechnik oder zur Metrologie des Bauwerks an. In einem eigenen Abschnitt kommt überdies die Bauornamentik zu Wort, da sich auf diese nicht zuletzt die

zeitliche Einordnung mit einer Datierung des Heroons in hadrianische Zeit stützt.

In Abschnitt A (»Lage, Bestand«, S. 3f.) erfolgt zunächst noch ein Blick auf die Lage und den heutigen Erhaltungszustand des Baus. Der Verfasser benennt die Gestalt der Ruine, die architektonischen Überreste des Podiums – vorspringende Mauerzungen, ein Sockelprofil und eine eingewölbte Grabkammer – sowie die Mauern eines über dem Unterbau in byzantinischer Zeit errichteten Wohnturms. Er spricht mithin auch das spätere Schicksal, die nachantike Nutzung des Baus an. Nicht unerwähnt bleibt aber ebenso die Zeit der Zerstörung, bevor Abschnitt B den Teil 1 der Beschreibung, die deskriptive Betrachtung der *in situ* verbliebenen Denkmalstrukturen bringt.

In diesem Abschnitt (S. 4–12) werden die Strukturen dargelegt, die man noch vor Ort registriert und die ihrerseits die Grundlage für jede weitere Überlegung zur Form des Monuments sind. Demgemäß fallen die Beobachtungen auch mehr als präzise und genau aus. Angegeben sind nicht nur jeweils das Material, die Größen und die Maße der Einzelbauteile, das Augenmerk fällt auch auf technische Besonderheiten, auf den Erhaltungszustand, auf Bearbeitungs- und Verwitterungsspuren und, wenn vorhanden, auf die Art der Verdübelung und Verklammerung einzelner Blöcke. In jedem Absatz, egal ob in den Notizen zur Euthynterie, zur untersten Stufe, zum Sockelprofil, zur Grabkammer oder zur Innentreppe, spürt man jedenfalls eine bestimmte Methodik bzw. das Bestreben nach einer möglichst lückenlosen und korrekten Darstellungsweise. Erfreulich noch dazu ist die hohe Qualität der Zeichnungen, die ungewöhnliche Prägnanz der Baubeschreibung beigefügten Ansichten, Grundrisse, Längs- und Querschnitte.

Der anschließende Bauteilekatalog, Abschnitt C (S. 12–62), erschließt die Architektur- und Bauschmuckfragmente, die vom Oberbau stammen, und listet sie, wie der Verfasser auch festhält, in »konstruktiv geordneten Gruppen« auf: zunächst die Bauglieder einer großen ionischen Säulenordnung – darunter Säulenbasen, Säulen und ionische Kapitelle, Blöcke und Profilfragmente von Anten, ein Antenskapitell, ferner Architrav- und Erosfriesblöcke sowie Sima-, Geison- und Tympanonblöcke – und danach die Elemente einer kleinen korinthischen Halbsäulenarchitektur, so u. a. Halbsäulen, Pilaster und drei weitere Friese, ein Lotos-Palmetten-Fries, ein Akanthusfries und ein Mäanderfries, gefolgt auch noch von so genannten Wandplatten, von großen Blöcken und Quadern aus verschiedenen Zonen des Baus.

Jeder Bauteil ist auch wieder mit der gebotenen Sorgfalt behandelt, jedes Stück explizit und klar definiert und gleichermaßen in vorzüglichen, ja beinahe perfekten Umzeichnungen vorgestellt. Die Aufnahme von Keramiken, die man bei der Freilegung der Innentreppe zur Grabkammer fand, erstaunt allerdings; ihr Eintrag in den Katalog (unter Nr. 20 auf S. 62), irritiert sogar, wenn man bedenkt, dass Teile der Dacheindeckung aus Marmor, genauer gesagt Stroterfragmente, nicht berück-

sichtigt sind. Aufgenommen findet man zwar, wohl der Vollständigkeit willen, einen kleinen Zahnschnitt, ein Fragment, das sich nicht sicher zuweisen ließ, oder auch Bruchstücke, die der Verfasser selbst ausschließen kann. Die besagten Strotere spielen aber doch, auch wenn erst im nächsten Abschnitt, in Abschnitt D und im Zusammenhang mit der Rekonstruktion des Heroon, eine wichtige Rolle (S. 81 mit Anm. 353, in der sie auch beschrieben sind).

Abschnitt D (S. 63–93) mit der Rekonstruktion ist nun insofern interessant, als er als erster auch Kritik zulässt und zu Diskussionen verleitet. Auf Grundlage und Basis der zuvor ermittelten Daten zeigt der Verfasser hier die für die Rekonstruktion wichtigen Argumente, die Sachverhalte und Bedingungen auf, parallel dazu aber auch das Ergebnis, die kommentierte, in Einzelschritten entwickelte Rekonstruktion selbst. In Bezug auf Grundform und Typus weicht das Ergebnis zwar nur wenig von jener Vorstellung ab, die man schon in den 1920er Jahren gewann (insbesondere mit den damals gleich im Anschluss an die Grabungen von K. Wulzinger angefertigten Zeichnungen) – ein Heroon in Gestalt eines Podientempels mit zwei Säulen *in antis*. Die Analyse der erhaltenen Reste und Bauteile ergibt jedoch ein neues Gesamtbild, ein Bild auch mit Einblicken in Details der Konstruktion, der Disposition und der Dimensionen des Baus. Da sich die Architektur im Aufbau aber nicht immer erschließt und im Bestand Lücken enthält, hält der Verfasser zusätzlich zahlreiche Vergleiche und Verweise auf vollständige Bauten für nötig. Er zitiert vorweg auch eine Reihe von Bauten, die ihm hilfreich erscheinen, darunter Bauwerke in Pergamon, Rom, Hössn Niha und Samos, inwiefern sie allerdings nützen, zum Beispiel der Gümüşkesen genannte Grabbau von Milas, wird nicht in jedem Fall näher gesagt. Unabhängig davon heißt es jedoch, dass sich die Ausführungen »zwangsläufig auf die wesentlichen Kriterien der Rekonstruktion« beschränken, oder auch, dass die (im Übrigen wieder großartigen) Zeichnungen das Medium zur Wiedergabe sowohl der Einzelerkenntnisse als auch der Rekonstruktion insgesamt sind.

Der Umfang der Anstrengungen imponiert dennoch und äußert sich fernerhin in geschickt und souverän angestellten Berechnungen, in der Erklärung von Proportionen und Proportionsverhältnissen. Eine Besonderheit der Leistung zeigt sich schließlich darin, dass der Verfasser ebenso strittige Punkte anspricht und Aspekte abwägt, die weit über das erforderliche Maß hinaus Aufschluss über die Qualität eines Befundes erzielen. Kein Detail ist vernachlässigt oder gar übersehen, eine Problematik immerzu ohne Umschweife offen gelegt, jede Aussage dadurch kontrolliert und nachvollziehbar. Manch ein Aspekt bleibt zwar ohne verbindliche Antwort, ohne ein eindeutiges Urteil, die Verweise auf Varianten, auf etwaige Analogien und/oder Vorbilder bieten aber stets guten Ersatz. An dieser Stelle sei freilich als Beispiel nur ein Punkt angeführt, der hinlänglich definiert und geprüft wird: das ebenso singuläre wie originelle Phänomen der Kombination einer Kolossalord-

nung mit einer kleineren Ordnung an den Außenwänden am Oberbau des Heroons (S. 84 f.).

Ein kurzer Abschnitt, E (S. 93–95), dokumentiert die Verklammerungstechnik und schafft Klarheit über die Statik oder die Möglichkeiten der vertikalen und horizontalen Verbindung im tektonischen Gefüge des Baus. Der Verfasser unterscheidet verschiedene Mittel zur Befestigung einzelner Blöcke, er erkennt Dübel zweier verschiedener Arten zur vertikalen Verbindung sowie Klammern zur horizontalen Verbindung. Unter anderem stellt er aber auch den Verzicht auf eine umfassende Stabilisierung der Substruktion bzw. des mächtigen Podienfundaments fest.

Der nächste und wiederum kurze Abschnitt F (S. 95 f.) beschäftigt sich mit dem Thema »Metrologie«, das im Rahmen der Rekonstruktion schon mehrfach zur Sprache gebracht wurde. Der Verfasser erörtert noch einmal die überlieferten Abmessungen, die wenigen im Bereich von Podium und Grabkammer erhaltenen Hauptmaße, und gesteht, dass er aus dem Vergleich der gesicherten Werte noch keine dem Entwurf zugrunde liegende Maßeinheit, weder einen Modulus noch ein Fußmaß, ableiten könne. Ebenso wenig könne er an den Grundmaßen klare Proportionen erkennen. Den Hinweis auf ein Fußmaß findet er trotzdem im vertikalen Aufbau, die Überprüfung von einzelnen Baugliedern mit rekonstruierten Höhen ergäbe durchaus ein konkretes Modell. Zu belegen, da unübersehbar, sei jedenfalls, dass sich bestimmte Größen an einem Maßsystem in römischen Fuß bzw. am römischen Fuß von 29,5 cm orientieren. Und daher stünde trotz aller Unsicherheit das Entwurfsprinzip fest, das Maßsystem des Heroon beruhe auf der Grundeinheit von 1 Fuß, nicht aber auf einem Modulus aus einem daraus abgeleiteten Wert.

Der letzte Abschnitt von Kapitel II, Abschnitt G (S. 96–100), widmet sich abschließend der Bauornamentik und der Datierung des Baus. Der Verfasser zählt eingangs die für die Datierung relevanten Voraussetzungen auf und betont, dass sich die Datierung des Bauwerks nur über die zeitliche Einordnung der Bauornamente bewerkstelligen lässt. Ein Grund dafür sei das Fehlen von Inschriften oder auch von anderen historischen Quellen, die die im Heroon geehrte Person, den Grabinhaber, anzeigen würden. Ein anderer Grund läge darin, dass der Entwurf, ein auf einem Podium errichteter Antentempel, gleichwie die Komposition der Außenwände nicht mehr als einen groben zeitlichen Rahmen markiert. Der Verfasser hält ferner auch fest, dass es bislang keine umfassende Arbeit über die römische Bauornamentik in Kleinasien gibt. Gleichwohl aber kann er auf einzelne Schriften verweisen, so u. a. auf die Studie von R. KÖSTER, *Die Bauornamentik der frühen und mittleren Kaiserzeit. Milet VII 1* (Berlin 2004), in der das Heroon bereits besprochen und an die Wende vom 1. auf das 2. Jh. datiert wird. Er betrachtet diese jedoch mit gemischten Gefühlen: Kösters Datierung sei wenig stichhaltig, hypothetisch und vage, zum einen deshalb, da Köster in Milet keine Bauten mit vergleichbaren Ornamenten ansprechen kann, und zum ande-

ren, da Köster auch keine Vergleiche zwischen den Ornamenten des Heroons und Ornamenten von Bauten außerhalb Milets zieht. Der neue Datierungsvorschlag, »am Ende des ersten Viertels des 2. Jhs.«, kommt aber ebenso unsicher und nicht entschieden genug. Der Verfasser stellt zwar auch die nötigen Vergleiche an, insbesondere zum rekonstruierten Antenskapitell, zum Erosenjagdfries oder zum ionischen Kyma darüber, doch zwingen die angeführten Architekturen, darunter das 131/132 n. Chr. datierte Hadrianstor in Athen, nicht zweifelsfrei zu einem derart engen, auf wenige Jahre beschränkten Zeitraum.

Kapitel III (S. 101–144) gilt dem zweiten Bauwerk, dem Heroon III bei den Faustinathermen. Der Verfasser wählt eine Gliederung, die wir bereits aus Kapitel II kennen: in Einzelabschnitten A–G werden wiederum die Ausführungen zur Lage, die Baubeschreibung, der Bauteilekatalog, die Rekonstruktion sowie die Angaben zur Verklammerungstechnik und zum Entwurfskonzept vorgelegt. Abweichend von Kapitel II findet sich allerdings auch ergänzend ein Abschnitt H mit den Befunden der Grabung 1982–1986. Die Baubeschreibung in Abschnitt B geht abermals auf die noch heute *in situ* vorliegenden Baureste ein; vorab, in Abschnitt A (S. 101), skizziert der Verfasser zudem erneut die Lage und den Bestand des Bauwerks, das eine ganze *insula* im Zentrum der Stadt einnimmt. Er deutet hierbei aber auch schon die Extravaganz, die Komplexität der Anlage an, indem er ein Peristyl und die so genannte Cella, den quadratischen Grabbau des Heroon, erwähnt.

In der »Baubeschreibung« (S. 101–104) beschreibt der Verfasser zunächst die Reste der gesamten Anlage, er beschreibt der Reihe nach die Umfassungsmauern, die Südräume und die Zugänge, des Weiteren die Teile des Peristyls, die Fundamente und den Stylobat der vier den Hof umgebenden Hallen sowie die Cella, in der auch noch ein Postament, der Sockel eines Sarkophags, steht. Die Ausführungen sind wiederum prägnant und klar und geben erneut Aufschluss über den Grad der Erhaltung, über das Material oder Einblick in die Grundrissstruktur.

Im Bauteilekatalog Abschnitt C (S. 104–121) wird sodann wieder jedes Bauelement beschrieben und erwartungsgemäß in eigener Zeichnung dokumentiert. Die Reihenfolge entspricht hier aber nicht mehr der in Abschnitt B gewählten Reihung, der Verfasser beginnt nicht mit den Bauteilen der Südräume bzw. der so genannten Exedra, des mittleren Raumes im Südtrakt, sondern mit den Werkstücken der Peristyllhallen. Er beginnt mit den Postamenten und Säulen der Hofarchitektur, mit einem korinthischen Kapitell und den Architrav- und Geisonblöcken, die er dem Peristyl zuweisen kann. Erst danach geht er auf ein Pfeifenkapitell oder das Epistyl der Exedra ein, ehe er sich schließlich um die Teile der Cella bemüht: um Reste von Marmorinkrustationen, um das Fragment eines Türsturzes, um das Sarkophag-Postament oder um ein zweites kleines Postament (einen Altar?) mit Inschrift, das er aber selbst wieder der Exedra zuteilt.

In Abschnitt D (S. 121–131) erfolgt die Rekonstruktion mit wiederum umfassenden und ausführlichen Erläuterungen. Der Verfasser analysiert und erklärt, auf Basis der gegebenen oder ermittelten Größen, den konstruktiven Aufbau, die Konzeption und die Maße des Baus. Die Ausführungen sind weit gespannt, wieder überlegt und begründet, und gewiss auch mehr als nur eine willkommene Ergänzung der Pläne, zu denen neben den Textabbildungen auch die beiden Beilagen 1 und 2 gehören. Ein kleiner Fehler schlich sich freilich in die (vor S. 123 eingeleitete) Abb. 82 ein: die Rekonstruktion der Peristylordnung, eine Ansicht, ist hier nicht wie notiert im Maßstab 1:100, sondern im Maßstab 1:20 wiedergegeben. Die Rekonstruktion präsentiert dennoch ein sehenswertes Modell, ein Idealmodell mit vielen Facetten. Interesse kommt zum Beispiel der Rekonstruktion der Exedra zu (S. 125–127), die schon allein vom Entwurfskonzept her einen bedeutenden, reich gegliederten Raum darstellt. Erhöhtes Interesse verdienen ferner die Ausführungen zur Gestaltung des Nordtrakts (S. 127f.) oder zur Eindeckung der innen mit Nischen geschmückten Cella (S. 128–131). Der Verfasser ist dabei auf Hypothesen angewiesen, da Dachteile vollständig fehlen; nach erfolgter Diskussion der denkbaren Varianten schließt er eine Kuppel aus. Er entscheidet sich für die Einwölbung in Form einer Tonne mit halbkreisförmigen Querschnitt und sagt, dass die Rekonstruktion sich insbesondere an das Vorbild der zahllosen Grabbauten in Ostia anlehnt.

Auf die »Rekonstruktion« folgen wieder zwei sehr kurze Abschnitte, Abschnitt E zur Verklammerungstechnik und Statik und Abschnitt F zum Entwurfskonzept. In Abschnitt E (S. 132) hält der Verfasser vor allem den sparsamen Einsatz von Dübeln und Klammern im Bereich der Peristylarchitektur fest. Er vermerkt allerdings auch die im Gegensatz dazu auffällig robuste Gründung der Cella mit bis zu 3 m tiefen Streifenfundamenten als Unterbau der aufgehenden Wände.

In Abschnitt F (S. 132–134) bemerkt Weber zunächst, dass das der Bauausführung zugrunde liegende Fußmaß eruiert werden konnte. Da die Größe des Fußmaßes mit genau 29,421 cm »in der vertikalen Aufteilung der Hallenarchitektur« aber nicht ablesbar sei, meint er zugleich, dass die Ursache dafür in der ungleichen Bewertung von Proportion und Dimension bzw. im ab und an möglichen Vorrang der Proportion vor der Dimension liegt. Darüber hinaus wird ein Phänomen beurteilt, das sich aus dem nicht völlig symmetrischen Grundriss des Heroons ergibt. Der Verfasser spricht den Fakt an, dass die Cella exzentrisch, stark verschoben und damit nicht in der Mittelachse der Anlage steht, er konstatiert aber auch, dass diese Asymmetrie von Anfang an gewollt war und einem schon im Entwurf vorgegebenen Prinzip folgt. Durch das bewusste Verschieben der Cella hätte man den Hofcharakter des Peristyls erhöht und einen Freiraum erzielt. Das Verschieben der Cella hätte freilich auch eine zusätzliche Korrektur erfordert, eine Planungsänderung der Nordhalle, indem ein weiteres und mit der Mittel-

achse der Cella korrespondierendes Joch hinzugefügt wurde. Unabhängig davon, doch auch bezogen auf die wechselseitige Beziehung zwischen Peristyl und Cella, heißt es zudem, dass der Peristylhof ein nach außen hin abgeschirmter, introvertierter und in die Anlage integrierter Hof war – und damit nicht nur ein Hof mit einem Freiraum für die Errichtung des Grabbaus.

Die Datierung des Heroons in Abschnitt G (S. 134f.) stellt keine Schwierigkeit dar, nach kurzer Debatte wird die Anlage von zwei Seiten aus in severische Zeit, an den Beginn des 3. Jhs., gesetzt. Der Verfasser blickt zum einen auf die datierten Befunde eines im Zuge der Grabungen durch das Areal gezogenen Schnitts, und zum anderen auf das Kapitell und die Postamente der Peristylarchitektur. Er führt aus, dass die Befunde einer Kalkgrube in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Bauvorgang stehen und deshalb auch exakt den Zeitpunkt der Entstehung des Heroons fixieren. Zur Bauornamentik trägt er aber kaum differenzierte oder ergiebige Angaben vor. So merkt er zum Peristylkapitell lediglich an, dass es in der Ausführung gewisse Übereinstimmungen mit Formen einer in Kleinasien an verschiedenen Orten produzierten und in severische Zeit datierten Kapitellgruppe gibt. Und zu den Postamenten bemerkt er auch nur, ohne sich der Tragweite seiner Aussage wirklich bewusst zu sein, dass sie mit ihrer Detailausbildung an die Postamente in der Palästra der Faustinathermen erinnern.

In Abschnitt H (S. 136–144), dem letzten Abschnitt von Kapitel II, geht der Verfasser im Detail auf die in den Jahren 1982 bis 1986 parallel zur Aufnahme der Bauwerke und der Bauteile durchgeführten Grabungen ein. Die Ergebnisse der Grabung waren komplex und vielfältig, die Anliegen und Ziele der Untersuchung wurden mehr als erreicht. Durch die Grabung ließen sich zahlreiche bis dahin offene Fragen klären, zum Beispiel die Frage nach der Ausdehnung des Heroons nach Norden bzw. die Frage nach der genauen Größe der *insula*. Die Grabung ergab gleichfalls eine für die Geschichte der Stadtbesiedlung aufschlussreiche Stratigraphie mit Bauresten bereits der klassischen Zeit. Einen schönen Erfolg bildete auch die Aufdeckung von Fragmenten hellenistischer Wandmalerei, einer Wanddekoration des mittleren 2. Jhs. v. Chr., die der besonderen Motive wegen auf vier Farbtafeln (Taf. 45–48) vorgeführt wird.

In Kapitel IV (S. 145–150) thematisiert der Verfasser einen Fragenkomplex, der sich erst aufgrund der Grabungsbefunde bzw. erst aufgrund der neu ermittelten Größe der Heroon-*insula* aufgetan hat. Er behandelt das Thema »Insula, Straßensystem«, da er erkennt, dass es mit der neuen Insulagröße von ca. 50,30 m × 28,60 m eine wichtige Größe und sogar eine neue Ausgangsgröße für die Rekonstruktion des Straßensystems von Milet gibt. Zunächst teilt er noch mit, dass die *insula* mit ihren Abmessungen seit klassischer Zeit existiert. Und da die *insula* bis in römische Zeit ohne Veränderung blieb, rechnet er hoch, dass die Maße der *insula* selbst die Größe der »Normalinsula« der nördlichen

Stadtquartiere Milets repräsentieren. Der Verfasser stellt daher weitere Überlegungen an und untermauert seine Erkenntnisse kurzerhand mit einem neuen Vorschlag zum Bauplan der Stadt. Das Ergebnis, ein Grundriss mit einem streng rechtwinkligen Straßensystem im Bereich des »Hafen- oder Dionysosviertels« (eingetragen auch auf Abb. 87 mit einem Ausschnitt der topographischen Karte von Milet), verblüfft und erscheint im ersten Moment auch gewagt, die neue Rekonstruktion erweist sich aber als plausibel, zuverlässig und schlüssig. Die Rekonstruktion wird man daher fürs Erste auch akzeptieren, sie verdient höchstes Lob und Anerkennung, auch wenn sie den lange Zeit verbindlichen, von A. v. GERKAN, *Die Stadtmauern. Milet II 3* (Berlin/Leipzig 1935) Taf. 1 erstmals vorgelegten Stadtplan endgültig korrigiert und verwirft. Nur nebenbei sei gesagt, dass der neue Entwurf bereits seit Jahren kontrolliert und durch das Ergebnis einer Serie geomagnetischer Messungen bestätigt ist (dazu auch weiter *Der Neue Pauly VIII* [2000] 170 s. v. Miletos [2] mit einer Karte Milets [ab 7. Jh. v. Chr.–6. Jh. n. Chr.] 177 f. [W. KOVACSOVICS]).

Kapitel V (S. 151 f.) mit dem Titel »Der Begriff Heroon« äußert sich zur Bedeutung des Wortes »Heroon«, das schon in der Antike in unterschiedlicher Weise für eine bestimmte Form des Grabmals in Gebrauch stand. Der Verfasser weist aber auch auf eine bisweilen spürbare Divergenz zwischen dem antiken Gebrauch des Wortes und seiner heutigen Anwendung hin. Für die beiden römischen Heroa II und III in Milet sei die Sache allerdings klar, ihre Lage innerhalb der Stadtmauern hinterlasse ohnehin keine Zweifel über ihre Bestimmung und Funktion als »Ehrensgrab«. Schade und bedauerlich sei lediglich, dass man weder die Person der Grabinhaber noch die Architekten namentlich kenne.

Kapitel VI (S. 153–156), das dritte und letzte Kapitel, das ein übergreifendes Thema aufgreift, nimmt Stellung zum Typus bzw. zur »Architektur« der Heroa. Unter Verzicht auf einen unnötig langen Disput erörtert der Verfasser hier in knapper Form ihren typologischen Ort. Typologische Gliederungen sind grundsätzlich machbar, so der Verfasser zunächst, eine Übersicht sei aber auch schwierig und nur bedingt möglich, da die Vielfalt der architektonischen Gestalt – wie Tumulus, Tholos, Turmgrab, Schola, Exedra, Altargrab oder Tempelgrab – nur »ein Nebeneinanderstellen« von unterschiedlichen Typen zulasse. Eine Zusammenstellung, wie sie beispielsweise das Buch von H. v. HESBERG, *Römische Grabbauten* (Darmstadt 1992) gibt und das überdies die Vielzahl der Formen verrät, festige aber auch die Grundlage für eine typologische Einordnung der beiden Heroa Milets. Der Verfasser bietet folglich auch die jeweilige typologische Zuordnung bzw. Positionierung ihrer Gestalt und Baustruktur an. Er erklärt auch die Vorbilder für die Entwürfe der Bauten; für Heroon II nennt er den Typus des Antentempels, der schon in hellenistischer Zeit zu charakteristischen Ausformungen fand. Zu Heroon III vermerkt er indessen, dass das Konzept der Anlage das Motiv eines Peristyl-

hofs von Gymnasien und Thermen entlehnt. Er wirft auch noch einmal einen Blick auf die Cella, da sie für die Konzeption des Heroon ebenso verantwortlich ist. Er bezeichnet sie aber nur wenig konkret als »zentralen, monumentalen Baukörper« oder einfach als einen »Gewölbebau«.

Am Schluss der Arbeit finden wir Kapitel VII (S. 157–171), die »Anhänge«, darunter Auszüge aus dem Grabungstagebuch 1909–1913, zwei Verzeichnisse der untersuchten Bauteile in numerischer Folge und ein Register der im Text genannten Bauwerke. Den eigentlichen Abschluss bildet jedoch ein überaus umfangreicher, gut bestückter Tafelteil mit mehr als 200 Fotos.

Mit der vorliegenden Arbeit wird eine »Grabungsschuld« abgetragen, ein schon lange im Raum stehendes Desiderat erfüllt. Nach heute gültigen Maßstäben stellt der Verfasser zwei Bauwerke vor, wobei im Mittelpunkt eine Bauaufnahme, ein Aufmaß der erhaltenen Teile, ein Bauteilekatalog und eine Rekonstruktion stehen. Mit der Arbeit setzt das DAI aber auch gleichzeitig ein Programm fort, die Publikation von Einzeldenkmälern der Stadt Milet und ihre Aufnahme in die Reihe »Bauwerke in Milet«. Die Arbeit ist bemerkenswert und für jede weitere Studie speziell zur römischen (Grab-)Architektur unentbehrlich. Was ihr nur fehlt, ist vielleicht eine reine kunstgeschichtliche Betrachtung, eine allein auf stilistische oder architekturgeschichtliche Phänomene ausgerichtete Stellungnahme. Diese Art der Analyse konnte aber auch nicht die Aufgabe des Verfassers, des Architekten und Bauforschers sein, der bis zu seinem Tod in Milet tätig und zuletzt mit der Restaurierung des römischen Theaters sowie des byzantinischen Kastells beschäftigt war.

Salzburg

Wilfried K. Kovacsovic

MARKUS ASAL, **Ein spätrömischer Getreidespeicher am Rhein – Die Grabung Rheinfeld-Augarten West 2001**. Mit Beiträgen von Alfred M. Hirt, Heide Hüster Plogmann, Markus Peter, Philippe Rentzel, Gerwulf Schneider und Petra Zibulski. Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa Band XIX, Brugg 2005. 191 Seiten, 97 Abbildungen, 23 Tafeln.

Etwa 2,5 km östlich vom Kastell Kaiseraugst liegt am Südufer des Rheins bei Rheinfeld-Augarten ein mit einem Wehrgraben umgebener Getreidespeicher aus dem 2. Viertel des 4. Jhs. Ausgrabung und Fundauswertung dieser burgsähnlichen Anlage sind Gegenstand der vorliegenden Arbeit. Ausgelöst wurde die archäologische Untersuchung durch die Planung einer Verbindungsstraße zwischen der schweizerischen Rheintalautobahn und der zur Zeit im Bau befindlichen deutschen Autobahn vom Rheinknie zum Bodensee.

Die Einleitung (S. 11–18) erläutert die Topographie, die Sondierungen und Grabungsmethoden und die von

Tiefpflügen und Baumwurzelgruben stark beeinträchtigten Erhaltungsbedingungen des Grabungsplatzes; ferner zählt sie die zeitgleichen Fundstellen in der näheren Umgebung auf: die seit dem Ende des 3. Jhs. errichteten Kastelle und Wachtürme des Donau-Ilter-Rheinflimes, die gleichzeitige Befestigung des *Castrum Rauracense* und die – erst um 270/80 gegründete und bis 350 betriebene – römische Villa Rheinfelden-Görselhof. Es folgen ein Kapitel zur Geologie (S. 19 ff.) und ein historischer Überblick: »Die Rheingrenze und die Germanen.« (A. M. Hirt, S. 22–26), der die Ereignisse zwischen dem Beginn der Tetrarchie in den 280er Jahren bis zur Mitte des 4. Jhs. Revue passieren lässt. Der nächste Abschnitt (S. 27–35) erörtert grabenartige Vertiefungen des 1. und 2. Jhs., Abbauspuren zur Gewinnung von Kies und Sand, die nach dem Ende der Nutzung wieder zugeschüttet und planiert worden sind, ehe im fünften Kapitel (S. 36–70) die Ausgrabung der spät-römischen Anlage selbst zur Sprache kommt.

Eine nicht ganz rechtwinklige Fläche von rund 33 m × 24 m wird von einem 2,70–3,50 m breiten und zwischen 0,85 und 1,40 m tiefen Wehrgraben eingefasst, dessen Innenrand eine Palisade begleitet, mit Steinen verkeilte Pfosten im Abstand von 2–2,50 m und ehemals mit horizontalen Brettern verbunden. Eine Einfahrt für Fahrzeuge befand sich zwischen Grabenköpfen nahe der Nordwestecke; ein Eingang für Fußgänger ohne Unterbrechung des Grabens wird von zwei vorgeschobenen Pfosten in der Mitte der Südseite angedeutet. Der Rest einer Straße kam parallel zum Nordgraben im Osten zutage (S. 70), die Zufahrt erfolgte also offenbar von Süden her um den Graben herum. Eine Verbindung zum Rhein, wo man sich eine Anlegestelle denken kann, ist noch nicht gefunden worden.

Im Inneren der Befestigung erschienen auf einer Fläche von etwa 13 m × 13 m mehr als 160 Pfostengruben, wohl gut zwei Drittel des ursprünglichen, durch verschiedene Bodeneingriffe stark gestörten Bestandes; teils sind sie parallel gereiht, teils regellos angeordnet und enthielten wiederum öfters Keilsteine für die Pfosten (Dm. 14–22 cm). Auf ihnen lag zweifellos der Balkenrost für den etwa 70 cm erhöhten, hölzernen Fußboden eines Getreidespeichers. Das Gebäude selbst bestand ebenfalls aus Brettern, Reste von Fachwerk aus lehmverputztem Flechtwerk fehlen. Der Befund lässt unterschiedliche Interpretationen zu. Es gab entweder ein großes Gebäude von 13 m × 13 m oder zwei kleinere von 13 m × 5,5 m, die sich eventuell zeitlich ablösten. Im Bereich der Pfosten schließt ein dicker Brandhorizont die Schichtenfolge ab. Sie fehlt allerdings ebenso wie Ziegel und andere Funde im westlichen Viertel, was die zweite Rekonstruktion stützen könnte: Der frühere westliche Speicher wurde vom später abgebrannten östlichen ersetzt, im Westen blieb vielleicht nur eine ungedeckte Laderampe. Der südliche Graben ist neben der Ostecke halbrund nach außen erweitert zu einer 9 m × 4,5 m großen Arbeitsgrube für zwei Backöfen, die sich zeitlich ablösten. Die Böschung des Südrandes war mit Balken oder Brettern gesichert, die Öfen wahr-

scheinlich von einem Ziegeldach gegen Regen geschützt. Vom älteren Ofen A blieb der ovale (1,80 m × 1,50 m), mit ganzen und zerbrochenen Ziegelplatten sorgfältig ausgelegte Boden erhalten und von der Ofenkuppel Hitzesteine und veriegelte Lehmbröckchen in einer dicken Planierschicht über A. Der jüngere, ebenfalls ovale (1,45 m × 1,25 m) Ofen B ist aus dieser Planierschicht ausgehöhlt worden. Hier hat man vermutlich Brot in kleineren Mengen für die Besatzung gebacken.

Die Funde, hauptsächlich Keramik (etwa 1000 Scherben) und wenige Objekte aus Stein, Glas und Metall – darunter wenige Militaria – sowie knapp 50 Münzen, werden im sechsten Kapitel (S. 71–105) abgehandelt. Die Münzreihe (M. Peter, S. 94–98) datiert die Anlage recht genau in die Jahre zwischen 320 und 350. Das Ende entspricht dem der nahen Villa Görselhof, und auch in Kaiseraugst sind damals Zäsuren festzustellen, als der Usurpator Magnentius Truppen von der Rheingrenze abzog für den Kampf gegen Constantius II. Die kurze Frist gibt der Keramik den chronologischen Rahmen und macht sie zum Referenzkomplex dieser Zeitspanne. Die Typentafel Abb. 75 zeigt aber die eingeschränkte Typenvielfalt und die äußerst kleinteilige Fragmentierung. Die tongrundige Gebrauchskeramik ist von regionalem Interesse. Speise- und Trinkgeschirr, Kochtöpfe und Mortarien belegen, dass in der Befestigung gekocht und gegessen wurde, wozu man nach den Amphoren zu urteilen in geringen Mengen auch Olivenöl und Fischsauce aus Spanien sowie Wein aus Nordafrika verwendete. Hingegen sind die Ergebnisse zur Terra sigillata nicht nur für den Hochrhein wichtig. Spät-römische Sigillata des 3. und 4. Jhs. ist in Rheinzabern – hier Gruppe 1, mit Strichelverzierung, Barbotine und Glasschliffmuster – und in den Argonnen – Gruppe 2, mit Rädchendekor – hergestellt worden; beide Waren sind von guter, hartgebrannter Qualität. Daneben gibt es eine dritte Gruppe aus im Kern zwar hartem, an der Oberfläche aber mehligem Ton mit abgeriebenem Überzug und verschliffenen Mustern – hier wären zur Verdeutlichung ein paar Farbabbildungen hilfreich gewesen. Gefäßtypen und Verzierungen orientieren sich an den Erzeugnissen aus Rheinzabern und den Argonnen. Wegen der heute minderwertig erscheinenden Qualität – im Neuzustand wirkte sie vermutlich nicht so – hielt man diese Ware bisher für eine lokale Sigillata-Imitation oder Nachahmung von Glanztonware. Chemische Analysen (G. Schneider, S. 74–78) haben nun aber ergeben, dass Scherben der Gruppe 3 in hellerem Ton mit Proben aus Rheinzabern, andere in dunklerem Ton mit denen der Argonnenware übereinstimmen und eine lokale oder regionale Produktion auszuschließen ist.

Die botanischen Untersuchungen (P. Zibulski, S. 106–115) werten ziemlich fundarme Proben aus der Brandschicht, der Ofengrube, dem Wehrgraben und den Pfostengruben aus; der Speicher war offenbar leer, als er abbrannte. Unter dem Getreide dominiert Rispenhirse, sonst waren etwas Gerste, Weizen und Roggen, vereinzelt Kolbenhirse, Emmer und Einkorn er-

halten und ein paar Dreschreste von Dinkel-Sorten, die dem regionalen Spektrum entsprechen. Zahlreiche kleine Samen von auf den Feldern wachsenden Unkräutern zeigen an, dass das Getreide gedroschen in den Speicher kam, dort aber vor dem Verbrauch noch gesiebt wurde. Außer Getreide sind vielleicht auch Wal- und Haselnüsse sowie verschiedene, teils eventuell gedörrte Obstarten – Zwetsche/Pflaume, Pfirsich, Birne, Hagebutte, Schlehe, Brombeere, Holunder – im *horreum* gelagert worden.

Bei den sehr kleinteilig zerbrochenen und verwitterten Tierknochen (H. Hüster Plogmann, S. 116–121) wiederum aus der Brandschicht handelt es sich vor allem um fleischarme Kopf- und Fußknochen ausgewachsener Rinder, die eine ärmliche Verbraucherschicht anzeigen, ebenso wie ein Hecht unter den Fischresten. Zivile Kreise konsumierten eher Schweinefleisch, Rinder werden mit dem Militär assoziiert, desgleichen die Pferde und das Jagdwild, das zu erlegen den Offizieren zustand. Diese werden auch Äsche, Egli und Austern verzehrt haben. Knochen und Fischschuppen in der Ofengrube deuten wohl an, dass man dort nicht nur Brot zubereitete. Die zahlreichen Mäusereste verwundern bei einem Kornspeicher nicht.

»Der Donau-Iller-Rheinlimes und die Versorgung des Heeres« (A. M. Hirt und M. Asal, S. 122–131), das letzte, sehr lesenswerte Kapitel, verknüpft Existenz und Funktion des befestigten Speichers mit der allgemeinen Situation an der Reichsgrenze in der ersten Hälfte des 4. Jhs. Zum Donau-Iller-Rhein-Limes, der seit Diokletian mit der Zeit den obergermanisch-rätischen Limes ersetzte, gehörten außer Kastellen und Wachtürmen auch befestigte Magazine und Speicher – solche gab es nicht nur an den Grenzen, sondern auch im Landesinneren – zur Versorgung des Heeres. Die Soldaten erhielten seit dem Ende des 3. Jhs. außer Soldgeldern auch Sold in Naturalien, die *annona militaris*: Nahrungsmittel für Menschen und Tiere. Einzelheiten der Heeresversorgung, der Naturalsteuererhebung und der administrativen Abläufe ergeben sich aus ägyptischen Quellen. Die Kommandeure der militärischen Einheiten informierten die Provinzverwaltung über die Truppenstärken und deren Bedarf. Die Provinzverwaltung verteilte die Lasten an die Städte, die bestimmte Standorte beliefern mussten und dazu die entsprechenden Kontributionen bei den Grundbesitzern einforderten. Zahlreiche zivile Beamte und Kollegien sammelten die *species annonae* ein und lieferten sie bei städtischen Magazinverwaltern ab, die wiederum den Transport zu den Standorten organisierten. Im Einsatz konnte ein Heer in einer oder in mehreren Städten versammelt und dort gepflegt werden. Sonst lag Proviant in Speichern der Grenzlager und an Marschrouten bereit, deren Belieferung aus der Umgebung oder über Ferntransporte aus Provinzen mit Steuerüberschüssen erfolgte. Wie fügt sich nun das eher kleine *horreum* von Rheinfeldengarten vor den Toren des Kastells und Legionsstandortes Kaiseraugst in dieses Bild? War es ein Zwischenlager für Steuergetreide und andere Waren aus der Re-

gion, die auf dem Rhein verschifft werden sollten, oder kamen die Waren auf dem Rhein hier an und dienten dann der Verpflegung einer kleineren Einheit mit speziellen Aufgaben, etwa dem Bau der hölzernen Wachturmreihe an diesem Limesabschnitt? Eine endgültige Beantwortung dieser Fragen ist schwierig. Einigermaßen sicher scheint wegen der Funde nur die Einbindung in die militärische Verwaltung zu sein.

Zusammenfassungen in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache (S. 132–139), ein Katalog der Funde und Befunde mit Tafeln (S. 140–183) und das Literaturverzeichnis (S. 184–190) beschließen den Band.

Der Speicher bei Augarten ist ein überraschender Befund. Die Konstruktionsweise auf einem Rost dicht gestellter Holzpfeiler war im 1. Jh. üblich; große *horrea* dieser Art sind vor allem in britannischen Lagern vorhanden (S. 51 ff.), aber auch im niederländischen Valkenburg oder in Neuss; bei einigen frühen Gehöften in den Niederlanden und im Rheinland findet man sie ebenfalls, jedoch in sehr kleinen Dimensionen (U. HEIMBERG, Römische Villen an Rhein und Maas. Bonner Jahrb. 202/203, 2002/2003, 116; 120 Anm. 104 Abb. 46). Danach verlegte man die erhöhten Böden auf steinernen Suspensurpfeilern oder auf parallelen Mauerunterzügen. Wie blieb die Kenntnis dieser spezifischen hölzernen Bauweise so lange erhalten? Sie war ihrerseits ja eine Übertragung der mediterranen Steinspeicher in die traditionelle Pfostenkonstruktion des Nordens.

Auch die Befestigung mit einem Wehrgraben zu einer burgusähnlichen Anlage war bisher noch unbekannt. *Burgi* sind normalerweise an Straßen mit Wachtürmen ausgestattet, bei Villen mit Turmspeichern, die sehr gut in den beschriebenen Rahmen der Naturalsteuererhebung passen (Liste der rund 30 Anlagen im Rheinland bei E. M. SPIEGEL, Ausgrabungen in einem römischen Siedlungsplatz mit zwei spätantiken *burgi* in Köln-Widdersdorf. Kölner Jahrb. 35, 2002, 720 ff.). Im Rheinland ist allerdings schon seit einigen Jahren gleichfalls ein *horreum* mit Wehrgraben beim *vicus* Mülfurt, Stadt Mönchengladbach, bekannt (noch unveröffentlicht; Lageplan bei C. BRIDGER, Alle Wege führen nach Rom: eine römische Nebenstraße in Rheydt. Arch. Rheinland 2003 [Stuttgart 2004] 90 Abb. 73). In der Villa von Bartringen in Luxemburg befestigt ein Wehrgraben mit Palisade zwei Nebengebäude zu einem kleinen Gehöft (abgebildet bei J. KRIER, Ein neuer Reliefblock aus Bartringen. In: P. NOELKE u. a. [Hrsg.], Romanisation und Resistenz [Mainz 2003] 256 Abb. 1). In Köln-Widdersdorf kamen im Wirtschaftshof einer Villa zwei Grabenvierecke zutage; der ältere mit rechteckigem Pfostenbau brannte ab und sollte vom jüngeren abgelöst werden, der aber unvollständig blieb (SPIEGEL a. a. O. 699–782). Und in Weilerswist bei Bonn ist sogar ein ganzes Villenwohnhaus mittlerer Größe mit Graben und Palisade eingefasst worden (noch unpubliziert; die Villa abgebildet bei HEIMBERG a. a. O. 101 Abb. 29). Das Spektrum ist also abwechslungsreicher,

als es bisher den Anschein hatte. Diese kleinen Wehranlagen müssen doch erfolgreich einigen Schutz geboten haben, obwohl die Gräben ja eigentlich nicht schwer zu überwinden waren. Der Zweck des Speichers bei Augarten lässt sich vielleicht näher eingrenzen, wenn man seine Lagerkapazität berechnet: Bei rund $12\text{ m} \times 5\text{ m} = 60\text{ m}^2$ Innenfläche und 1 m Schütthöhe des Kornes ergeben sich 60 m^3 oder 60 000 Liter Getreide à 0,8 kg, das sind 48 000 kg; bei einer Tagesration von 1 kg pro Soldat konnten mit dem Speicherinhalt 130 Personen ein Jahr lang ernährt werden, bei zwei gleichzeitig langrechteckigen Gebäuden oder einem großen quadratischen doppelt so viele – dies favorisiert am ehesten die Variante der Vorratshaltung für eine Bautruppe (zu Lagerbedingungen von Getreide HEIMBERG a. a. O. 116 mit Anm. 102; zum Fassungsvermögen von Kornspeichern ebd. 128 mit Anm. 130 f.).

Bonn

Ursula Heimberg

CONSTANCE HÖPKEN, **Die römische Keramikproduktion in Köln**. Kölner Forschungen, hrsg. von HANSGERD HELLENKEMPER, Band 8. Römisch-Germanisches Museum, Köln. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2005. 659 Seiten, 5 Typentafeln, 4 Tabellen, 4 Farb- und 181 Schwarzweiß-Tafeln.

Thema des vorliegenden Bandes ist die Zusammenstellung aller Nachweise von Töpferhandwerk im Oppidum Ubiorum und in der daraus hervorgehenden Colonia Claudia Ara Agrippinensium. Die Aufgabenstellung ist nahe liegend, in ihrem Umfang aber neu: Ich kenne keine vergleichbaren Übersichten über die keramische Produktion einer Stadt von der Größe und Bedeutung von Köln. Verschiedene materielle Hinterlassenschaften wie etwa die Steinplastik zeigen, dass hier einheimische Tradition und Einwirkung mediterraner Vorstellungen durch zivile und militärische Zuwanderung ein eigenes kulturelles Gefüge hervorgebracht haben. Das keramische Spektrum ist aber bislang nicht zu überblicken. Die Monographie ist aus einer Dissertation unter der Leitung von Thomas Fischer hervorgegangen (»Die römische Gefäßproduktion in Köln im 1. Jahrhundert n. Chr.«) und wurde dank einem Postgraduierten-Stipendium auf die Keramikproduktion des 2. bis 4. Jhs. (bis 355 n. Chr.) ausgedehnt. Vorarbeiten zu einzelnen Gattungen standen zur Verfügung (vgl. Literaturverzeichnis und Tabelle 4 S. 578 f.), das Besondere dieser Arbeit ist aber die Gesamtübersicht über die verschiedenen keramischen Produktionszweige und die Zusammenschau über vier Jahrhunderte hinweg.

Der Stoff wird in drei Teile gegliedert, in die beiden Übersichtskapitel über die Töpfereien in Köln und über ihre Produkte und in den Katalog der Fundstellen, wo Befunde und Fundstoff ausführlich dargelegt werden

und eine »Auswertung« kurz die Gegebenheiten zusammenfasst. In einem Anhang werden verschiedene Verzeichnisse aufgeführt und Listen zusammengestellt: Literatur, eine tabellarische Übersicht über die Kölner Töpfereien mit ihren Befunden und Waren, die Töpferöfen mit ihren typologischen Merkmalen, die Gruben, die im Zusammenhang mit den Töpferwerkstätten stehen, Konkordanzen und kurze Beschreibungen der abgebildeten Gefäße.

Zu den Töpfereien: In mehr als 1000 Ausgrabungsunternehmungen wurden in 44 Fundstellen 95 Töpferöfen, 40 Gruben mit Bezug zum Töpferhandwerk und 2 Brunnen aufgedeckt. Die Befunde sind, bedingt durch die Siedlungskontinuität, allgemein schlecht; kein Ofen ist im Aufgehenden erhalten, das Fundmaterial ist oft verlagert, fachfremde Gegebenheiten bestimmten meist die Grabungsgrenzen. Damit fehlen weitgehend direkte Einsichten in den Ablauf der töpferischen Vorgänge. Der Autorin gelingt es aber dank ihrer Kenntnis vergleichbarer besser erhaltener Anlagen (z. B. Lyon, Schwabmünchen, etc) unscheinbare Spuren und Töpfergeräte zu deuten; als Beispiele seien die »Pömpse« erwähnt, durchlochte »Deckel« als Brennhilfen für gleichmäßige Mündungsrundungen oder »Donsels«, Hilfszylinder, in die ein zu bearbeitendes Gefäß gesetzt werden kann. Einer Deutung entziehen sich hingegen sogenannte Lochtöpfe: Trichterrandtöpfe unterschiedlicher Größe, jeweils mit seitlichem Loch (S. 39 f.).

Die optimalen Voraussetzungen für Keramikproduktion in Köln sind seit langem bekannt: Reine weiße Tone stehen oberflächlich an. Je nach Bedarf wurden Sande oder Schamott beigefügt. Die Palette der verschiedenen Fabrikate wird an Hand von »Warenproben« illustriert: Auf vier Farbtafeln werden 32 Muster vorgelegt, meist Ansichten von Bruchflächen, aber auch von Oberflächen mit besonderen Überzügen – ein hilfreiches Arbeitsinstrument und ein gutes Verständigungsmittel.

Über den Standort der Töpfereien gibt ein Plan Aufschluss (S. 12). Vor der Koloniegründung scheinen die Töpfereien mehrheitlich im engeren Siedlungsbereich, nach 50 n. Chr. eher außerhalb der Stadtmauern angesiedelt worden zu sein. Mit einer Verdichtung von Fundstellen im westlichen Suburbium zeichnet sich hier ein Töpferviertel ab, das im 2. Jh. n. Chr. in Betrieb war. Die Lage an den großen Fernstraßen bringt, ähnlich wie in Lyon, eine Nachbarschaft zu den Nekropolen mit sich. Diese Nähe mag aus markttechnischen Gründen gesucht worden sein.

Ofenkonstruktionen, Parzellenformen und -größen entsprechen den Normen, die aus anderen Töpfereien in Germanien bekannt sind.

In den Abschnitten »Tradition und Herkunft der Kölner Töpfer« und »Entwicklung der Keramikproduktion in Köln« wird auf wenigen Seiten zusammengefasst, was im Katalog ausgebreitet wird. Mediterranes Formengut (Feine Ware, Krüge, Reibschüsseln, Lampen) steht von Anfang an neben typischen Formen gal-

lischer Prägung (Belgische Ware, Schüsseln ähnlich den Bols Roanne, sog. Weißrotware). Diese Heterogenität der frühen Produkte veranlasst die Autorin, nicht von einer gewachsenen örtlichen Tradition auszugehen, sondern von einem Zuzug von Handwerkern wohl ab tibersischer Zeit. Es kann sich um Zuwanderer aus bereits romanisierten Gegenden Galliens handeln.

Mit der Engobe-Ware (weißer Scherben, orangebräunlicher matter Überzug; Bezug zur gallisch-hispanischen ›Firnware‹ der 1. Hälfte des 1. Jhs.) nimmt am Ende des 1. Jhs. eine neue Technik Einzug in Köln. Hervorzuheben sind tonnenförmige barbotineverzierte Becher mit kleinem Trichterrand, die in einen weiten Umkreis verhandelt wurden. Sie entsprechen offensichtlich dem Zeitgeschmack der mittleren Kaiserzeit; man kennt Gleichartiges aus Ostgallien, Obergermanien und aus Raetien.

Erstaunlich ist der Rückgang der Keramikproduktion in der späteren mittleren Kaiserzeit. Die Autorin vermutet Konkurrenz aus Obergermanien und Gallien und eine Verlagerung der Töpfereien in das Hinterland der Stadt (Soller, Urmitz). Ich meine, dass das Versiegen der Holzreserven Ursache sein könnte, ein Faktor, der immer wieder die Verschiebung von Töpfereien bedingt hat. Die Töpfer-Tradition ist allerdings nicht völlig abgebrochen; noch im 4. Jh. werden im Süden der Stadt in einem Töpferbetrieb (Fundstelle 42) Tafelgeschirr, Kochgeschirr und Schwerkeramik (Amphoren) hergestellt. Der Hauptanteil des Geschirrverbrauches wird aber in der Spätzeit durch importierte Ware abgedeckt worden sein.

Annähernd 30 Töpfernamen sind bekannt, z. T. als Stempel, z. T. als Graffiti: 12 auf Terrakotten, 14 auf Lampen, 4 auf Lampen und Terrakotten, je einer auf einem Medaillon und auf einem Kasserollengriff. Oft wird der Herkunftsort CCAA beigefügt.

Zur Keramikproduktion: Entsprechend dem Konzept der Arbeit werden nur gesicherte Produkte aus Kölner Werkstätten in Betracht gezogen; Kriterien sind Fehlbrände (Risse, Verformungen), große Mengen gleichartiger Gefäße und einzelne Gefäße, die einem Produktionsrepertoire einer Töpferei klar zugeordnet werden können. Die übrige Keramik wird als ›Siedlungskeramik‹ beigezogen, im Katalog der Töpfereien besprochen, von den eigentlichen Produktionszeugnissen aber getrennt. Kurz wird darauf hingewiesen, dass mit dem Töpfereischutt nur ein Ausschnitt aus der ursprünglich in Köln fabrizierten Keramik erfasst wird (Vergleich mit Grabinventaren).

Die Kölner Gefäßproduktion wird nach ihrer Oberflächenbehandlung gegliedert: Terra sigillata, glasierte Ware, Goldglimmerware, Weißrotware, engobierte Ware, bemalte und marmorierte Ware, belgische Ware (Gefäße mit polierter Oberfläche, in reduzierender Atmosphäre gebrannt), tongrundig-glatte Wandige Ware, rauwandige Ware. Es folgen die Terrakotten (Masken und Figuren), Lampen und Geräte.

Für die durch gleiche Oberfläche definierten Gattungen werden Typeninventare erstellt (Typentafeln 1–5).

Damit wird zusammengefasst, was im Hauptteil der Monographie (›Die Töpfereien‹) nach Produktionsstätten aufgegliedert ist.

Die Fabrikation von Sigillata scheint in Köln kaum Fuß gefasst zu haben (im Ansatz eventuell *P. FLOS?*, Versuche im 2. Jh.); Gründe für dieses Faktum werden nicht diskutiert (Qualität der Tone?). Die Herstellung glasierter Keramik ist im 2. Jh. in neun Fundstellen nachgewiesen. Ware mit Goldglimmerüberzug erscheint ab dem Ende des 1. Jhs. (fünf Fundstellen), Weißrotware (Schüsseln in SLT-Tradition mit weißem Überzug und Kerbbanddekor) ist ein Spezifikum einer einzelnen Werkstatt. Ein weit gespanntes Typenspektrum ist hingegen der engobierten Ware eigen; die breite Palette der Bechervarianten mit unterschiedlichen Dekorationen sticht besonders hervor. Engobierte Ware wurde in den meisten Kölner Töpfereien der mittleren Kaiserzeit hergestellt. Selten sind hingegen Gefäße mit bemalter, marmorierter oder geflammerter Oberfläche; sie beschränken sich auf zwei Fundstellen. Die Herstellung der belgischen Ware (definiert als Technik, nicht als Formengattung) benötigte besondere Aufmerksamkeit, da der Kölner Ton bereits bei geringer Luftzufuhr zu weißem Scherben brennt, schwarze Oberfläche aber angestrebt wurde. In die Schutthalde gelangten denn auch Fehlbrände weißer oder fleckig grauer Farbe. Das Typenspektrum umfasst einerseits Teller mit Anlehnung an Sigillata-Formen, andererseits Schüsseln, Töpfe und Flaschen, die aus dem SLT-Substrat erwachsen sind. Bei der tongrundig-glatte Wandigen und der rauwandigen Ware sind alle Gefäßarten vertreten, die im täglichen Gebrauch im Haushalt benötigt wurden: Krüge, weitmundige Schüsseln, Töpfe. Für Reibschüsseln und Dollen wurden die Tone mit Quarzsand, Schamotte und Argilit aufbereitet. Die Produktion von Schwerkeramik ist für zahlreiche Werkstätten zu vermuten, eine Spezialisierung ist aber nur in einer Töpferei nachzuweisen (Fundstelle 07).

Zu den Kölner Spezialprodukten wie Terrakottafiguren, Masken und Lampen liegen Monographien vor oder sind in Vorbereitung. Die Autorin beschränkt sich deshalb auf kurze Zusammenfassungen ohne Illustrationen; mit dem Vermerk der Produktionsstellen wird aber der Bezug zu den Ateliers ermöglicht und das Bild des Produktionsprogramms abgerundet.

Die Vorlage der ›Töpfereien‹ bildet den Hauptteil der Arbeit. Hier werden nach chronologischer Ordnung 44 Befundensembles unter einem topographischen Titel aufgeführt; sie entsprechen jeweils einer Töpferei oder einer Töpfergruppe. Einer knappen Zusammenfassung der wesentlichen Fakten und Resultate, einem Zeitungslead vergleichbar, folgen die Nachweise zur Grabung und Dokumentation, die Diskussion der Befunde mit Darlegung der örtlichen Situation und der Öfen und eine ausführliche Besprechung der ›Keramikproduktion‹. Die keramischen Gattungen werden hierarchisch nach Oberflächenbehandlung und töpferischem Anspruch geordnet vorgelegt: Modelware steht am Anfang, Schwerkeramik am Ende der Reihe. For-

menübersichten an Hand einer repräsentativen Auswahl von Gefäßen aus der jeweiligen Fundstelle sind im Text eingebaut, die Materialvorlage mit einem auf das wesentliche beschränkten Katalog und den wohlthuend sachlich gehaltenen Zeichnungen befindet sich hingegen am Schluss des Bandes. Ein Abschnitt ist den »Siedlungsfunden« gewidmet, den keramischen Hinterlassenschaften einer jeweiligen Fundstelle, die nicht eindeutig als Töpfereiprodukte zu klassieren sind. Da es sich oft um Importe wie Terra sigillata mit guten Datierungsmöglichkeiten handelt, werden hier die an die Keramik gebundenen Argumente für die zeitliche Einordnung zusammengetragen, während die generelle Datierung des betreffenden Fundplatzes bereits im Zusammenhang mit dem Befund referiert wird.

Die Quintessenz einer Fundstelle wird in der »Auswertung« zusammengetragen, auch dieser Teil kurz, leicht nachvollziehbar und informativ gehalten. Wer auf Einzelheiten verzichten, aber die großen Linien der Kölner Töpfereien verfolgen will, erhält mit den 44 Auswertungsabschnitten einen umfassenden Überblick.

Allgemein ist hervorzuheben, dass die Autorin bestrebt ist, die umfangreiche Masse, die auch den großen Umfang des Buches bedingt, so zu unterteilen, dass der Leser schnell zu den gewünschten Informationen gelangt; man ist dankbar dafür.

Die Monographie macht es dem Benutzer leicht, sich ein Bild von den töpferischen Gegebenheiten in Köln nach dem heutigen Forschungsstand zu machen. Dass Lücken im Produktionsnachweis vorhanden sind, wird, wie erwähnt, kurz bemerkt. Es wäre sicher aufschlussreich, wenn die betreffenden Hinweise zusammengestellt würden, um das Bild abzurunden.

Ein nächster Schritt bleibt zu tun: Die Aufschlüsse über die Kölner Töpfereien und ihre Inventare sind vergleichend anderen Fundplätzen (z. B. Städten mit früherer Militärpräsenz in Gallien, Trier etc.) gegenüberzustellen, um Besonderheiten, aber auch Durchschnittlich-Allgemeingebräuchliches der CCAA-Produktion herauszuarbeiten und die historisch-ökonomische Situation des römischen Töpfergewerbes am Ort zu durchleuchten. Keramik ist eine historische Quelle und muss als solche genutzt werden. Sie bedarf allerdings der Aufbereitung; das hat die Autorin der vorliegenden Arbeit vollumfänglich getan. Das weitere liegt beim Benutzer, dem Nutznießer!

Bern

Katrin Roth-Rubi

AUGUST STROBEL und STEFAN WIMMER, **Kallirrhoë** (Ain ez-Zära). **Dritte Grabungskampagne des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes und Exkursionen in Süd-Peräa**. Abhandlungen des Deutschen Palästina-Vereins, Band 32. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2003. 106 Seiten, 36 Abbildungen, 35 Tafeln und 3 Faltkarten.

Mit der Vorlage des dritten Grabungsberichtes publizieren August Strobel und Stefan Wimmer den architektonischen Befund zu den Thermalanlagen von Kallirrhoë mit dem Schwerpunkt des herodianischen Villenkomplexes in Areal II. Mit dem noch zu erwartenden Band der Keramik und Kleinfunde aus der dritten Kampagne wird die Dokumentation abgeschlossen werden. Wie Josephus berichtet, suchte Herodes d. Gr. als Schwerverkrankter in seinem letzten Lebensjahr dort Heilung und Linderung und verstarb am Ort. Die Ortslage wurde auch in byzantinischer Zeit genutzt und ist auf der Mosaikkarte von Madeba abgebildet.

Kallirrhoë mit einer Anlegestelle für Schiffe am nordöstlichen Ufer des Toten Meeres hat im Vergleich zu den bekannteren und eingehend untersuchten Wohnsitzen Herodes' d. Gr. wie Jericho und Masada geringe Aufmerksamkeit erfahren; so wird die Ortslage in der neuesten Abhandlung nicht einmal erwähnt (E. NETZER, *Die Paläste der Hasmonäer und Herodes' des Großen* [Mainz 1999]). Immerhin bietet der Villenkomplex die Möglichkeit, die architektonischen Gestaltungsprinzipien der herodianischen Baumeister zu prüfen, eine Zielsetzung, die in dem Grabungsbericht bedauerlicherweise zu kurz kommt.

Die Autoren haben ihre Arbeit übersichtlich in fünf Kapitel gegliedert: Auf eine Einführung (Kap. 1, S. 1–23) folgen der Bericht zur dritten Grabungskampagne (Kap. 2, S. 25–42), Beiträge mehrerer Autoren zu Kleinfunden und zu Untersuchungen von Wasser und Boden (Kap. 3, S. 43–54), die historische Einordnung des Villenkomplexes (Kap. 4, S. 79) sowie Surveys einiger Ortslagen in der näheren Umgebung (Kap. 5, S. 81–99). Für die Kapitel 1 sowie 4–5 zeichnet August Strobel als Direktor verantwortlich, für Kapitel 3 Stefan Wimmer als archäologischer Grabungsleiter. Die Ergebnisse sind zusammen mit dem Bericht der ersten und zweiten Kampagne zu betrachten, den Ch. Clamer verfasst hat und auf den im Text mehrfach Bezug genommen wird (Ch. CLAMER, *Fouilles archéologiques de 'Ain ez-Zära/Kallirrhoë, villégiature hérodienne. Avec contributions de O. DUSSART et J. MAGNESS. Bibl. Arch. et Hist.* 147 [Beyrouth 1997]).

Wer auch immer den Bericht zur dritten Grabungskampagne in Erwartung einer soliden Dokumentation zum Grabungsverlauf und einer angemessenen baulichen Interpretation zur Hand nimmt, muss sich auf ein schwieriges Unterfangen einstellen. Zugegeben, die Bearbeitung eines baulichen Befundes mit unzulänglichem Erhaltungszustand ist eine Gratwanderung zwischen faktischer und spekulativer Sichtweise. Dennoch ist es die Verpflichtung des Ausgräbers, in einem Grabungsbericht eine exakte und nachvollziehbare Präsentation des Befundes vorzulegen, bei der bestimmte technische und methodische Standards erfüllt werden sollten. Sie bildet die Grundlage für die architektonische Einordnung und Bewertung des Villenkomplexes von Kallirrhoë in die herodianische Baukunst. Beide Anforderungsbereiche werden nur ansatzweise erfüllt, wie ich an drei Beispielen aufzeigen werde: dem Villenkomplex

(Areal II, Gebäude A und B), den Münzfunden und einigen Fundstücken. Für den Leser wird die Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse durch die doppelte Darstellung von Wimmer (S. 38–42) und Strobel (S. 55–65) beeinträchtigt; zusätzliche Querverweise wären hilfreich gewesen.

Bezüglich des Villenkomplexes stellt sich die Frage nach der Existenz eines hasmonäischen Vorläuferbaus. Wimmer (S. 40–41) postuliert ein späthellenistisch/hasmonäisches Stratum IV, für das er Keramik aus Fundamentgräben nennt (S. 43), so eine nicht abgebildete Schale aus dem 1. Jh. vor und nach Chr. (S. 28). Diese allerdings weist eher in eine herodianische als eine hasmonäische Bauphase. Auch wenn die Publikation der Keramik dem Folgeband vorbehalten bleibt, wäre es methodisch sinnvoll gewesen, die entscheidenden Belegstücke vorzulegen; schließlich werden Keramikfunde in Abb. 15–16 und auf Taf. 12 abgebildet; sie werden zwar nicht näher beschrieben, sind jedoch chronologisch nicht vor der herodianischen Zeit einzuordnen. Ferner hält Wimmer (S. 41) daran fest, dass Gebäude A vor Gebäude B errichtet wurde, und betont, dass eine definitive zeitliche Eingrenzung archäologisch nicht begründbar ist. Strobel (S. 56) benennt einen hasmonäischen Nordflügel (d. h. Gebäude B) und einen königlichen Südflügel (d. h. Gebäude A). An den baulichen Resten kann er diese Teilung nicht festmachen, sondern beruft sich dabei auf die Tatsache, dass mit der Errichtung der Festung Machärus unter Alexander Jannäus eine bequeme Verbindung über das Tote Meer durch eine Schiffsanlegestelle bzw. eine Hafenanlage unterhalb der Oase Kallirrhoë notwendig wurde. Wenn gleich diese Feststellung nicht bezweifelt werden soll, ist der Hafen keine Begründung für die Frühdatierung des Villenkomplexes. Ein Blick auf die Palastanlagen in der Ebene von Jericho bringt zusätzliche Gesichtspunkte, die bei der Prüfung der Frage eines Vorläuferbaus beachtet werden sollten. In den zweiten Palast des Herodes, nach dem verheerenden Erdbeben von 31 v. Chr. über den Ruinen des hasmonäischen Palastes errichtet, integrierte der Architekt frühere Schwimmbecken. E. Netzer zufolge sind Becken mit Stufen ein Gestaltungsprinzip der hasmonäischen Wüstenfestungen (a. a. O. 68), ein solches ist in Gebäude A von Kallirrhoë integriert. Trotzdem muss die Frage nach einem hasmonäischen Vorläuferbau aus Mangel an architektonischen und stratigraphischen Belegen unbeantwortet bleiben.

Am zweiten Palast in Jericho wird ein weiteres Merkmal herodianischer Architektur deutlich: der Blick in die Landschaft, die Öffnung zur Natur (NETZER a. a. O. 36). Sowohl Wimmer als auch Strobel betonen mehrfach die Bedeutung dieses Zieles bei der Gestaltung des Villenkomplexes von Kallirrhoë (S. 26; 56; 64; 78), allerdings ist die Bemerkung zum »Tempelwunder« in Jerusalem mit den »goldglänzenden Dächern«, die »herübergrüßten« (STROBEL S. 78), als pure Phantasie zu bewerten, da der Ölberg die Sicht auf den Tempelberg ausschließt. Der Blick in die Landschaft nach Westen,

Norden und Süden führt zur Prüfung der Rekonstruktion von Gebäude A in symmetrischer Aufteilung, die Wimmer vorlegt (Abb. 7). In ihrer Gesamtheit ist diese überzeugend: ein gepflasterter Peristylhof mit drei Kolonnaden im Osten, Süden und Norden sowie dem Felspalt mit dem Austritt einer Fumarole; das vermutlich offene, vor starkem Sonnenlicht durch die Überdachung der Ostkolonnade geschützte Schwimmbecken (Raum u); ein fast quadratischer Raum (k) in der Mitte des westlichen Hofteils; entlang der westlichen Außenseite zwei Eckräume (Raum m im Norden, Raum j im Süden) jeweils am Ende des langen und schmalen Raumes l. Wimmer deutet Raum k aufgrund seiner »prominenten Lage« als Triklinium (S. 31), widerruft seine Definition in der Zusammenfassung, indem er von »einer in den Hof ragenden Baustruktur von archäologisch nicht bestimmbarer Funktion« spricht (S. 41). Die »prominente Lage« wird unterstrichen durch die Innenausstattung dieses westlichen Trakts, so gibt es eindeutige Hinweise auf stuckverzierte Decken in den Räumen m und j sowie auf einen Fußbodenbelag in *opus sectile* in Raum l. Ein Vergleich mit dem Nordflügel des zweiten Palastes von Jericho lässt eine parallele Gesamtkomposition, jedoch mit unterschiedlichen Raumeinheiten, erkennen: ein hinterer Palastteil mit Peristylhof, an den sich südlich ein Triklinium mit Nord- und Südeingang sowie Seitenräumen und einem rekonstruierten Aussichts balkon mit einer Säulenreihe anschließen (NETZER a. a. O. 36–37 Abb. 47). Das Triklinium in Kallirrhoë misst etwa 7 m × 6 m, das in Jericho etwa 10 m × 7 m. Analog zu Jericho möchte ich für Raum l entlang der Westseite eine Kolonnade vorschlagen. Auf diese Weise konnte Herodes den Blick auf die Landschaft um das Tote Meer mit der medizinischen Nutzung des Schwimmbeckens und der Fumarole in einem privaten Ambiente verbinden. Zu berücksichtigen sind bei diesem Vorschlag der in der Rekonstruktion (Abb. 7) angegebene Eingang zu Raum l sowie die als Spolien verwendeten Säulentrommeln. Die Zuordnung des nördlichen Eingangs zu Stratum IIIB ist nicht sicher, vermutlich wurde die Westaußenmauer erst in Stratum I hochgezogen und mit dem besagten Eingang versehen (vgl. die Ausführungen von Wimmer S. 31). Bei dem Vorhandensein einer Kolonnade an der Westseite war in Stratum IIIB lediglich das Fundament mit einem Stylobat zu setzen. Wimmer betont, dass die als Spolien in Stratum I verbauten Säulentrommeln auf Kolonnaden in Stratum III hindeuten, für den Peristylhof berechnet er 17 Säulen (S. 38–39). Allerdings kann aus der Fundlage der Trommeln (Abb. 6) kein Beweis hergeleitet werden, dass Säulen nur in Gebäude A zur Verwendung kamen. In Gebäude B wird Raum dd als Triklinium gedeutet (S. 36). War dieses nach Osten hin geöffnet, so bietet sich in der Tradition der herodianischen Palastanlagen auch hier die Rekonstruktion eines Peristylhofes an, wie von Clamer bereits vorgeschlagen (vgl. Wimmer Anm. 19 auf S. 40 und den ersten Palast des Herodes in Jericho, NETZER a. a. O. 33 Abb. 43). Das größere Triklinium im nördlichen Palast weist auf

eine repräsentative Funktion hin. Gebäude B ist mit dem privaten Gebäude A durch eine Garten- und Parkanlage verbunden (Wimmer S. 37), damit bilden die drei Teile eine bauliche Einheit. Die Vermutung, dass die militärische Mannschaft in Gebäude B Unterkunft fand (so Strobel S. 56), ist im Hinblick auf die Gesamtgröße fraglich, die 50 m nördlich von Areal II freigelegten Häuserreste könnten dazu gedient haben (Abb. 14 und Faltkarte 3).

Die Frage nach einem hasmonäischen Vorläuferbau und dem damit verbundenen Stratum IV wurde bereits gestellt. Auch hinsichtlich der chronologischen Eingrenzung der Strata III und II, wie sie vom Grabungsleiter vorgeschlagen wird (Wimmer S. 40–41), lässt der Befund eine unterschiedliche Interpretation zu. Stratum III, unterteilt in A und B, endet in einer planmäßigen Zerstörung und Einebnung wesentlicher Teile, die Wimmer mit dem ersten jüdischen Aufstand in Verbindung bringt. Damit wird Stratum II in das letzte Viertel des 1. Jhs. n. Chr. datiert. Bemerkenswert ist die hohe Zahl an Steingefäßen aus diesem Stratum, die den jüdischen Aufständischen zugeordnet werden (Strobel S. 46). Die Feststellung, die Keramik von Stratum II sei »ebenso herodianisch/frühhömisch wie in Stratum III« (Wimmer S. 41), bedarf noch eines Beweises, zeigen doch die Keramikfunde von Jerusalem, Jericho und Masada eine eindeutige typologische Entwicklung von der Zeit Herodes' d. Gr. bis zur Zerstörung der Ortslagen während des ersten jüdischen Aufstandes. Für bedenkenwert halte ich die Eingrenzung von Stratum IIIB auf einen Zeitraum von der Errichtung des Villenkomplexes in den letzten Regierungsjahren des Herodes bis zu einer partiellen Zerstörung besonders der reichen Innenausstattung infolge der Unruhen nach seinem Tod, von denen Josephus berichtet (so bereits Strobel S. 50; 64). Stratum IIIA wäre eine Teilwiederherstellung unter seinen Nachfolgern (siehe Münzen Nr. 3–5 auf S. 47) bis zur Zerstörung im ersten Aufstand. In Stratum II wurde das Wasserbecken nicht mehr verwendet und diente als Abfallgrube (Wimmer S. 41), die Schicht entspricht sowohl der Zeit des ersten wie auch des zweiten jüdischen Aufstandes. Damit werden die beiden hadrianischen Münzen erklärt (Wimmer S. 33), denn die Region um das Tote Meer war Zufluchtsort der jüdischen Bevölkerung, wie die Funde aus der jüdischen Wüste belegen. Alternativ könnten römische Soldaten am Ort gewesen sein, wohl aber kaum zur Nutzung »des alten königlich-herodianischen Bades«, wie Strobel (S. 50) vorschlägt, da dieses in Stratum II nicht mehr funktionsfähig war.

Damit leite ich zur Auswertung der Münzen über (v. Mosch S. 47–49 und Strobel S. 49–50). Grundsätzlich ist zu bedenken, dass Münzen über einen längeren Zeitraum im Umlauf waren und nicht als absolute chronologische Datierungsansätze für einen architektonischen Befund zu bewerten sind. So ist der Rückschluss auf einen Baubeginn des Villenkomplexes um 9 v. Chr. aufgrund des Vorkommens zweier unter dem nabatäischen König Aretas IV (9 v. Chr.–40 n. Chr.) gepräg-

ten Münzen unhaltbar (Münzen 1 + 2). Ebenso ist die Münze Nr. 10 (RABEL II. – 70–104 n. Chr.) keineswegs »signifikant als Kennzeichen einer nichtjüdischen Bewohnerschaft«. Nabatäische Münzen finden sich als Zahlungsmittel nördlich bis in die phönizischen Städte wie Tyros und Sidon und sind Kennzeichen weit reichender Handelsbeziehungen. Die enge Verbindung zwischen Juden und Nabatäern ist sowohl in der Zeit Herodes' d. Gr. wie auch im Archiv der Babatha aus der jüdischen Wüste nachhaltig belegt.

Auch bei den wenigen Funden von Keramik und Glas zeigt sich die methodisch fragwürdige Vorgehensweise bei der typologischen und chronologischen Einordnung. Bezug nehmen möchte ich auf ein vierhenkeliges Vorratsgefäß (S. 29; 43; 56; 64) und eine Siebkanne (S. 35; 42), wobei zu berücksichtigen gilt, dass bei einer abschließenden Bewertung der gesamte Befund an Keramik und Glas einzubeziehen ist.

Das *in situ* gefundene Vorratsgefäß (CLAMER a. a. O. 72 Taf. 12,15; 34) wird sowohl als frühromisch/herodianisch als auch als hellenistisch/hasmonäisch bezeichnet (Wimmer S. 29; 43), als Vergleich werden Gefäße aus Jerusalem und Qumran herangezogen. In jedem Fall ist das Gefäß von Kallirrhöe singular, bislang gibt es keine direkten Parallelen. Morphologische und typologische Kennzeichen sind vorhanden, erlauben aber keine exakte chronologische Eingrenzung. Das in Jerusalem, Beth-Zur, Jericho und 'Iraq el-Emir in hasmonäischen Kontexten vertretene Vorratsgefäß mit vier Henkeln hat im Gegensatz zu dem besprochenen Beispiel eine andere Hals- und Randform sowie eine Basis ohne Standing. Das Verhältnis von Halsöffnung zu der größten Weite an der Schulter im Bereich der Henkel ist bei dem Fund aus Kallirrhöe 1:2, bei den hasmonäischen Gefäßen beträgt es 1:3,5. Die rezente Publikation der Keramik von Masada bestätigt diese Unterscheidung und belegt, dass die Gefäßform dort auch in der herodianischen Bauphase bis ca. 20 v. Chr. sowie in der Zeit der Zeloten (66–73/74 n. Chr.) verwendet wurde, siehe R. BAR-NATHAN, *The pottery of Masada. Masada VII: The Yigael Yadin Excavations 1963–1965, Final Reports* (Jerusalem 2006) Kap. 3, 45–47. Der vertikale Hals, der Standing und die Körperform mit dem bereits erwähnten Verhältnis 1:2 sind charakteristisch für das sog. Schriftröhlengefäß, das in Qumran und in Jericho zahlreich belegt ist, in Jericho in hasmonäischen und herodianischen Fundgruppen, siehe R. BAR-NATHAN, *The pottery*. In E. NETZER, *Hasmonean and Herodian palaces at Jericho. Final Reports of the 1973–1987 excavations III* (Jerusalem 2002) Kap. 3, 23–27. Die Verbreitung deutet auf die Existenz von Werkstätten im nördlichen Umfeld des Toten Meeres hin (ebd. 27), so dass Clamers Ansicht, das Gefäß von Kallirrhöe könne ein Import aus Qumran sein, durchaus berechtigt ist. Ohne Parallele bleibt die wellenförmig gekämmte Verzierung in einem breiten Band unterhalb der Henkelansätze, die typisch für die spätrömische und byzantinische einheimische Keramikproduktion ist. Eine Ausnahme bildet ein singu-

läres Vorratsgefäß aus Masada aus dem 1. Jh. n. Chr. mit einer eingeritzten doppelten Wellenlinie am Halsansatz und vier Henkeln, die am Gefäßrand angesetzt bis zur Schulter reichen (BAR-NATHAN a. a. O. [2006] 47, Typ M-SJ4). Es wird deutlich, wie schwierig die typologische und chronologische Zuordnung singulärer Gefäße und wie gering ihr Wert für eine absolute Datierung ist.

Der fragmentarische Krug mit Sieb und Tülle (Wimmer S. 35; 43 Abb. 15 rechts oben, Taf. 12:E) gehört zu einer nach Ware, Formen und Verzierungen eindeutig identifizierbaren Keramikgruppe, die unterschiedlich benannt wird und auch in Kallirrhoë vertreten ist (CLAMER a. a. O. 73–79). Die Konzentration dieser Ware im Herrschaftsgebiet der Nabatäer und ihre Datierung ins 1. und 2. Jh. n. Chr. stehen fest. Nach wie vor ungelöst ist die Zuordnung zu einem oder mehreren Herstellungsorten, wie auch Stefan Wimmer betont. Sein Vorschlag, anstelle »fremdländischer Ursprünge« an eine »lokale, originär jüdische Produktion« zu denken, ist zurückzuweisen, denn bei den vorhandenen offenen Fragen zu lokalen und regionalen Werkstätten besteht Einigkeit bei der Zuordnung zur jüdischen Keramikproduktion: Nach mehr als dreißigjähriger intensiver Grabungstätigkeit, besonders in Jerusalem, können die Gefäße nach Ton, Ware und Form eindeutig bestimmt werden, siehe H. GEVA, *Jewish quarter excavations in the old city of Jerusalem, conducted by Nahman Avigad, 1969–1982 Vol. II: The finds from areas A, W and X-2. Final Report (Jerusalem 2003) Kap. 5–6, S. 113–255.*

Als Archäologin und Nicht-Theologin sei mir die Frage gestattet, welcher kausale Zusammenhang zwischen der Geburt Jesu, dem Besuch der Magier, dem Bau des Villenkomplexes, der Flucht nach Ägypten, dem Kindermord von Bethlehem und dem Tod des Herodes besteht (Strobel S. 61; 64–65). Ich halte die Verknüpfung für konstruiert, wenngleich die Ausführungen zur totalen Mondfinsternis in der Nacht zum 16. September 5 v. Chr. und die partielle Mondfinsternis vom 13. März 4 v. Chr. spannend sind (S. 65–67 und Abb. 19–20). Besser wäre eine strikte Trennung der Interpretation des baulichen Befundes und der Bewertung der historischen Fakten und der Biographie des Herodes. Die Berechtigung dieser Forderung wird deutlich, wenn wir uns vor Augen führen, dass Herodes im letzten Halbjahr seines Lebens Kallirrhoë aufsuchte und dort den Tod fand. Unser Wissen verdanken wir der Überlieferung durch Josephus und keineswegs einem archäologischen Befund. Es entzieht sich unserer Kenntnis, wann mit der Planung bzw. dem Bau des Villenkomplexes begonnen wurde. Bestimmte Gestaltungsprinzipien sind typisch für die herodianische Palastarchitektur, die der König selbst in der Orts- und Landschaftswahl sowie bei der Planung und Durchführung begleitete; auch Kallirrhoë trägt zu eindeutig die Handschrift des Bauherrn, um mit einem todkranken König eine späte Entstehungszeit *a priori* zu akzeptieren.

Der Grabungsbericht hätte durch eine gründliche redaktionelle Bearbeitung gewonnen. Das Lesen hätte dem Benutzer erleichtert werden können durch die Beachtung wesentlicher methodischer Grundvoraussetzungen. Einige wenige Punkte seien abschließend genannt.

Bei den Grundrissen werden vier unterschiedliche Größenmaße verwendet (Abb. 1–3, 4/5, 6, 7 und zusätzlich Faltkarte 1), so lässt sich die vorgeschlagene Rekonstruktion Abb. 7 nicht als Überblendplan auf Faltkarte 1 legen, bei der die exakte Steinsetzung der Mauern angegeben ist. Auf den Abb. 1–7 fehlt die Angabe der Himmelsrichtung.

Die Faltkarte 1 ist die Grundlage für die Nachvollziehbarkeit der Grabungstätigkeit. Für Einzelheiten müssen die Abbildungen herangezogen werden, da die Angaben der Mauernummerierung auf Abb. 1 nicht auf die Faltkarte 1 übertragen wurden; ferner ist der Maßstab unterschiedlich. Die Faltkarte 1 enthält zahlreiche Höhenangaben sowie eine vollständige Auflistung der Loci der dritten Kampagne, die für die Vorstellung der Kleinfunde wichtig sind, aber selten einen Bezug zur Architektur bieten. Durch die Nummerierung der Räume mit Buchstaben (Einzelbuchstaben für Gebäude A und Doppelbuchstaben für Gebäude B) und eine fehlende Übertragung der Locusangaben aus der ersten und zweiten Kampagne wird die Korrelation erschwert, eine separate Auflistung wäre hilfreich gewesen.

Auf Faltkarte 1 sind die Räume m, n und o nicht korrekt angegeben, Raum m in der Nordwestecke findet seine symmetrische Entsprechung in Raum j in der Südwestecke des Gebäudes; auch dies ein typisches Merkmal herodianischer Palastarchitektur.

Bedauerlich sind die verschiedenen Messungen des Wasserbeckens, die in der Größe und Tiefe divergieren. So nennt der Grabungsleiter die Maße von 9,5 m × 3 m × 3,14 bzw. 3,76 m als maximale Tiefe (Wimmer S. 34), hingegen spricht der Direktor von den Ausmaßen 12 m × 5 m × 5 m (Strobel S. 64).

Der Hinweis auf eine Farbkarte (S. 36; 42) ist verwirrend, gemeint ist wohl Faltkarte 3, auf der die wichtigsten Baureste der Oase Kallirrhoë einschließlich einiger Gräber vermessen wurden.

Es schien mir sinnvoll, das Schwergewicht der Besprechung auf die bauliche Einordnung zu legen und eine unterschiedliche Datierung der Nutzungsphasen des Villenkomplexes vorzulegen. Dabei werden richtige und wichtige Beobachtungen und Feststellungen der beiden Verfasser entsprechend berücksichtigt. Die im zweiten Teil des Berichtes vorgelegten Geländeaufnahmen und Grabungen im Umfeld der Oase von Kallirrhoë sind ein grundlegender Beitrag zur Erforschung dieser Region, und es ist das Verdienst des Teams, die archäologischen Reste zu dokumentieren und der Forschung zugänglich zu machen. Zu Recht würdigt der Grabungsleiter A. Strobel als einen in die Fußstapfen der Pioniere der letzten Jahrhunderte getretenen Forscher.

H. CUVIGNY (Hrsg.), *La route de Myos Hormos. L'armée romaine dans le désert Oriental d'Égypte*. Praesidia du désert de Bérénice I. Institut Français d'Archéologie Orientale, Fouilles de l'IFAO 48/1–2. Cairo 2003. 2 Bände, 688 Seiten, 355 Abbildungen, 6 Farbtafeln.

Die vor einigen Jahren vom IFAO begonnenen Untersuchungen des Weges zwischen Koptos und Myos Hormos haben erste Früchte in Form der ersten Bände der Veröffentlichungen der entdeckten Materialien geliefert. Die Teilnehmer dieser Arbeiten (J.-P. Brun, A. Bülow-Jacobsen, D. Cardon, H. Cuvigny, J.-L. Fournet, M. Le Guilloux, M.-A. Matelly, M. Reddé) sind die Autoren der einzelnen Kapitel des hier zu besprechenden Bandes.

In Koptos (jetzt Qift) im Niltal hat der Weg zum Roten Meer seinen Anfang genommen. Die Römer haben diesen Weg mit Forts (*praesidia*) ausgestattet, und Strabon hat ihn als erster erwähnt. Da er bei Plinius und in den späteren Itinerarien nicht erwähnt wird, ist anzunehmen, dass er damals keine größere Bedeutung hatte. Die entdeckten Ostraka geben an, dass der Weg durch das Wādī Hammāmât nach Myos Hormos führte. Man weiß nicht, wann diese Ortschaft entstanden ist, gewiss ist jedoch, dass ihre Blütezeit im 2. Jh. v. Chr. mit der Entwicklung des Osthandels und dem vergrößerten Bedarf an Luxuswaren in Ägypten und in anderen Staaten des Mittelmeerraums verbunden war. Myos Hormos wird in Qusayr oder Qusayr al-Qadim lokalisiert (S. 25–27; 188–191).

Während der Ausgrabungen sind etwa 2400 Ostraka gefunden worden, von denen die meisten griechisch, über 200 lateinisch, zwei nabatäisch und eines demotisch beschriftet sind. Die Ostraka enthalten meist Privatbriefe an Freunde und Bekannte. Sie betreffen überwiegend die Zusendung der nötigen Waren, erlauben aber auch eine Einsicht in die ›Kasernenkultur‹ in den *praesidia*. In diesen Texten erscheinen die Götter Apollon, Athena, Dioskuroi, Pan und Sarapis, aber auch Philoteria, die vergöttlichte Schwester Ptolemaios' II. In der Arbeit wurden einzelne Texte publiziert, die verschiedene hier diskutierte Fragen illustrieren sollen. Früher waren nur einige griechische Ostraka aus Fawākhîr und nabatäische, thamudäische, aramäische und südarabische Graffiti an den Felsen dieses Weges bekannt, die mit dem Handel und den durch die Wüste ziehenden Karawanen in Beziehung standen. Mit diesen waren sicherlich auch griechische Graffiti verbunden, die semitische Namen enthalten. Andererseits erscheinen semitische Namen unter den Soldaten der *praesidia*, was auf deren Abstammung hinweist (S. 51–52; 427–500).

Der Weg wurde allmählich mit Stationen versehen. Die meisten untersuchten Orte sind auf das 1.–2. Jh. n. Chr. datiert. In den Stationen war Wasser zu finden, und um die Mitte des 2. Jhs. n. Chr. wurden Brunnen gebaut. Die in der zweiten Hälfte des 1. Jhs. errichteten Stationen sind befestigt, was darauf zurückzuführen sein kann, dass die dortigen Stämme gefährlich geworden waren. Die Forts dieses Weges wurden am Anfang des 3. Jhs. verlassen. In der zweiten Hälfte desselben

Jahrhunderts besetzten die Blemmyer die Ostwüste und nach der Historia Augusta eroberten sie um 279/280 Koptos. Diokletian eroberte diese Stadt 296 zurück und unternahm eine Befriedung der Wüste. In byzantinischer Zeit wurde die Erschließung der Goldminen in der Ostwüste aufgenommen, wodurch der Weg zeitweilig genutzt (S. 187–204) wurde.

Die einzelnen Stationen des Weges zwischen Koptos und Myos Hormos werden an mehreren Stellen der Arbeit dargestellt, an denen ihre archäologischen und schriftlichen Quellen behandelt werden. Der Weg zählte zwölf Stationen und wurde in sechs bis sieben Tagen zurückgelegt (seinen Verlauf zeigt Taf. I):

- Wādī Matūla, 17 km von Koptos, Fort von 53 m × 57 m, in den Schriftquellen wird es nicht erwähnt (S. 198; 236).
- Phoinikôn (jetzt al-Laḳīta), 34 km von Koptos (S. 191; Texte S. 275).
- Qusūr al-Banât, 50 km von Koptos, Fort von 38,60 m × 31,20 m, entstand am Ende des 2. Jhs., in den Schriftquellen wird es nicht erwähnt (S. 73–77; 201; Texte S. 276–277).
- Krokodilô (jetzt al-Muwayh), 65 km von Koptos, 116 km nach Myos Hormos, Fort von 48,10 m × 47,60 m (54 m × 52 m), Schweinehütten, zur Zeit Hadrians wurde es verlassen und vom Fort in Bi'r al-Hammāmât ersetzt (S. 77–91; 198; 236; Texte S. 278–280).
- Bi'r al-Hammāmât, 81 km von Koptos, 95 km nach Myos Hormos, Fort von 53,5 m × 52,5 m (50 m × 50 m), entstand zur Zeit Hadrians, in den Schriftquellen wird es nicht erwähnt (S. 91–94; 199; 236; Texte S. 280).
- Persou I, 84 km von Koptos, Dorf in den Steinbrüchen Wādī Hammāmât, wo Bekhen-Stein gewonnen wurde; unter Augustus/Tiberius wurde die Steingewinnung erneut aufgenommen (nach ansicht der Autorin sind die gebrauchten Termini wie z. B. Grauwacke falsch; deswegen benutzt sie das ägyptische Wort *bbm*); am Ende der Herrschaft Neros wird das Dorf wahrscheinlich verlassen und das Militär zieht nach Bi'r Umm Fawākhîr (S. 95–97; 192; 196; Texte S. 280–284).
- Persou II (jetzt Bi'r Umm Fawākhîr), 89 km von Koptos, Gebäude für das Militär (S. 98–99; 191; Texte S. 284–285).
- Maximianon (jetzt al-Zarqâ'), 65 km nach Qusayr, das am besten erhaltene Fort, 56,37 m × 58,85 m (51 m × 52 m), und Abfallhaufen (S. 100–126; 236; Texte S. 285–290).
- Al-Hamrâ', in Wādī Abū Zirân, 52 km nach Qusayr, Fort von 59 m × 57 m, entstand zur Zeit Hadrians (S. 127–128; 199; 236; Texte S. 290).
- Simiou (jetzt Bi'r Sayyâla), 141 km von Koptos, 40 km nach Myos Hormos, Fort von 42 m × 37,60 m (40 m × 36 m) (S. 129–133; 191; Texte S. 290).
- Dawwî, 154 km von Koptos, 27 km nach Myos Hormos, Fort von 55,0 m × 56,25 m (58 m × 57 m) (S. 133–135; 200; 236).

- Bi'r al-Nakhîl, 13 km nach Qusayr, Fort (S. 53–58; 136–137).

Den hier behandelten Weg entlang wurden nicht nur Forts, sondern auch kleine quadratische Türme von 3,0 m–3,50 m Seitenlänge und mindestens 3 m Höhe gebaut. Ihre ca. 0,70 m dicken Wände waren leicht geböschert und schafften einen kleinen Raum im Inneren. In diesen Bauten und in ihrer direkten Umgebung wurde keine Keramik gefunden. Die *Tabula Imperii Romani* nennt 34 Türme zwischen Qusûr al-Banât und Bi'r al-Ingîz. Inzwischen hat man in diesem Gebiet beinahe doppelt so viele Türme entdeckt. Die Entfernungen zwischen ihnen liegen bei 0,4–6,0 km. Es ist nicht bekannt, wann sie entstanden sind und wofür sie gedient haben. Man nimmt allgemein an, dass sie zur Zeit der Römer gebaut und zur Übermittlung von Nachrichten zwischen dem Roten Meer und dem Niltal benutzt wurden. Wir kennen einige klassische Texte, die das Bestehen von Übermittlungssystemen durch optische Signale wenigstens vom 6. Jh. v. Chr. an bezeugen. Derartige Signale konnten in verschiedenen Systemen vom Heer oder der Verwaltung genutzt werden. Möglicherweise waren diese Türme Orientierungspunkte für die diesem Weg folgenden Transporte. In den Papyrus-Urkunden, so u. a. in den Ostraka vom Mons Claudianus und an einigen Punkten unseres Weges, kommen die Termini $\sigma\kappa\omicron\pi\epsilon\lambda\omicron\iota$ und $\sigma\kappa\omicron\pi\epsilon\lambda\alpha\upsilon\omicron\rho\iota$ vor, die mit diesen Türmen verbunden sein könnten. Es fehlen jedoch Urkunden, die sich eindeutig auf die Übermittlung der Signale beziehen. Das Bestehen eines solchen Systems in Ägypten scheint Pap. Edfou 8 vom 3. Jh. v. Chr. anzudeuten (siehe A. ŁUKASZEWICZ, Remarques sur P. Edfou 8. *Journal Juristic Papyr.* 26, 1996, 91–98) (S. 207–234).

Alle *praesidia* der Ostwüste wurden mit Ausnahme von Qusûr al-Banât nach demselben Plan gebaut. Wir haben es immer mit kleinen Posten zu tun, die einen annähernd quadratischen Grundriss von mindestens 50 m Seitenlänge aufweisen sowie einen Eingang und zwei aus der Mauer hervorspringende Türme haben. An den Außenmauern liegen die Kasernen, die in der Mitte einen weiten Hof umschließen, wo ein Brunnen den zentralen Platz einnimmt. Nur die Forts in Qusûr al-Banât und Bi'r Sayyâla weichen von den übrigen in den Maßen ab, das erstere ist 38,5 m × 31,5 m groß, ohne Türme an den Ecken, aber mit einem von zwei quadratischen Bastionen geschützten Eingang; Bi'r Sayyâla ist 40 m × 36 m groß. Alle Stationen besitzen Brunnen. In Nordafrika gibt es kein ähnliches System. In der Levante finden wir dagegen verschiedene Forts mit zentral gelegenen Brunnen, soweit wir den veröffentlichten Plänen glauben wollen, die auf Grund der Luftphotos ohne systematische Prüfung des Terrains ausgefertigt wurden. Manche von ihnen sind jetzt von Beduinen besetzt, was eine Verifikation nicht zulässt. Diese Lage finden wir in Khân al-Basîrî an der Strata Diocletiana, wo das Vorhandensein eines Brunnens mehr als zweifelhaft ist. Etwas besser ist die Situation in Khân al-Abyad auf demselben Weg. Eine identische Anlage finden wir in

Mleke, südlich von Palmyra und in verschiedenen Limesposten in Chalcis. In den meisten Fällen sind die Forts mit einer großen äußeren *birka* (Zisterne) für Regenwasser versehen. Der Vergleich der Forts am Weg nach Myos Hormos mit anderen befestigten Wegen des römischen Ostens zeigt uns gewisse Ähnlichkeiten zwischen Ägypten und der Levante. Aus klimatischen Gründen kommt in Syrien eine äußere *birka* vor, die in Ägypten dagegen sehr selten ist. Auf dem Weg nach Myos Hormos wird der Brunnen immer von derselben Mauer wie die Kasernen umgeben. In manchen Forts kommen Zisternen vor, aber es ist nicht bekannt, ob sie das Wasser von den Dächern aufnehmen oder, wahrscheinlicher, eine aus dem Brunnen geschöpfte Wasserreserve bildeten. Dies ist der Fall in Krokodilô und Bi'r Sayyâla auf dem Weg nach Myos Hormos und in Abû Quroyya auf dem Weg nach Berenike sowie häufiger auf den Wegen nach Claudianus und Porphyrites in der nördlicher gelegenen Bergzone, wo Niederschläge häufiger vorkommen.

Die Mauern der Forts auf dem Weg nach Myos Hormos sind aus lokal anstehendem Stein gebaut und auf eine trockene Schlammschicht gesetzt. Diese Technik lässt uns die beiderseitige Mauerneigung von 5–10° verstehen. Die Mauerstärke der Gründungslage beträgt 2,5–3,0 m (Maximianon), 1,7–2,0 m (al-Hamrâ') bzw. etwa 2,0 m (al-Dawwî, Krokodilô). Die Mauerhöhen aus römischer Zeit sind nicht immer bekannt, weil sie nur stellenweise erhalten sind. Einige Forts auf dem Weg nach Myos Hormos haben runde oder annähernd runde Türme von ca. 3,0 m Durchmesser (Krokodilô, Bi'r al-Hammâmât, Maximianon, al-Hamrâ', al-Dawwî). Eine ähnliche Anlage treffen wir auf dem Weg zwischen Koptos und Berenike. Ihre Höhe überschreitet die der Mauern nicht. Die Forts hatten nur einen Eingang in der Mitte einer Seite, der wohl mit einem Einsturz abgeschlossen war. Alle Treppen wurden aus Stein parallel zur Mauer gesetzt. Sie erscheinen systematisch in den Mauerecken des Forts sowie am Eingang. Nur in Qusûr al-Banât wurden die Treppen senkrecht zur Mauer gebaut. In den Forts befinden sich an die Außenmauer stoßende Gebäude mit einem einzigen Eingang vom Hof. Sie enthalten sehr kleine und einfache rechteckige Räume von 4–6 m Tiefe und 3,5–4 m Breite. Nur manche von ihnen sind mit ihren Nachbarräumen verbunden. Ihre Größe von 15–24 m² ist mit den Baracken des römischen Heeres vergleichbar. Wegen des Mangels an wirklichen Karawansereien auf den Wegen der Ostwüste, die den aus Syrien/Palästina bekannten ähnlich sind, ist zu vermuten, dass diese Funktion von den Forts übernommen wurde. Man weiß, dass Reisende die Nacht im Fort verbringen konnten, wofür sie wohl mit Geld zu bezahlen hatten. Es ist zu vermuten, dass ein Teil der Gebäude für die Reisenden bestimmt war. Die Kamele und Esel blieben wohl draußen. In Maximianon befand sich rechts vom Eingang ein Raum mit einem Pfeiler in der Mitte, der geräumiger als die übrigen (ca. 22 m²) war. Er diente wahrscheinlich als Speicher (*horreum*), der auch in den Ostraka erwähnt wird.

Nur in Maximianon wurden Thermen und ein dem Kommandanten zugehöriger Raum (*praetorium*) entdeckt (S. 235–262).

Der Kommandant des gesamten Weges war der *praefectus praesidiorum et montis Beronicidis*, auch Wüstenpräfekt (ἑπαρχὸς ὄρους) genannt. Wir kennen 15 Präfekten, der erste war P. Iuuentius Rufus im Jahr 11 n. Chr., der letzte bekannte Vettius Gallianus im Jahr 216 n. Chr. Sein Sitz befand sich wahrscheinlich in Koptos, das ein Knotenpunkt der Wege vom Roten Meer zum Niltal und nach Alexandrien war, und von wo zwei Wege zum Meer ihren Anfang nahmen. An der Spitze des *praesidiums* stand ein vom Präfekten ernannter *curator praesidii*, eine nur aus Ägypten bekannte Funktion. Es liegen keine Angaben vor, wie viele Soldaten in einer Garnison stationiert waren. In den einzelnen *praesidia* befanden sich Fußsoldaten und Reiter. Das Kontingent in der Wüste stammte aus verschiedenen Einheiten des in Ägypten stationierten römischen Heeres. Es ist kaum möglich festzustellen, ob die Soldaten in einem *praesidium* aus verschiedenen Einheiten stammten. Aus einigen Regierungsjahren Traians weiß man, dass *praesidia* auf dem Weg nach Myos Hormos mit Reitern aus der wahrscheinlich in Koptos stationierten *ala Vocontiorum* besetzt waren. Wir verfügen über Angaben, dass auch Zivilisten je einige Jahre in den Präsidien verbrachten. Sie waren mit den Soldaten verbunden und wir können annehmen, dass die Soldaten ebenso lange stationiert waren. Möglicherweise betrug ein Aufenthalt 18 Monate. Die von diesem Weg stammenden Quellen nennen aber auch kürzere Aufenthalte von drei bis fünf Monaten. Die *praesidia* auf dem Weg nach Myos Hormos sollten drei Funktionen erfüllen: den auf den Wegen sich bewegenden Personen und Gütern Sicherheit schaffen, die schnelle Verlegung der offiziellen Eilboten sichern sowie Personen und Tiere mit Wasser versorgen. Es gibt keine Angaben, dass *praesidia* Zollfunktionen ausübten, wie man früher annahm.

In den *praesidia* wohnten Zivilpersonen, die jedoch in den Schriftquellen von den Militärpersonen kaum zu unterscheiden sind, da zwar alle mit Namen genannt werden, Militärtitel dagegen selten erwähnt werden. In den *praesidia* finden wir auch die Diener der Soldaten (es ist nicht sicher, dass sie Sklaven waren), Steinbrecher, μονομάχοι (bewaffnete, nichtmilitärische Kuriere), *familia* und Frauen. Ostraka liefern erstmalig Auskünfte über Prostitution (S. 361–397). Das Bestehen dieses Weges ist untrennbar mit dem Warentransport verknüpft. In den Quellen erscheint aber nur der lokale Privattransport zwischen den Stationen. Die großen Karawanen, welche Waren aus Myos Hormos liefern und offizielle Lieferungen für die Stationen, kommen nur sporadisch in den Kopien der Rundschreiben des Präfekten in Koptos und in den Tagebüchern vor, wo Ankunft und Ausgang der offiziellen Reitboten angemeldet wurden. Man schätzt, dass für Monatslieferungen nach Berenike etwa 2000 Kamele benötigt wurden. Für den Weg nach Myos Hormos haben wir keine vergleichbaren Angaben, wenn aber nach Strabon zu jener

Zeit diese Ortschaft wichtiger als die erste war, konnten die Lieferungen nicht kleiner sein. Der Weg von Koptos bis zur Meeresküste war gut und die harte, flache Straßendecke ermöglichte Wagen das Befahren des Weges. Einige Schwierigkeiten lagen vermutlich nur im Gebiet von Bi'r Umm Fawākhir und im Wādī al-Hammāmāt. Das Hauptziel war, den Warenimport aus Arabien, Afrika und Indien zu fördern. Auf der ersten Hälfte des Weges waren, solange diese ausgebeutet wurden, ein zusätzliches Ziel die Steinbrüche im Wādī al-Hammāmāt. Über den Verkehr haben wir jedoch nur wenige Angaben in den Texten. Sein Bestehen bestätigt jedoch der Koptos-Tarif aus dem Jahr 90 n. Chr., in dem Kamele, Wagen und Esel genannt werden. Die gefundenen Ostraka enthalten gewöhnlich Anmerkungen über den Lokalverkehr zwischen den Stationen und die Menschen, die dort lebten. Diese reisten zwischen den Stationen zu Fuß – aber solche Reisen berücksichtigen die Ostraka nicht. In den Fällen, in denen der Brief- oder Warentransport erwähnt wird, ist keine Rede davon, wie diese Dinge an den Empfänger gelangten. Sogar dann, wenn Esel oder Kamele genannt werden, können wir vermuten, dass die Menschen nebenher zu Fuß gingen. Esel sind öfters genannt, man weiß aber nicht, ob sie Privateigentum waren, requiriert wurden oder dem Heer gehörten. Um eine Nachricht an die Nachbarstation zu senden, musste man gewöhnlich mit einem Eseltreiber, der in diese Richtung aufbrach, Kontakt aufnehmen. In jeder Station befanden sich normalerweise drei bis vier Pferde für die Reiter, die für die Zustellung der offiziellen Briefe verantwortlich waren. Die Post wurde nicht von einem Reiter über ganze Strecke transportiert, sondern von Station zu Station von einem frischen Mann übernommen. Zu den Aufgaben dieser Reiter gehörte auch der Schutz der Karawanen und der Reisenden. Die Reiter transportierten auch Privatbriefe. Kamele erscheinen selten in den Texten, sie waren aber ein sehr wichtiges Transportmittel. Wagen wurden damals nur benutzt, wenn die zum Transport bestimmten Waren zu schwer für Kamele oder Esel waren. Wir verfügen über keine Angaben, welche Zugtiere verwendet wurden, wie die Wagen aufgebaut waren und welche Lasten sie transportieren konnten. Ein Teil von ihnen lieferte sicherlich Holz für den Schiffsbau nach Myos Hormos, andere bedienten die Steinbrüche in Wādī Hammāmāt (S. 399–426).

Die Ausgrabungen lieferten eine große Menge Keramik, 4136 Gefäße, 131 Lampen und 6188 Amphoren, die hauptsächlich aus Krokodilō und Maximianon stammen. Wir haben es hier mit ägyptischer Produktion zu tun, Importwaren überschreiten nicht 1% der Gesamtmenge (S. 503–513). Auch die 313 Glasfragmente haben ihre Parallelen in Ägypten und im römischen Kaiserreich (S. 515–537). Es sind nur 33 Funde aus Leder erhalten, die groß genug waren, um sie zu identifizieren (S. 539–547).

Die in den Abfallhaufen von Krokodilō und Maximianon gefundenen Reste der Fauna erlauben uns, den Fleischverbrauch als wenig differenziert und unwichtig

zu bestimmen. Die Grundlage der Ernährung der antiken Gesellschaft war bekanntlich Getreide, das man in Form von Brot und Mehlbrei konsumierte. Der letztere wurde zunächst aus Olyramehl zubereitet, wobei nicht sicher ist, welche Getreideart unter diesem Namen zu verstehen ist. Jedenfalls ersetzten es die Römer durch Weizen. Zum Essen wurde der Brei mit Milch, Butter und Honig vermischt. Diese Art Nahrung hat im Nahen Osten bis ins 9.–10. Jh. überdauert. Die in den Abfallhaufen gefundenen Reste der Fauna erlauben uns festzustellen, dass an Haustieren Schafe, Ziegen und vor allem Schweine konsumiert wurden. Fast die Hälfte der letzteren wurde im Alter von ein bis zwei Jahren geschlachtet. Dieser Mangel an ausgewachsenen Tieren zeigt, dass dort keine Tierzucht, sondern eine Schweinemast betrieben wurde, wofür in Krokodilö spezielle Schweinehütten gebaut wurden. Das Vorherrschen des

Schweinefleisches in der Soldatenernährung bestätigen auch andere Plätze. Die Reste von Schafen und Ziegen sind viel seltener, obwohl sie wahrscheinlich ebenso an manchen Orten gehalten wurden, wenn auch im kleineren Ausmaß. Geflügelknochen vergehen leicht, sind aber auch im untersuchten Material zu finden, besonders die von Hühnern sowie viel seltener Entenknochen. Eierschalen und zahlreiche Federn zeigen lokale Geflügelhaltung und regelmäßigen Verzehr (S. 549–588).

Das Buch schließt mit Kapiteln über die Kleinfunde (S. 589–617), die wie Toiletteartikel, chirurgische Instrumente, Fragmente von Terrakottafigürchen und Siegel zur Ausrüstung der Soldaten gehörten oder deren Privateigentum bildeten, sowie über Gewebe, Fasern, Geflechte und Farben (S. 619–659).

Warschau

Jan K. Winnicki

ALTE GESCHICHTE

CLAUDIA KLODT, **Bescheidene Größe. Die Herrscher-gestalt, der Kaiserpalast und die Stadt Rom.** Literarische Reflexionen monarchischer Selbstdarstellung. Hypomnemata 137. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001. 138 Seiten, 8 Abbildungen.

Fragestellungen zur antiken Monarchie haben erfreulicherweise inzwischen auch in der Lateinischen Philologie Konjunktur. Dabei steht nicht mehr nur die augusteische Dichtung mit Vergil, Horaz, Properz und Ovid im Zentrum des Interesses, sondern auch Martial – etwa in den Arbeiten von Farouk Grewing (Martial, Buch VI [Göttingen 1997]), Ruurd R. Nauta (Poetry for patrons. Literary communication in the age of Domitian [Leiden u. a. 2002]), Sven Lorenz (Erotik und Panegyrik. Martials epigrammatische Kaiser [Tübingen 2002]) und Jens Leberl (Domitian und die Dichter. Poesie als Medium der Herrschaftsdarstellung [Göttingen 2004]). Die Studie von Claudia Klodt verfolgt insofern einen neuen Ansatz, als drei einschlägige Passagen der lateinischen Literatur – aus Vergils Aeneis, Statius' Silvae und dem Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus – unter einer gemeinsamen Fragestellung behandelt werden: Hervorgegangen aus einem mehrfach präsentierten Vortrag (so im Vorwort, S. 7), wird anhand der Paradigmata ›Bescheidenheit‹ und ›Größe‹ untersucht, »wie die römische Literatur der Kaiserzeit als Spiegel bildlicher Darstellung und architektonischer Inszenierung der Herrscher mit diesem Problem umging, das sich zwar zur Zeit des Augustus anders stellte als unter seinen Nachfolgern und in der Spätantike, jedoch trotz des gewandelten Herrscherbilds nie ganz verschwand« (S. 9 f.). Konkret geht es um die Relation zwischen der Körpergröße eines Herrschers und der Deckenhöhe ei-

nes Gebäudes, in dem er sich befindet, konkret in der *casa Euandri*, im Domitianpalast und im Kontext des spätantiken *adventus*-Zeremoniells sowie mit dem damit verbundenen Habitus. Erklärtes Ziel von Klodt ist der Aufweis auffälliger »Konstanten bezüglich der Anforderungen an das Verhalten eines römischen Kaisers«.

Dementsprechend gliedert sich die Arbeit in drei Teile, ergänzt um eine Schlussbetrachtung (»*Modestia principis*«, S. 97–110), ein umfangreiches, allerdings nicht vollständiges Literaturverzeichnis (S. 111–120), ein Register der Namen, Sachen und Begriffe, der Orte und Monumente sowie der Textstellen (S. 121–129) und etliche Abbildungen samt Verzeichnis (S. 130–138).

Im ersten Abschnitt (»Die Hütte [Verg. Aen. 8, 337–369]: Bescheidene Verhältnisse«, S. 11–36) geht es um einen fiktiven Rundgang des Aeneas durch Rom, während dessen er in der Hütte des Arkaderfürsten Euander absteigt. Die Interpretation basiert auf der postulierten Gleichsetzung von Aeneas und Augustus sowie der *casa Euandri* und der *domus Augusti*, jeweils auf dem Palatin gelegen: Die Bescheidenheit von Aeneas, der sich unter der Türe des Euander klein macht, entspricht der Bescheidenheit des Augustus, der mit seinem Haus auf dem Palatin den Wohnrahmen seiner aristokratischen Standesgenossen nicht verlässt. All dies wird kenntnisreich im Hinblick auf die philologische, archäologische und althistorische Forschung vorgeführt, die in den teils überbordenden Fußnoten eine eindrucksvolle Dokumentation erfährt. Dabei werden stets konträre Positionen vorgestellt, ebenso textkritische Verbesserungen sowie die Rezeption der einschlägigen Passagen bis in die Spätantike. Vor allem aber erfährt – vor dem Hintergrund der Relation zwischen ›groß‹ und ›klein‹ – das Themenfeld *modestia/moderatio* eine eingehende Dis-

kussion mit Blick auf das gesamte Handeln des ersten Princeps.

Der zweite Abschnitt (»Der Palast [Stat. Silv. 4,2]: In der Höhle des Löwen«, S. 37–62) widmet sich dem Domitianspalast, mit dem eine deutlich andere räumliche Dimension als bei Augustus angesprochen ist. Mit dem Bauensemble beansprucht der Kaiser den gesamten Palatin für sich (vgl. dazu jetzt auch P. ZANKER, *Domitian's palace on the Palatine and the imperial image*. In: A. K. BOWMAN u. a. [Hrsg.], *Representations of empire. Rome and the mediterranean world* [Oxford 2002] 105–130): Die Anlage repräsentiert den adäquaten Sitz eines *dominus et deus*, wenngleich der eingeforderte Gebrauch dieses Begriffspaares als Anrede, worauf auch Klodt hinweist, in der Forschung mit Recht bezweifelt wird. Damit hat das Modell aus augusteischer Zeit eine grundlegende Fortentwicklung erfahren, die in der Kontextualisierung sowohl des Bauensembles in seinen Ausmaßen als auch des kaiserlichen Habitus deutlich zutage tritt. Der Dichter nimmt in seinem Werk auf einen Empfang beim Kaiser Bezug, an dem er selbst teilnehmen durfte, und präsentiert dem Leser eine Beschreibung von Palast und Festsaal, vor allem in seiner architektonischen Wirkung. Auch hier geht es um Größe und Dimension, wobei jetzt – so der Eindruck des Dichters, ähnlich auch Martial – die Gestalt des Kaisers, welche den Palast überragt (S. 50), aufhorchen lässt. Denn die quasi religiöse Inszenierung bewirkt, dass sich der Besucher des Palastes ungemein klein vorkommt und in der Gegenwart des Kaisers geradezu eingeschüchtert erstarrt (deutlich auch an *arx* und *aedes* als Bezeichnungen für die kaiserliche *domus*): *genius* und *numen* Domitians prägen wesentlich seine »Größe«, geradezu »Massigkeit«. Dennoch wird Domitian als »bescheiden« bezeichnet, was von den kritischen Stimmen, die sich in der biographischen und historiographischen Literatur finden, als pure Heuchelei des Kaisers entlarvt wird – wie denn auch Statius' Position aus den Gedichten heraus überaus kontrovers interpretiert wird. Bemerkenswert ist freilich der Hinweis auf ein anderes Statusgedicht (silv. 3,4), in dem der Domitianspalast direkt auf das Haus Euanders bezogen wurde. Denn der gesamte Bau steht für eine Wesensveränderung des Prinzipats, die Domitian auf seine Bedürfnisse, etwa die Umsetzung der *convivia*, zugeschnitten und bewusst kalkulierend umgesetzt hat.

Im dritten Abschnitt (»Die Stadt [Amm. 16,10]: Hochmut kommt vor dem Fall«, S. 63–96) geht es um Ammians Beschreibung des Besuches von Constantius II. in Rom (357 n. Chr.). Dabei hatte der spätantike Historiograph eine eindeutige Folie: Die Aussagen über Constantius sind allein vor dem Hintergrund der Gestalt des Iulian Apostata zu verstehen, was die Haltung gegenüber der *religio* als einen entscheidenden Faktor mit einbezieht. Entstanden ist ein stark rhetorisiertes Erzählstück, das den Vergleich mit anderen Einzügen römischer Kaiser in Rom, mit dem kaiserlichen *adventus*-Ritual und Triumphzügen sowie mit dem »Stadttrudgang« bei Vergil nahe legt. Klodt weist die

Bezugspunkte zwischen dem Verhalten der beiden Kaiser detailliert auf und achtet besonders auf alle Formulierungen, die mit der Größe des Kaisers und seinem gestischen Habitus zusammenhängen: Entscheidend ist, dass sich der Kaiser beim Einzug durch die Tore Roms trotz seiner kleinen Gestalt nochmals klein macht, damit *superbia* zum Ausdruck bringt und letztlich von der Größe der Stadt Rom in die Knie gezwungen wird. Gerade die Stadt Rom selbst und die Einstellung ihr gegenüber gerät stärker als zuvor in den Blick: Die alte Hauptstadt wird von Constantius nur besucht, er residiert aber nicht dort, was für Ammian in seiner Erzählintention einer verminderten Wertschätzung gleichkommt. Mit Blick auf die Thematik »Bescheidenheit« wird bei Ammian der nochmalige Wandel im Herrschaftsverständnis deutlich, was die von Klodt mit einbezogenen bildlichen Zeugnisse bestätigen: Die neuen Kaiser sind dem unmittelbaren Zugriff der Menschen völlig entzogen.

Die Schlussbetrachtung (»*Modestia principis*«, S. 97–110), die sich in ihrer Auswertung auf den wichtigen Aufsatz von A. WALLACE-HADRILL zum *civilis princeps* (*Journal Roman Stud.* 82, 1982, 32–48) bezieht, vergleicht die wesentlichen Ergebnisse der Einzelinterpretationen: äußerliche Unterschiede zwischen den agierenden Personen, dann deren Verhalten gegenüber der Umwelt und der Tradition, schließlich die Situierung der Darstellung innerhalb der jeweiligen Herrschaftskonzeption. Deutlich wird an den ausgewählten Beispielen, dass das von den jeweiligen Kaisern skizzierte Bild wesentlich von der Einstellung der antiken Autoren den Kaisern gegenüber abhängt, somit auch andere Darstellungsmuster sowie ein weites Spektrum an Bezugspunkten möglich waren. Hier wird jedenfalls *modestia/moderatio* als wesentliche Kaisertugend angesehen, deren graduelle Umsetzung sich in der Ausgestaltung der Beziehung zwischen der physischen Erscheinung des Herrschers und der Größe seiner »Behausung« widerspiegelt. Obwohl *modestia* nie auf Münzen geprägt oder in Form einer Personifikation kultisch verehrt wurde, wird ihre faktische Bedeutung vielfach in der antiken Literatur deutlich, zumindest als latentes Konzept.

Das Buch ist rundum gut produziert, doch bleibt unklar, warum in den Anmerkungen trotz des übergreifenden Literaturverzeichnisses immer wieder frühere Zitationen des jeweiligen Titels angemerkt sind, was mit den entsprechenden Vor- und Rückverweisen für Verwirrung sorgt. Die Verleihung des *clupeus virtutis* gehört in den Januar des Jahres 27, nicht »26 oder 27 v. Chr.« (S. 15); mit Formulierungen wie »absolutistische Herrschaftsausübung« (S. 58 Anm. 72), übertragen auf antike Gegebenheiten, sollte man vorsichtig sein. Die als Abb. 6 wiedergegebene Münze, ein Goldmedaillon, sollte auch mit der entsprechenden RIC-Nr., hier VIII, Antiochia 68, zitiert werden.

Klodt hat sich eine schwierige Aufgabe vorgenommen: Denn zum einen stehen die Autoren in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten; zum anderen gehören die antiken Texte verschiedenen Gattungen

an und zielen auf ein unterschiedliches Publikum; schließlich hat sich auch – was deutlich geworden ist – die Konzeption von Monarchie und kaiserlicher Ideologie vom frühen Prinzipat bis in die Spätantike grundlegend verändert. Indem Klodt die jeweils subtilen Bezugspunkte aufgezeigt hat, ist es ihr gelungen, Interesse für die gewählte Erklärungskategorie ›Bescheidene Größe‹ zu wecken. Allerdings wird auch das Problem deutlich, dass die Erwartungen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, die für den Bestand der kaiserlichen Herrschaft essentiell waren, durchaus verschieden und sogar gegenläufig sein – und in anderen Texten wiederum anders formuliert werden konnten; ebenso dürften die Erwartungen der Kaiser an die Autoren eine Rolle gespielt haben. Zwar sind Vergleiche immer möglich, doch stellt sich die Frage, ob angesichts der Komplexität, in der bereits die einzelnen Beispiele stehen, eine Untersuchung auf der Basis von drei Texten für eine differenzierte Antwort ausreicht; auf das Fehlen einer umfassenden Abhandlung zu *modestia/moderatio* hat Klodt jedenfalls deutlich hingewiesen (S. 106 f.).

Augsburg

Gregor Weber

FRANK KOLB, **Herrscherideologie in der Spätantike**. Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt. Akademie Verlag Berlin 2001. 274 Seiten.

Der Spätantike widmet die historische Forschung heutzutage auch monographische Werke für ein breiteres Publikum. Dazu zählt das vorliegende Buch von Frank Kolb, der schon eingehend die politische Selbstdarstellung Diokletians, des Kaisers der Umbruchzeit am Ende des 3. Jhs. n. Chr., behandelt hat (Diocletian und die Erste Tetrarchie. Improvisation oder Experiment in der Organisation monarchischer Herrschaft? [Berlin/New York 1987]).

Das Buch gliedert sich nach der Einleitung (S. 19–24) in zwei Hauptteile. Die historische Darstellung umfaßt drei Abschnitte, welche der Tetrarchie (S. 25–58), der Zeit Konstantins (S. 59–89) und der Herrschaft seiner Söhne sowie der valentinianisch-theodosianischen Dynastie (S. 91–138) gelten. Sie beschäftigt sich systematisch mit der Entwicklung der Kaiserherrschaft und verdeutlicht dies durch griffige Überschriften; es schließt sich eine knappe Zusammenfassung an (S. 139 f.). Es geht also um die erste Epoche der Spätantike, um die Zeit von 284 bis 395. Dementsprechend reichen die im zweiten Hauptteil als »Materialien« erörterten Dokumente von der Präsentation der Kaiserwahl Diokletians bis zum Obelisk des Theodosius im Hippodrom von Konstantinopel. Nicht allein sachliche Zeugnisse der herrscherlichen Eigenwerbung, sondern auch abstrakte Elemente der Selbstdarstellung, wie die Ideologie des tetrarchischen Herrschaftssystems, werden diskutiert: Hier stehen besonders lesenswerte Gedanken. Das

Ende des Buches bilden ein kurzes Literaturverzeichnis (S. 257–260), das Abbildungsverzeichnis (S. 261 f.) und das Register (S. 263–274).

Thematischer Ausgangspunkt ist die von spätantiken Historikern behauptete Änderung in Auftreten und Zeremoniell der Kaiser seit Diokletian, die Einführung von Purpurgewändern mit möglichst viel Schmuck, was eine Absonderung von den Untertanen in die Unzugänglichkeit bewirkt habe. Diese Behauptung ist für die Tetrarchie unzutreffend, aber in der Folgezeit setzten sich Absonderung der Herrscher und pomphafte Repräsentation durch, so daß der Staat einen soliden Mittelpunkt in ihrer Person erhielt, wie es Kolb zu Recht in der Einleitung betont. Er unterstreicht die Leistung Diokletians, aus bestehenden Elementen kaiserlicher Selbstdarstellung und Herrschaftsausübung ein neues System geschaffen zu haben, das in der Form des von göttlicher Willensäußerung getragenen Vierkaiserkollegiums seinen Ausdruck fand. Unter Ideologie versteht er »ein System von Ideen, Wertvorstellungen, Insignien und Zeremonien, welche die Existenz und das Handeln der Kaiser als Lenker des Imperium Romanum legitimieren und damit zugleich den Zusammenhalt des Reiches gewährleisten sollten«. Es geht daher um ein kompliziertes Miteinander von theoretischen Gedanken und praktischen Maßnahmen, um eine erfolgreiche Herrschaft zu garantieren. Freilich verwundert das Wort »Verfassungsrealität«, denn bekanntlich existierte keine schriftlich fixierte Verfassung in Rom (S. 23).

Prononciert stellt Kolb das erste Kapitel, die tetrarchische Epoche, unter das Stichwort »Göttersöhne« und weist damit auf die *Iovius-Herculius*-Ideologie der vier Kaiser hin. Die Überschrift des ersten Abschnittes spricht eines der Hauptprobleme im späten 3. Jh. an, den Antagonismus von »Usurpation und Legitimität: die Kaiserwahl«. Die seit 235 niemals gelungene Dynastiebildung (ausgenommen die nur zwei Generationen mit 15 Regierungsjahren dauernde Herrschaft von Valerian und Gallienus 253–268) verhinderte eine Kontinuität und förderte Auseinandersetzungen um die Macht: Die partikularen Interessen der Regionen riefen Usurpationen ehrgeiziger Provinzstatthalter hervor, die eine militärische Austragung erzwangen. Damit fiel die Legitimität letztlich dem Sieger zu und nötigte ihn wiederum, diese durch ständige Leistung und wachsame Aufmerksamkeit zu bewahren, ein angesichts gravierender Probleme an den Grenzen und im Inneren schwieriges Unterfangen. Davon zu sprechen, der Konsens der Truppenführer vor *Nicomedia* habe der Wahl Diokletians »beachtliche Legalität« verliehen (S. 26), benutzt erneut einen Begriff mit modernen Assoziationen – das kurz darauf verwendete Wort »Legitimation« ist geeigneter. Die Formalisierung der Kaisererhebung in mehreren Schritten erfolgte durch Entscheidungen Diokletians und fand Eingang in die literarische Überlieferung (S. 26 f.).

Der Abschnitt »Mehrkaiserherrschaft und Monarchie« thematisiert das komplizierte System rechtlicher

und durch Heirat begründeter Verwandtschaften, das die tetrarchische Herrschaftsordnung prägte (S. 27–31). Eigentlich waren Verwandtschaftsbegründungen durch Adoption kein Novum, hier aber dienten sie zur Bestimmung der neu ins Kollegium aufgenommenen Mitglieder, der *Caesares*, durch die *Augusti*, welche durch Verheiratung ihrer Töchter zugleich deren Schwiegerväter wurden: Diese Verschränkung wurde durch die Begründung der göttlich überhöhten Kaiserfamilien der *Iovii* und *Herculii* im Sinne einer ideologischen Zementierung sakralisiert. Das innovative diokletianische System verfolgte eine auf Lehren aus der Vergangenheit aufgebaute Systematisierung von Herrschaftsübernahme und -weitergabe. Im Namen Marcus Aurelius eine Rückbeziehung auf den vorbildhaften Philosophenkaiser zu sehen, ist aber diskutabel, weil nach ihm etliche Kaiser so hießen – mit dieser Nomenklatur war kein Staat zu machen, da die Vorgänger Carus, Numerianus und der im Bürgerkrieg besiegte Carinus sie geführt hatten. Eher sollte allgemeine Kontinuität statt völliger Bruch mit der Vergangenheit signalisiert werden, da Diokletians Mit-Augustus Maximian ursprünglich dieselben Namen trug und eine weitgehende Gleichbenennung beider *Augusti* als Marci Aurelii Valerii eine brüderschaftliche Regierung zu unterstreichen hatte. Angleichung in der Titulatur und Unterschiede zwischen *Augusti* und *Caesares* sind von Kolb ausdrücklich genannt, es fehlt allein der *pontifex maximus* als weiteres Distinktiv der Ersteren. Die »Auswahl der Besten« stand letztlich hinter allen Dispositionen Diokletians, der darüber 293 und 305 sogar leibliche Söhne übergab: Hieran schließt Kolb die richtige Feststellung an, es sei eine strikte Trennung zwischen leiblichen Familien und neugebildeten herrscherlichen gewahrt worden, die auch keine Auszeichnung eines weiblichen Mitglieds mit dem *Augusta*-Titel zuließ. Seit kurzem ist freilich eine Inschrift zu Ehren von Diokletians ansonsten nur zweimal literarisch erwähneter Gattin Prisca aus *Salona* bekannt, die sie als *nobilissima femina* bezeichnet. In der Zeitgenossen Augen galt die Tetrarchie als viergeteilte Monarchie, welche Diokletian als Schöpfer und unbestrittenen Lenker sah, worauf Kolb Wert legt. Deshalb förderte das Ausscheiden des als *spiritus rector* anerkannten *primus Augustus* das Auseinanderbrechen des kollegialen Systems, wozu andere Gründe hinzukamen (S. 31).

Die nächste Überschrift »Die Eintracht der Herrscher: *similitudo* und *concordia imperatorum*« rückt zwei Begriffe in den Vordergrund, die das Erscheinungsbild des Kaiserkollegiums definierten (S. 32–34). Die Angleichungen in Titulatur, Herrschaftsbefugnissen und plastischen Darstellungen sind offensichtlich, problematischer dagegen die Münzporträts aus den 15 Prägestätten: Sie lieferten zwar gleichförmig erscheinende Bilder, doch waren diese keineswegs einheitlich, weil die Bildnisse derselben Kaiser nicht gleich ausfielen. Leider ist die fotografische Dokumentation zu schmal, und es wurde noch keine umfassende Untersuchung erstellt. Die wenigen Skulpturendokumente sind aussagekräftig

ger, und daher hebt Kolb das Tetrarchenrelief auf dem Galerius-Bogen in Thessaloniki für die innere Hierarchisierung hervor. Andererseits sieht er in den Tetrarchengruppen in Venedig eine nur graduelle Unterscheidung bei größtmöglicher Angleichung, also *similitudo* trotz fein kalkulierter Differenzierung (dazu erschien nach Kolbs Buch der posthume Aufsatz von H. P. LAUBSCHER, Beobachtungen zu tetrarchischen Kaiserbildnissen aus Porphyry. Jahrb. DAI 114, 1999, 207–252). Die Abdankung war im System der zwanzigjährigen Herrschaftsausübung sicherlich verankert, weil die Zukunftsperspektiven der Nachfolger und die Dauerhaftigkeit der Herrschaftsidee nur so gesichert werden konnten. Auch die Berücksichtigung der zurückgetretenen Kaiser als *seniores Augusti* im neuen Herrscherkollegium, wie es die Osttorpfeiler von *Romuliana* beweisen, wird zurecht unterstrichen. Das Ausscheiden aus der aktiven Verantwortung bedeutete eben nicht den Rückzug ins Privatleben, wie es literarische Quellen weismachen wollen, wofür Kolb den Konsulat Diokletians von 308 als Nachweis anführt.

Was aber bedeutete die offizielle kaiserliche Familie (S. 35–37)? Ausgehend von der Berufung der *Caesares* im Frühjahr 293 als Fortsetzung des mit Diokletian und Maximian herbeigeführten Goldenen Zeitalters unterstreicht Kolb die Ansicht, Constantius und Galerius seien beide am 1. März kooptiert worden und hätten so die gemäß Diokletians politischer Ideologie grundlegende Teilhabe an der göttlichen Natur der Kaiser empfangen. Überzeugend erläutert er die Neuauffassung von der Würde der zum Herrschen berufenen Männer, die weit über frühere Vorstellungen hinausging (S. 36). Allerdings ist in Abrede zu stellen, die Kaiser hätten sich selbst in offiziellen Verlautbarungen als *aeterni* bezeichnet, denn es gibt keine einzige Inschrift oder ein sonstiges aus der kaiserlichen Kanzlei stammendes Dokument, in dem *Augusti* und *Caesares* Tugendattribute oder darüber hinausgehende Bezeichnungen tragen – sie benutzen stets die traditionelle, freilich mit vielen iterierten Siegerbeinamen aufgefüllte Titulatur (siehe dazu W. KUHOFF, Diokletian und die Epoche der Tetrarchie. Das römische Reich zwischen Krisenbewältigung und Neuaufbau [284–313 n. Chr.]² [Frankfurt am Main u. a. 2007] 634–643). Überdies ist die als Nachweis für das Adjektiv *sacer* angeführte Inschrift CIL VI 1704 keine kaiserliche, sondern eine Ehrung für den ritterlichen Staatsbeamten C. Caelius Saturninus Dogmatius, die erst nach 324 für seine Statuenbasis formuliert wurde: Das zweimal vorkommende *consilium sacrum* war das ständige kaiserliche Beratungsgremium, wie auch die Stadtpräfekten als *vice sacra iudicans* firmierten. Dagegen ist Kolbs Auffassung, Diokletian habe durch die Schaffung der göttlichen Kaiserfamilie mit den Zweigen der *Iovii* und *Herculii* aus der herkömmlichen *domus divina* einen direkt von *Iuppiter* abstammenden, höherwertigen Kern ausgliedern wollen, um Usurpationen und Machtkämpfe unter realen Verwandten unmöglich zu machen, folgerichtig (S. 37).

Der umfangreiche nächste Abschnitt wendet sich dem kaiserlichen Zeremoniell zu (S. 38–46). Aufgegriffen werden die Entwicklung des Hofzeremoniells, die Einführung des Titels *dominus noster* und der Proskynese = *adoratio* als Verehrung der Kaiser seitens der Untertanen. Im Fall der Anrede wird zurecht keine Entscheidung für Diokletian als Initiator getroffen, doch kann man sogar auf ein authentisches Zeugnis, die Einleitung des Höchstpreisediktes, hinweisen (S. 39). Die *adoratio* schon zum Kaisertreffen vom Februar 291 in Mailand zu postulieren, ist diskutabel, weil der Text des einschlägigen Panegyricus sie nicht erwähnt. Allerdings ist eine Systematisierung zur Überhöhung des Kaisertums und seiner Inhaber durch Diokletian mehr als wahrscheinlich. Ihrer Bedeutung nicht entsprechend ist dagegen die Behandlung der tetrarchischen Herrscherresidenzen an dieser Stelle eingeordnet (S. 42–44). Zwar wird die Verwendung von *litterae aureae* als Indiz für die Benutzung der Villa von *Corduba* durch Maximianus gewertet, doch die übrigen Residenzbauten sollten genauer angesprochen werden. Zweifellos sind die Altersruhesitze in Split und Gamzigrad besonders gute Beispiele, die Residenz von Thessaloniki ist aber gleichfalls von Belang; außerdem gilt es für *Romuliana* den Festungscharakter herauszustreichen. Derartige Anlagen mit Städten und Landvillen (S. 43 f.) zu vergleichen, ist unglücklich, denn Residenzen waren Orte der Herrschaftsausübung und Villen anders strukturiert als *palatia*, welche durch die ständige Anwesenheit der Kaiser bestimmt wurden (übrigens weilte Maximian nach seiner Abdankung in einer Villa in Süditalien, nicht aber in der Maxentius-Villa an der *Via Appia*). Unpassend erscheint der Vergleich mit Herrscherpalästen späterer Epochen, aber als *palatia* bezeichnete Bauwerke konnten gemäß ihrer Größe und Lage auch Amtsgebäude von Statthaltern, sogar Sitze von Landadeligen sein, auch wenn dies deplaziert war (siehe dazu G. KOCH, Paläste und Villen der Spätantike, in: N. CAMBI (Hrsg.), Akten der Tagung »Dioklecijan, tetrarhija i dioklecijanova palaca o 1700. obljetnici postojanja«, Split September 2005 [im Druck]). Noch nicht zur Gänze geklärt ist tatsächlich die Zuordnung der Mausoleen zu den Kaiserpalästen, aber jeder Fall ist einzeln zu betrachten: Wegen der klaren Beziehung seiner inneren Struktur zum Augustus-Mausoleum kann jedenfalls der Rundbau in der Maxentius-Villa nur ein Grabbau sein (S. 44 f.). Zur Darstellung der Kaiser in der Öffentlichkeit könnte noch der *equus Domitiani* als frühe Reiterstatue hinzugefügt werden (S. 45).

Zum Abschnitt über die Kaiserbildnisse (S. 46–49), welcher deren Rolle als »Stellvertreter« der Herrscher mit entindividualisiertem Aussehen bei außerordentlicher Verwendung des Porphyrs unterstreicht, ist nur zu fragen, ob die wenigen erhaltenen Stücke wirklich für einen Ersatz steinerne durch solche aus vergänglichen Materialien sprechen oder ob nicht der Zufall der Überlieferung verantwortlich ist, zumal eine Wiederverwendung einzukalkulieren ist (ein Beispiel aus späteren Jahren ist das aus einem Licinius-Kopf um-

gearbeitete, unvollendet gebliebene Crispus-Porträt in Berlin: L. WAMSER (Hrsg.), Die Welt von Byzanz. Europas östliches Erbe. Ausstellungskat. München 2004 [München 2004] 37).

Mit kaiserlicher Tracht und Insignien (S. 49–54) ist ein Bereich angesprochen, dessen Einschätzung zwischen antiken Angaben und moderner Interpretation auseinanderklafft. So weist Kolb mit Recht auf die juwelenbesetzten Schuhe und Schwerter der Tetrarchen von Venedig hin, aber seine Ansicht, die Kappen der Kaiser hätten im vorderen Einsatzloch einen Kranz getragen (S. 50), geht fehl, denn der wahrscheinliche Galerius-Kopf von Gamzigrad trägt keine Kappe, sondern einen mit Göttermedaillons geschmückten Kranz im Haar. Daher wird im Einsatzloch der venezianischen Kopfbedeckung ein Juwel gesteckt haben. Von »einigen Porträtbüsten« Diokletians mit Eichenlaubkranz zu sprechen, ist übertrieben, denn es sind keine Porträts gesichert, schon gar nicht der Kopf in Istanbul mit für Diokletian untypischer Haar- und Bartgestaltung unter dem ausladenden Eichenblattkranz. Zuzustimmen ist dagegen der Auffassung, Diokletian und seine Kollegen hätten in Kleidung und Attributen Tendenzen früherer Zeit vervollständigt, gesteigert und systematisiert, ohne grundlegende Neuerungen einzuführen: Ihr Repräsentativkostüm wurde die Triumphaltracht mit goldenem Kranz und Szepter, während der Globus als Zeichen der Weltherrschaft allen Mitgliedern des Herrscherkollegiums zukam, aber auf bildliche Darstellungen beschränkt blieb.

Mit dem tetrarchischen Herrscherideal wird die diokletianische Epoche abgeschlossen (S. 54–58). Hier stehen die Panegyrici im Mittelpunkt, deren Aussagen über die Kaiser und ihre staatsfördernden Eigenschaften als Ausdruck eines Herrscherideals gewertet werden, das die Kaiser propagierten und das in der *concordia Augustorum et Caesarum* gipfelte. Der Hinweis auf einige in den Lobreden fehlende zivile Tugenden verdient Aufmerksamkeit, da er den militärisch geprägten Charakter der tetrarchischen Herrschaft unterstreicht. Eine Korrektur zur Nichterwähnung leiblicher Familienangehöriger ist freilich angebracht, denn Maxentius als Sohn Maximians wird in der Rede auf diesen doch im Hintergrund angesprochen (2,14,1–3.). Eine zusätzliche Aussage wünschte sich der Rezensent am Ende, wo die als vergeblich erwiesene Hoffnung auf die »göttliche Sendung der Tetrarchen« zur Sprache kommt: Solange Diokletian die Leitung des Herrscherkollegiums ausübte, funktionierte das tetrarchische System reibungslos. Was die Zukunft gebracht hätte, bleibt natürlich Spekulation.

Am Anfang des Konstantin gewidmeten Teils, der von 2005 bis 2007 durch drei Jubiläumsausstellungen gefeiert wird, steht der richtige Satz, er sei ein Usurpator gewesen. Schon der erste Abschnitt betont die grundlegende Änderung in der Herrschaft, »die Rückkehr zum blutsdynastischen Prinzip« (S. 59–61). In die Schilderung der zugehörigen Etappen hat sich ein Fehler eingeschlichen, denn Konstantin benutzte nie selbst den

ihm 309 von Galerius angebotenen Titel *filii Augusti*, wie es die Münzprägung eindeutig erweist – er wurde ausschließlich von seinen Gegnern angewandt. Außerdem darf die Einmaligkeit der Situation am 25. Juli 306 nicht übersehen werden: Der plötzliche Tod des ersten *Augustus* führte zwangsläufig zu Komplikationen, denn eine solche Situation war nicht vorgesehen. Konstantin konnte als in *Eburacum* anwesender Kaisersohn die Initiative ergreifen und war damit den »Kollegen« einen Schritt voraus, vor allem Galerius in seiner neuen Rolle als *primus Augustus* – dennoch blieb es nach tetrarchischen Vorstellungen eine Usurpation. Daran änderten die späteren Handlungen Maximians, der Konstantin sogar zum *Augustus* beförderte, nichts; sie waren allein vom Elan des *senior Augustus* bestimmt, wieder aktiv in die Politik einzugreifen. Diokletian dagegen beschäftigte sich nur widerwillig in *Carnuntum* mit den drängenden Herrschaftsfragen, war aber durch seinen Jahreskonsulat elf Monate vor der Konferenz als Schlichter angekündigt worden. Hier ist also Diskussionsbedarf vorhanden.

Unstrittig ist der Verlust an *concordia* und genealogisch unabhängiger *similitudo* der verbliebenen Kaiser zwischen 312 und 324 (S. 61–63). Zurecht werden die Variationen in der Münzprägung angeführt, die in fast allen *monetae* unterschiedliche Kaiserbilder zur Folge hatten. Bildnisangleichung betraf nurmehr die Mitglieder der erfolgreichen Dynastie mit Konstantin als *maximus Augustus* und Vater seiner Söhne als *Caesares*, wie es die Statuen auf der Balustrade der Piazza Campidoglio in Rom nachweisen, bei denen *Constantinus Augustus* und *Constantinus Caesar* nur durch die Inschriften auf den Plinthen identifizierbar sind (der Hinweis auf diese Statuen ist allzu kryptisch). Hinsichtlich der von Konstantin intendierten Nachfolgeordnung spricht sich Kolb für drei *Augusti* und einen *Caesar* aus, nicht für zwei Kaiser und zwei Thronfolger (wie es H. BRANDT, Konstantin der Große [München 2006] 130–135, in Nachfolge früherer Autoren bevorzugt).

Der folgende Abschnitt »Die sakrale Legitimation Constantins« (S. 63–72) erörtert dessen Hinwendung zum Christentum. Klar ist die Nichtberücksichtigung des *Hercules* als Schutzgott, aber auch die offizielle Bevorzugung des Sonnengottes, sei es als *Apollo* oder als *Sol*. Dann folgt die Nennung der namenlosen *divinitas*, der *mens divina*, die offensichtlich eine allumfassende Reichsreligion ohne Bevorzugung einer einzigen Richtung ausdrücken sollte. Mit seiner Deutung der berühmten Formulierung *instinctu divinitatis* in der Inschrift des Konstantinsbogens als »auf Antrieb seiner (eigenen) Göttlichkeit«, was die traditionelle Frage nach der gemeinten Gottheit auf einen Schlag erledigen würde, steht Kolb freilich recht allein (S. 65f.). Zur Hinwendung Constantins zum Christentum vertritt er eine moderate Haltung, die, mit dem Panegyricus des Nazarius von 321 als *terminus ante quem*, das Verständnis des Kaisertums in den Aussagen der Tricennialienrede des Eusebios ausgedrückt findet, in der Konstantin die göttliche Monarchie auf Erden vertritt, wobei seine Person

mit derjenigen des Sonnengottes verschmilzt: Hierin eine Nachfolge der tetrarchischen Ideologie mit veränderter Basis zu sehen, ist also logisch (S. 67–69). Höhepunkt einer derartigen Apotheose war die Beisetzung des in den Himmel aufgefahrenen *divus Constantinus* in christusgleicher Stellung als Mittelpunkt der zwölf Kenotaphe der Apostel im Mausoleum der Apostelkirche von Konstantinopel (S. 69f.). Zurecht weist Kolb auf das nach 330 errichtete *templum gentis Flaviae* im umbrischen *Hispellum* hin, das in traditioneller Weise, wenn auch ohne Kulthandlungen, früheren Kaiserkulttempeln gleichkam. Problematischer ist dagegen die Benutzung angeblicher Selbstäußerungen Constantins aus der hagiographischen Vita Constantini des Eusebios – authentisch überlieferte Gesetze im Codex Theodosianus unterliegen jedenfalls keinem Zweifel. Auffälligerweise fehlt dasjenige Amt, auf das sich der Kaiser stützen konnte, wenn er in die Belange der neu anerkannten christlichen Religion eingriff, als deren Aufseher er sich verstand, nämlich die in der Kaisertitulatur verankerte Funktion des *pontifex maximus*, die ansonsten später nicht von den Päpsten als Haupttitel übernommen worden wäre (S. 70–72).

Ausführlich kommen unter dem Titel »Vom Diadem zum Kreuzsymbol« die Neuerungen Constantins in Titulatur und Insignien zur Sprache (S. 72–80), wobei der Ausgang von tetrarchischen Maßnahmen unterstrichen wird. Beim Ersatz des herkömmlichen Epithetons *invictus* durch *victor* seit 324 kann noch ein Gesichtspunkt hinzugefügt werden: Während der erste Titel eine Konnotation passiven »Erleidens« beinhaltet, drückte der neue eine aktive Rolle des Kaisers als siegreich tätiger Heerführer aus. Die Anlehnung an den Sonnengott wurde mit der Einführung des Nimbus versinnbildlicht, während die Anknüpfung an Selbstdarstellung und Aussehen des Augustus als Beschwörung einer glücklichen Vergangenheit für die eigene Zeit zu verstehen ist; allerdings fragt man sich, ob Benutzer von Münzen eine verklausulierte Rückbeziehung auf augusteische Vorbilder überhaupt erkennen konnten (S. 74). Unklar erscheint sogar die Entstehungsgeschichte eines Prunkstückes kaiserlicher Selbstdarstellung, des Sardonxcameos mit der Familie Constantins auf dem Trierer Ada-Codex – ist es ein für Constantins Zwecke umgearbeitetes Erzeugnis iulisch-claudischer Zeit oder ein originäres Produkt der Jahre vor 326 (G. SENA CHIESA, *Le arti suntuarie*. In: A. DONATI/G. GENTILI [Hrsg.], *Costantino il Grande. La civiltà antica al bivio tra Occidente e Oriente* [Cinisello Balsamo/Mailand 2005] 188–201, hier 197, geht von einer Wiederverwendung aus)? Zwiespältig eingeschätzt werden auch die Trierer Deckenfresken. Letztthin schien sich die archäologische Forschung darauf verständigt zu haben, in ihnen keine Präsentation kaiserlicher Familienmitglieder zu erkennen – Kolb sieht es genau anders (S. 74). Zurecht betont er andererseits das seltene Vorkommen christlicher Symbole wie des Christogramms in der öffentlichen Selbstdarstellung Constantins und seiner Nachfolger, wobei er zwischen bildlicher Repräsentation und tat-

sächlich Verwendung unterscheidet. Die von Eusebios postulierte Kaiserstatue in Rom mit einem Kreuzzeichen in der rechten Hand kann freilich nicht verifiziert werden, zumal die früher mitberücksichtigte zweite Hand unter den Fragmenten im Konservatorenpalast nicht zugehörig ist; Kolb geht darauf im einschlägigen Abschnitt des Materialien-Teils ein (S. 206–208). Als dauerhaftes Distinktiv der Kaiser wird der edelsteingeschmückte Prunkhelm mit seinen verschiedenen Erscheinungsformen angesprochen und aus der tetrarchischen Epoche hergeleitet (S. 75 f.); das als besonderes Herrschaftszeichen Konstantins bekannte Diadem mit seinem Ursprung bei Alexander dem Großen kann Kolb allerdings in der Tracht Diokletians und seiner Kollegen nicht feststellen. Die Annahme dieses Kopfschmucks erfolgte zu den Vicennalien als Zeichen des Sieges über den letzten Kontrahenten um die Alleinherrschaft, wobei sich Konstantin anstatt des einfachen das mit Perlen und Juwelen ausgestattete Diadem gegenüber den *Caesares* vorbehielt (76–79). Schließlich werden die *mappa* als schon von den *seniores Augusti* Diokletian und Maximian benutztes Zeichen zur Spieeleröffnung und der kaiserliche Thron erörtert (79 f.), doch widersprechen Kolbs Ansicht, Konstantin habe erstmals den Thronessel verwendet, die Bruchstücke der porphyrynen Sitzstatue eines Kaisers vor dem Mausoleum von Sarkamen (E. MAYER, Rom ist dort, wo der Kaiser ist. Untersuchungen zu den Staatsdenkmälern des dezentralisierten Reiches von Diocletian bis zu Theodosius II. [Mainz 2002] 88–91).

Die Rolle der neuen Residenzstadt *Constantinopolis* und die auch anderswo zum Ausdruck kommende herrscherliche Selbstdarstellung behandelt der nächste Abschnitt (S. 80–86). Hier wird die umfängliche Eigeninszenierung des Gründerkaisers mit Hippodrom, Forum, Säule und Kirchen unterstrichen, mit dem Zentrum in der als Begräbnisstätte dienenden Apostelkirche. Bekanntlich spielt die Gründung von Kirchen durch Konstantin auch in Rom eine wichtige Rolle (zusammenfassend P. LIVERANI, *L'edilizia costantiniana a Roma: il Laterano, il Vaticano, Santa Croce in Gerusalemme*. In: *Costantino il Grande*. Ausstellungskat. Rimini 2005 [Mailand 2005] 74–81). Gotteshäuser im Basilika-Typ als Bestandteil der Residenzen in Nachfolge des augusteischen Vorbilds auf dem Palatin und die Apostelkirche in Nachfolge der Mausoleen von Augustus und Hadrian sowie der Trajanssäule in Rom: Kolb rückt damit historische Vorbilder ins rechte Licht. Seine Betonung der überirdischen Aura des Alleinherrschers im Sinne der eusebianischen Schilderung in der Dreißigjahresrede als Ausdruck unbegrenzter Selbstinszenierung Konstantins, verbunden mit der *adoratio*, geht damit Hand in Hand (S. 82–84). Problematisch ist dagegen in der Erörterung der Porträts die Identifizierung eines Wiener Kolossalkopfes aus Ephesos als Licinius, weil auch Maximinus Daia in Frage käme, von der Nichtzerstörung ganz abgesehen. Unbestritten bleibt die Anlehnung der Konstantinsporträts an den Musterkaiser Augustus auch nach Einführung des Dia-

dem, wobei später der himmelwärts gerichtete Blick hinzugefügt wurde. Die Kolossalstatue in Rom mit ihrer heroischen Nacktheit repräsentiert ein mittleres Stadium, womit sich Konstantins übernatürliche Größe in den Reliefs seines Triumphbogens in Rom gut zusammenfügt (S. 85 f.).

Was Konstantin musterhaft als christlichen Kaiser auszeichnete, führt Kolb im letzten Abschnitt des ihm gewidmeten Teils vor (S. 86–89). Die angebliche Zurückhaltung im sexuellen Bereich erscheint als speziell christliche Eigenschaft, was durch die enge Verbindung von Kaiser und Christengott nach Eusebios überhöht wird. Man hat freilich am Ende den Eindruck, es gäbe keine Tugend, die Konstantin nicht besessen habe – hier sollte man Eusebios deutlich von der eigenen Selbstdarstellung des Kaisers trennen, was auch für die angeblichen, allein beim christlichen Autor überlieferten ›Selbstzeugnisse‹ Konstantins gilt, die den Eindruck vermitteln, hier habe ein Apologet wie später die *Historia Augusta* das Handeln eines Kaisers so zurechtgebogen, wie er es selbst weidlich nutzen konnte.

Der dritte Hauptabschnitt des ersten Teils widmet sich der Zeit von den Konstantinssöhnen bis zur theodosianischen Dynastie (S. 91–138). Hier spielt der Begriff *tyrannus* eine besondere, aus der *Historia Augusta* abgeleitete Rolle: Es geht um die nach Konstantins Tod trotz aller Bemühung um die Sakralisierung des Kaisertums um sich greifenden Usurpationen, und allgemein um die Modalitäten bei der Bestimmung eines neuen *Augustus* oder *Caesar* (S. 91–102). Dabei tritt der Zeuge Ammianus Marcellinus mit seiner intimen Kenntnis in den Vordergrund. Seine Folgerungen faßt Kolb informativ in zwei Aufstellungen zusammen, die für neue Kaiser und Mitregenten gelten, aber auch die konstitutive Rolle des Heeres als Ersatz für eine Volksversammlung beinhalten (S. 98 f.). Was unter den Beispielen aber fehlt, ist die ungewöhnliche Situation im Jahre 337 nach Konstantins Tod am 22. Mai, die mit der Ermordung seiner nicht direkten Verwandten und der Ausrufung der drei Söhne als *Augusti* am 9. September ihr blutiges Ende fand: Ohne das bekannte *Dictum Ammians* von den Kinderkaisern zu zitieren, unterstreicht Kolb anschließend die für das Verständnis von Kaisertum und Herrschaft bedeutsame Veränderung seit 395, als häufig Knaben die nominelle Regierung führten und die wahren Machthaber Heermeister oder Prätoriumspräfekten waren. Die auf den Osten beschränkten neuen Modalitäten schlossen Senat, Volk und Patriarchen neben dem Heere ein, wodurch ein von der Kirche mitbestimmtes Verfahren zustande kam, das die Zukunft bestimmte und im Westen mit Karl dem Großen maßgeblich wurde. Hier waren dagegen bis 476/480 Usurpationen an der Tagesordnung, was Kolb übergeht: Wahrscheinlich hätte das tetrarchische Modell bessere Ergebnisse liefern können.

Kaiserkollegien, der Monarchie in mehrköpfiger Form, wendet sich der Autor danach zu (S. 102–109). Beim Bezug auf die Situation nach November 308 fehlt der Hinweis auf den stets unterbewerteten Maximinus

Daia, dessen *dies imperii* am 1. Mai 305 gegenüber Konstantin und Licinius unbestritten der früheste war – deswegen mußte Konstantin nach dem 28. Oktober 312 den Kunstgriff anwenden, sich vom Senat mit dem Epitheton *maximus* an die Spitze des Kaiserkollegiums versetzen zu lassen (S. 103). Die Hierarchie innerhalb der einige Jahrzehnte lang nur noch aus *Augusti* bestehenden Kollegien diskutiert Kolb mit sichtlicher Süffisanz für Theodosius I., bei dem sich jahrelang Lebensalter und Anciennität widersprachen, bis sich durch passende Todesfälle eine Übereinstimmung einstellte (S. 103 f.). Für Constantius II. und Iulian sowie Valentinian und Valens finden sich allerdings Fehler, denn Marcus Aurelius hatte seinen Sohn Commodus doch zuerst zum *Caesar* erhoben und Iulian war nicht »der letzte römische Herrscher, der den Caesartitel trug« – Valentinian III. erhielt 425 zuerst diesen Rang, Petronius Maximus proklamierte 455 seinen Sohn Palladius zum *Caesar*; Leo II. war 473/4 erst so betitelt und wurde dann *Augustus*; im oströmischen Reich gab es danach noch weitere *Caesares*, bis der Titel schließlich seinen Rang verlor (S. 105). Als visuelles Kriterium für Rangabstufungen weist Kolb dem Diadem eine entscheidende Rolle zu und versteht es anschaulich, die unterschiedlichen Rangverhältnisse anhand des *dies imperii* in Inschriften oder bedeutungsgerecht mit unterschiedlichen Größenverhältnissen in bildlichen Szenen miteinander zu verbinden (S. 105–109).

Im folgenden Abschnitt bricht Kolb eine Lanze für die Differenzierung des Kaiserporträts in der fortschreitenden Spätantike (S. 110–125): Entindividualisierung ja, aber keine stupide Vervielfältigung. Die Staatsreliefs sieht er von der ideologisch-repräsentativen Aussage bestimmt, den diademumwundenen Helm versteht er als zeremonielles Distinktiv der *Augusti*, ergänzt um angebliche Nägel vom Kreuze Christi und um das Christogramm. Das Szepter mit Globus und Kreuz wird als reale Insignie verstanden, nicht jedoch der Globus selbst trotz einschlägiger Darstellungen. Es folgt die Zusammenstellung aller zugehörigen Elemente für zivile und militärische Dienstkleidung, aber auch für das seltene Konsularkostüm (S. 116 f.). Die anschließende Beschreibung der *adoratio purpurae* unterstreicht symbolisch die Wertigkeit der zu ihr zugelassenen Personen, die graduellen Veränderungen je nach aktuellen Erfordernissen unterlag; der Herrscher wurde dabei als natürliche Inkarnation des Göttlichen präsentiert. Wichtig ist die Betonung der immer mehr sich im Bleiben in der Hauptstadt äußernden Präsenz des Kaisers, welcher der persönlichen Teilnahme an Feldzügen entsagte: Der Verzicht des Vetranio Ende 350 war freilich eine vorher abgesprochene Zeremonie zur Überhöhung des Constantius (S. 122 f.). Die dennoch wichtige Begegnung des Herrschers mit dem Volk im Hippodrom wurde zum allumfassenden Dialog (S. 124 f.).

Wie sich zeitgenössische Autoren äußerten, verfolgt der nächste Abschnitt in der Entwicklung vom Neuplatonismus zum Christentum (S. 125–138). Es geht dabei um die veränderte Rolle des Kaisers vom Schlach-

tenlenker zum stabilen Regenten eines Friedensreiches mitsamt den romanisierten Fremdvölkern. Die traditionelle, aber christlich untermauerte Ansicht des Synesios von Kyrene drückt freilich eine markante Beharrung auf traditionellen Vorstellungen vom siegreichen Kaiser aus, während Themistios in seinen Reden die philosophische Grundlage der Herrschermacht betont. Im breiten Kaleidoskop der literarischen Meinungen verwundert die Zwiespältigkeit in einem fundamentalen Wandlungen unterworfenen Staate jedenfalls nicht. Die Darstellung Konstantins des Großen auf Konsekrationen als himmelfahrender, von der Hand Gottes empfangener Herrscher verkündet die christliche Form der traditionellen Divinisation, die freilich danach ihren alten Sinn verliert. Zu Recht wird der Unterschied zwischen inoffizieller und offizieller Kaisertitulatur betont, in deren letzterer die Aufnahme christlicher Epitheta mit deutlicher Verzögerung erfolgte. Als Kernsatz zur neudefinierten Rolle der christlichen Kaiser kann die Aussage gelten, »die sakrale Aura der kaiserlichen Majestät« sei »systematisch« demontiert worden, vor allem von Ambrosius – der symbolische Bußakt des Theodosius in Mailand 390 ist dafür der schlagende Beweis: Kolb führt richtig dessen unerhörte Tragweite vor Augen, welche die Entrücktheit des Herrschers vor den Untertanen ins Gegenteil verkehrte (S. 134–136). Hier von mußte sich das Kaisertum erst erholen, schaffte es aber trotz Justinian nicht generell, was die Problematik des Verhältnisses von *regnum* und *sacerdotium* im hohen Mittelalter vorausgriff.

Nach der Zusammenfassung beginnt der ausführliche Materialien-Teil, der ausgewählte Quellenzeugnisse erläutert. Daher braucht nicht auf alle Abschnitte eingegangen zu werden. Die statuarischen Darstellungen der tetrarchischen Kaiser stellen einen Blickpunkt dar, also die beiden Gruppen in Venedig, geraubt aus Konstantinopel und stammend aus *Nicomedia*, und im Vatikan (S. 146–153). Für die originale Aufstellung der ersten erscheint eine den Standartentondi von *Romuliana* gleichende jedoch kaum denkbar, da es sich um halbplastische Ganzfiguren und nicht um Reliefbüsten handelt; und wie hoch sie sich befanden, darf ebenfalls diskutiert werden (S. 145). Wegen einer im linken Kaiser der südlichen Gruppe angeblich ausgedrückten, von Lactantius beschriebenen Wildheit des Gesichtsausdrucks Galerius zu erkennen und daher nicht die Herrscher der ersten, sondern der zweiten Tetrarchie dargestellt zu sehen, ist allerdings eine Überstrapazierung des generell Galerius gegenüber feindlich eingestellten Autors – ob die sich rasch abwechselnden späteren Herrscherkollegien überhaupt die Gelegenheit besaßen, sich in porphyryner Gruppeneintracht darzustellen, kann ohnehin bezweifelt werden. Richtig aber ist die Auffassung, jeweils ein *Augustus* und der zugehörige *Caesar*, durch die Bartangabe ausgedrückt, seien zusammengefügt (S. 148–150). Die Hervorhebung der pannonischen Kappe als militärische Führungskraft ausdrückende Kopfbedeckung ist einleuchtend; mißverständlich jedoch ist die Angabe, sie sei auch in einem

»Tetrarchenrelief im Palast von Spalato« belegt, denn es geht um den wahrscheinlichen Diokletian-Tondo im oberen Fries des Kaisermausoleums (S. 150f.). Bei den vatikanischen, in mehr als den genannten 3 m Höhe angebrachten Zweiergruppen deutet aber der »ernste« Gesichtsausdruck zweier Kaiser das höhere, der »lächelnde« der anderen deren jüngerer Alter an – also können nur die *Augusti* gemeinsam in der ersten, die *Caesares* in der zweiten angesprochen sein. Die Aufstellung der beiden Säulen in der großen Aula des *palatium* ist eine gut denkbare Möglichkeit (S. 151–153).

Weitere Dokumente der tetrarchischen Epoche, vornehmlich Münzen und Inschriften, dienen der Illustration der für das Kaiserkollegium verkündeten *concordia Augustorum et Caesarum*, mit Betonung der *vota suscepta* des Jahres 297 zum Zehn- und Zwanzigjahresjubiläum der *Caesares* bzw. *Augusti* (S. 153–157): Die Normalbevölkerung hatte allerdings von der Abdankungsabsicht der *Augusti* keine Kenntnis, wie es die in Macomades gefeierten *vota* für ein Dreißigjahresfest nachweisen. Der zurecht zwischen 298 und 305 datierte, von der Kommune dem Galerius dedizierte Triumphbogen von *Thessalonica* und die beiden Osttorpfeiler von *Romuliana* werden als hauptsächliche Staatsreliefs angeführt (S. 158–167); die Anfertigung von 64 (!) Szenen für den vollständigen Bogen benötigte jedenfalls eine erkleckliche Zeit (die Skepsis zur Identifikation der Palastanlage ist nicht gerechtfertigt). Die komplizierte Mixtur von Hierarchisierung und Gleichbehandlung der sechs Herrscher auf den Torpfeilern zu erläutern, gelingt Kolb überzeugend, doch ob der fragmentarische dritte Pfeiler die *seniores Augusti* in der Mitte abgebildet habe, bleibt offen, weil man sich fragt, warum es nur drei, nicht aber vier Pfeiler gegeben habe (S. 165–167). Nach der mit Passagen aus Panegyrici und dem vielzitierten Meilenstein von *Dyrrhachium* belegten Ideologie der gleichrangigen Kaiser mit unterschiedlichen Schutzgöttern (S. 167–171) erfolgt die Erörterung des Kaiserornates und Hofzeremoniells, gipfelnd in der ausführlichen Behandlung des Kaiserkollegiums im Truppenlager von Luxor (S. 171–186). Ungeachtet literarischer Zitate zum persisch geprägten Zeremoniell ist die primäre Überlieferung die ausschlaggebende, welche in obgleich rudimentärer Form in Luxor vorliegt. Die minutiöse Beschreibung mündet in eine Aporie, denn wegen des fragmentarischen Charakters bleiben Folgerungen gewagt: In der zentralen Apsis *seniores Augusti* mit aktiven *Augusti*, ohne die *Caesares*, diese aber allein in den Seitenbildern zu erkennen, erscheint als Widerspruch zur Zusammenfügung aller sechs Mitglieder des Kaiserkollegiums nach dem 1. Mai 305 in anderen Dokumenten.

Zu des Galerius Altersruhesitz *Romuliana* betont Kolb den Befestigungscharakter und die rasche Abfolge der beiden Mauerzüge, wobei der Hinweis auf die enormen Maße der äußeren Mauer und Türme hinzugefügt werden kann (S. 186–191). Die kurze Beschreibung der nördlichen Gebäudekomplexe im Inneren mitsamt ihrer Ausrichtung könnte präziser sein, doch die klare

Schlußfolgerung ist gegen Zweifel nachdrücklich zu unterstreichen: Es handelt sich um eine kaiserliche Residenz (S. 190f.). Eine Reihe von Abschnitten über Münzen und Porträts schließt sich an, beginnend mit des Constantius Goldmedaillon zur Rückeroberung Britanniens (S. 191–193), fortgesetzt mit dem porphyrenen, wahrscheinlichen Galerius-Porträt aus *Romuliana*, dessen kleine Büsten im Goldkranz als Tetrarchen, nicht wie üblich als deren Schutzgötter gedeutet werden: Weil Kolb sich eine Figuration der Zweiten Tetrarchie vorstellt, erscheint diese Auffassung angreifbar, da so erneut zwei Mitglieder fehlten – man sollte deshalb besser bei den Schutzgottheiten Iuppiter, Hercules, Sol und Mars bleiben (S. 192–196).

Die zur Zeit besonders aktuelle Epoche Konstantins des Großen ist mit einigen Münzen und Skulpturen dokumentiert (S. 196–208). Mit einem weniger bekannten Solidus-Typ und zwei geläufigen Stellen aus dem Panegyricus von 310 illustriert Kolb das Nahverhältnis des Kaisers zum Sonnengott *Sol-Apollo* als *comes*, als dessen Inkarnation er sich feiern ließ. Anschließend werden Nachahmung Alexanders und Entwicklung der Diademform anhand einschlägiger Münzen verfolgt und der kolossale Kaiserkopf aus Ephesos als vermutlicher Licinius aufgegriffen (ein »Pendant« ist jetzt der Kolossal Kopf aus dem Theater von *Teanum Sidicinum*, der wahrscheinlich Maximianus darstellt: DONATI/GENTILI a. a. O. 206f.). Zur monumentalen Sitzstatue Konstantins in der Maxentiusbasilika ist nun auf den Beitrag von C. PARISI PRESCICCE, Konstantin als Iuppiter. Die Kolossalstatue des Kaisers aus der Basilika an der Via Sacra. In: A. DEMANDT/J. ENGEMANN (Hrsg.), Konstantin der Große. Ausstellungskat. Trier 2007 (Mainz 2007) 117–131, hinzuweisen, in dem die zweite Hand als nicht zugehörig bezeichnet wird, so daß eine Umarbeitung hinfällig würde und die Statue definitiv als Spätwerk erschiene. Die folgenden Beiträge beschäftigen sich mit der nachkonstantinischen Zeit und ziehen vermehrt literarische Zeugnisse heran (S. 208–243). Iulians *Augustus*-Proklamation ist der erste Punkt (S. 208–214), in dem Kolb überzeugend den tumultuösen Ablauf betont, der gemäß Ammianus Marcellinus nie eine reguläre Kaisererhebung ergeben konnte – die Umstände, vor allem das fehlende Diadem, zeigen immerhin keine von langer Hand vorbereitete Selbsterhebung Iulians an (hierzu K. BRINGMANN, Kaiser Julian [Darmstadt 2004] 67–75, und K. ROSEN, Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser [Stuttgart 2006] 178–192).

Mit der Kaiserproklamation beschäftigen sich auch die zwei folgenden Abschnitte, deren erster mit Recht die Wahl Valentinians I. in zwei Schritten vollzogen sieht, in der eigentlichen Kür durch die hohen Offiziere und der allgemeinen Zustimmung durch das versammelte Heer (S. 214–218), während der kurze zweite mit einer Münze des Arcadius die neue Beteiligung des Christengottes an der Auswahl des Herrschers durch die einen Siegeskranz verleihende Gotteshand verdeutlicht (218f.). Der delikaten Frage nach der Rangfolge

von gemeinsam regierenden Kaisern gelten drei Abschnitte, über eine Ehrenbogeninschrift in Rom, das Theodosius-Missorium in Madrid und den Theodosius-Obelisk in Konstantinopel (S. 219–242). Die Silberschale, eine östliche Arbeit, die einem hohen Amtsträger zu des Theodosius Dezennalien geschenkt wurde, verbindet den durch die drei gleichzeitig tätigen Kaiser symbolisierten Festtag mit der Ernennung desselben Beamten (vielleicht ist es der 388 berufene Prätorienpräfekt Flavius Eutolmius Tatianus?), und zwar bei inoffizieller Wertigkeit der Herrscher mit Theodosius als gefeiertem in der Mitte. Den hohen dokumentarischen Rang der Obeliskbasis reflektiert Kolb ungewöhnlich lang anhand von Datierung wie Interpretation der Sockelreliefs. Sicherlich war Theodosius bei der Einweihung des Obelisk selbst anwesend, weil das Ereignis zu große Bedeutung besaß und zwei der Reliefs einen präsenten Kaiser darstellen; da vier Herrscher, einschließlich des Honorius, aber niemals in Konstantinopel weilten, besitzen die Reliefs mit ihnen symbolischen Charakter – die Darstellung des Honorius ohne Kaisertuch bildet zusammen mit der Amtstätigkeit des Stadtprefekten Proculus einen Terminus ante quem mit den Jahren 392/393. In der komplizierten Besprechung der sonstigen Deutungen und mannigfaltigen Unterschiede in der Kaiserabbildung stellt Kolb mit Recht die alleinige Beziehung aller vier Herrschergruppen auf Theodosius heraus, wobei die Vierergruppen symbolische und die Dreiergruppen reale Anwesenheit bei den jeweils dargestellten Ereignissen zu versinnbildlichen scheinen.

Die letzten kurzen Abschnitte sind eine Art Epilog. Das Verhältnis gleichzeitiger Kaiser zueinander konnte von realer Eintracht zwischen Valentinian I. und Valens (S. 242 f.) zu tatsächlicher Zwietracht zwischen den drei Konstantinssöhnen (S. 243–249) wechseln. Die Auseinandersetzung um die Identifikation der Kaiser auf drei Festprägungen des Constans wird sicherlich noch andauern – ich halte die postulierte Höherstufung seiner Position durch den jüngsten Bruder für weiterhin diskutabel und sehe im mittleren Kaiser doch Konstantin II.; allerdings kann eine derartige Selbsterhöhung seitens des Constans einen Grund für den Angriff des ältesten Bruders auf diesen geboten haben (was Kolb nicht anspricht). Die Verwendung des Globus als symbolisches Zeichen der erfolgreichen Kaiserherrschaft (S. 249–252) und die zurecht christlich verstundene Himmelfahrt Konstantins auf numismatischen Zeugnissen (S. 253 f.) schließen das Buch ab (hier wie auch schon zuvor, S. 244, wird fälschlich vom Tode des Constans 340 gesprochen). Die abschließende Einschätzung kann nur uneingeschränkt positiv ausfallen: Man hat es mit einem in jeder Hinsicht empfehlenswerten Werk zu tun, das ungeachtet seines begrenzten Umfangs dem Ziel, überblickshaft, aber mit detaillierten Einzeldiskussionen über die Herrschaftsdarstellung im 4. Jh. n. Chr. zu informieren, gerecht zu werden vermag.

BARBARA PFERDEHIRT, *Die Rolle des Militärs für den sozialen Aufstieg in der römischen Kaiserzeit*. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien Band 49. Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Kommission bei Rudolf Habelt, Mainz/Bonn 2002. 269 Seiten, 8 Karten, 2 Beilagen, 6 Abbildungen.

Barbara Pferdehirt hat in den letzten Jahren eine Reihe von Militärdiplomen aus der reichen Sammlung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz vorgelegt und zuletzt den Gesamtbestand dieser Sammlung publiziert (*Römische Militärdiplome und Entlassungsurkunden in der Sammlung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums* [Mainz 2004]). Nun hat sie sich daran gemacht, ihre Sicht der Texte zusammenfassend darzustellen. Dabei ist es ihr Ziel, die rechtlichen Aspekte zu klären, sie mit den zivilrechtlichen Quellen zu kontrastieren sowie die Empfänger und deren Umfeld zu beleuchten, ein wegen der sich rasch ändernden Quellenlage nicht risikoloses Verfahren, das gerade deswegen besondere Anerkennung verdient.

Im ersten Teil (»Die verliehenen Rechtsprivilegien an Soldaten und ihre Voraussetzungen«) analysiert Pferdehirt die Diplomentexte chronologisch und nach Truppengattungen. Dabei wird jeweils ein Text vollständig geboten und es werden die anderen ihr bekannten Parallelen benannt. So gewinnt man eine gute Übersicht über das bis ca. 2001 bekannte Material.

Dabei kommt sie zu folgenden Ergebnissen: Bis zum Jahr 105 erhielten nicht alle Auxiliar- und Flottensoldaten bei ihrer ehrenvollen Entlassung das Bürgerrecht, sondern nur Angehörige einzelner Einheiten. Meist dienten diese Soldaten länger als die Regeldienstzeit von 25 Jahren, wobei sie oft schon vor dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst das römische Bürgerrecht für sich und ihre Kinder sowie das *conubium* erhielten. Da es daneben ganze Einheiten gab, die ob ihrer Tapferkeit mit dem Bürgerrecht und dem Beinamen *civium Romanorum* ausgezeichnet wurden, erschließt Pferdehirt daraus ein abgestuftes Belohnungssystem.

Diese These ist nicht neu und wird seit langem kontrovers diskutiert. Sie wird vor allem von S. Dusanic vertreten, der damit eine breite Diskussion ausgelöst hat, die Pferdehirt allerdings nicht zu kennen scheint. Zuletzt hat sich W. Eck (in: J. J. WILKES [Hrsg.], *Documenting the Roman army*. Festschr. M. M. Roxan [London 2003] 58 f.) mit dieser These auseinandergesetzt. Mittlerweile könne man sie wegen der hohen Zahl erhaltener Diplome, die nunmehr fast jedes Jahr einmal abdecken, zurückweisen. Die Materialdecke sei zu dicht, um eine Privilegierung nur als Belohnung noch wahrscheinlich zu machen. Dies schließt natürlich Sonderprivilegierungen nicht aus.

Für die Jahre nach 107 nehmen die Zeugnisse stark zu. Nach Pferdehirt wurden nun die Soldaten aller Einheiten privilegiert, und zwar im Regelfall nach der Ableistung der Dienstzeit. Die Privilegien blieben aber dieselben. Die letzte Auxiliarsoldaten betreffende Neue-

rung aus dem Jahr 140 sah vor, dass während der Dienstzeit des Vaters geborene Soldatenkinder nun nicht mehr zu römischen Bürgern wurden, während sich für die Flottensoldaten nichts änderte. Überzeugend führt Pferdehirt diese Neuerung erst auf Antoninus Pius zurück und sieht hier keine späte Auswirkung einer bereits auf Hadrian zurückgehenden Änderung.

Aus der sich anschließenden Untersuchung zu den Formularen der Diplome für die stadtrömischen Truppen ergibt sich, dass das Formular für die *equites singulares* dem der Auxiliarsoldaten folgte, während es für die Prätorianer und für die *Cohortes urbanae* eigene Formulare gab. Da die Angehörigen dieser Einheiten bereits römische Bürger waren, erhielten sie nur das *conubium* und das Bürgerrecht für ihre Kinder. Allerdings schließt Pferdehirt (S. 103) aus der gewählten Formulierung *ut ... proinde libros tollant ac si ex duobus civibus Romanis natos* (im Gegensatz zur Formel der Auxiliardiplome), dass Angehörigen dieser Einheiten nach 140 das Bürgerrecht auch für ihre während der Dienstzeit geborenen Kinder wie auch die *patria potestas* über diese gewannen, die den anderen Soldaten verwehrt worden sei.

Abgeschlossen wird dieser Abschnitt mit einem Exkurs über die Entlassung der Legionssoldaten. Pferdehirt argumentiert hier gegen die angebliche Standardmeinung, Legionssoldaten hätten bei ihrer Entlassung das *conubium* nicht erhalten. Diese seien vielmehr besser gestellt gewesen als selbst die Prätorianer und die Urbanici: Sowohl ihre Frauen als auch ihre Kinder, Eltern und Schwiegereltern hätten das volle römische Bürgerrecht erhalten (S. 125). Dass die Legionäre aber besser gestellt gewesen sein sollen als selbst die in Bezug auf die Bezahlung und die Dienstzeit besonders privilegierten Prätorianer und Urbanici, ist schwer vorstellbar.

Im Mittelpunkt des zweiten Teils stehen die verschiedenen Rechtsstatus der Einwohner des Römischen Reiches. Es werden dazu jeweils Auszüge aus den Rechtsammlungen zusammengefasst, um so ihre Stellung im Verhältnis zu den römischen Bürgern zu demonstrieren. Eine wichtige Rolle in diesem Abschnitt spielen die Freigelassenen und hier vor allem die sogenannten *Latini Iuniani*, d. h. Freigelassene mit einem minderen Rechtsstatus. Sie und ihre Kinder wurden nicht zu römischen Bürgern, führten aber eine »römische Namensformel« (natürlich ohne Tribusangabe). Die Freigelassenen selbst sind für Pferdehirts Arbeit irrelevant, da nur Freigeborene im Heer dienen durften. Welchen Status hatten aber die Kinder dieser Freigelassenen minderen Rechts? Waren sie – wie Pferdehirt gegen die Mehrheit der Rechtshistoriker annimmt – wie ihre Eltern *Latini Iuniani* und damit gravierenden Benachteiligungen unterworfen oder waren sie *Latini Colonari*?

Zum Tragen kommt dieses rechtliche Problem im folgenden Abschnitt, der versucht, die Rechtsstellung der Soldaten vor ihrer Privilegierung zu ermitteln. Hier glaubt Pferdehirt nämlich, mit den *Latini Iuniani* den Schlüssel für viele Probleme der Militärdiplome gefunden zu haben, denn viele der für römische Bürger ge-

haltenen Soldaten seien in Wirklichkeit *Latini Iuniani* gewesen. Ich glaube nicht, dass dieser Schlüssel passt.

Pferdehirt geht in diesem Teil von drei wichtigen Prämissen aus:

1. Der Empfänger eines Diploms musste für dessen Ausstellung bezahlen.
Aus dieser Feststellung folgt, dass Diplome nur auf Anforderung ausgestellt wurden. Legt man diese Prämisse zugrunde, gibt es in der Tat eine große Zahl an Diplomen, aus denen der Grund ihrer Ausstellung nicht hervorgeht.
2. Die römische Militäradministration hat den Bürgerrechtsstatus jedes Soldaten stets vollständig erfasst und diesen auf den Diplomen auch immer dokumentiert. Folglich bedeutet das Fehlen einer Tribusangabe auf einem Diplom, dass der betreffende nicht römischer Bürger war, sondern nur Latiner, bei Pferdehirt vorzugsweise Iunianer. Damit aber gibt es für Diplome, aus denen der Grund ihrer Ausstellung nicht sofort ersichtlich wird, eine gute Motivation: Der Empfänger hat zu diesem Zeitpunkt das römische Bürgerrecht noch nicht (S. 158 ff.).
3. Jede Namensänderung eines Soldaten beinhaltet auch eine Statusänderung. Dies bedeutet, dass alle Flottensoldaten mit Dienstantritt einen neuen Namen und also auch einen neuen Status erhielten. Dieser Status war natürlich der eines *Latinus Iunianus* (S. 171 f.).

Untersuchen wir zunächst die erste Prämisse, die Pferdehirt ohne Diskussion voraussetzt. Es gibt gute Argumente dafür, dass die Diplome vom Kaiser selbst finanziert und an die Empfänger verteilt wurden. So sprechen nach Ecks Meinung (a. a. O. S. 71 f.) die unterschiedlichen, von der Truppengattung – und damit der Kaisernähe – abhängigen Formate und die Sorgfalt, mit der die Diplome ausgeführt wurden, für eine zentrale Verteilung. Auch das Fehlen der Bronzediplome zwischen 168 und 175 lässt sich mit dieser Annahme besser vereinbaren, da in diesem Fall der Verzicht auf die Ausstellung in Bronze auf Initiative des Kaisers erfolgte, während man ansonsten annehmen müsste, dass kein Soldat mehr ein Bronzediplom hätte bezahlen wollen oder können. Hinzu kommt schließlich noch die schiere Masse der Diplome, die für eine zentrale Ausgabe spricht. Dies würde natürlich bedeuten, dass auch Soldaten, die das Diplom nicht brauchten, ein solches erhielten. Damit aber muss nicht mehr für jedes vorhandene Diplom eine Erklärung gesucht werden. Da es unzweifelhaft römische Bürger in den Hilfstruppen gegeben hat, heißt das, dass auch römische Bürger Diplome erhalten haben. Dies zeigt auch die Formulierung auf den Diplomen (*civitatem Romanam qui eorum non haberent dedit*). Trotz der Masse der erhaltenen Diplome hätten wir von diesen nach Pferdehirt kein einziges Exemplar.

Was die zweite Prämisse angeht, so ist das dahinter stehende Problem nicht unbekannt, vielmehr hat A. Mocsy versucht, die fehlenden Tribusangaben auf den Diplomen der Hilfstruppen und der Flotte damit zu erklären, dass für den Dienst in diesen Einheiten das

römische Bürgerrecht im Gegensatz zu den stadtrömischen Truppen nicht verbindlich war und sich daher die Militäradministration nicht die Mühe gemacht habe, dieses zu registrieren (in: W. ECK/H. WOLFF [Hrsg.], Heer und Integrationspolitik [Köln/Wien 1986] 437 ff.). Pferdehirt geht über diese These mit einer polemischen Anmerkung hinweg (S. 147 Anm. 308). Warum sich die Militäradministration für die Diplome diesen Aufwand hätte machen sollen, zumal sich der Status eines Soldaten während der Dienstzeit durchaus auch ändern konnte (z. B. durch die Verleihung des Bürgerrechts anlässlich der Dienstentlassung des bei den Auxiliartruppen dienenden Vaters), ist nicht recht einsichtig.

Zur dritten Prämisse sei bemerkt, dass es außer dem Namen keine Indizien für eine Statusänderung gibt. Es fehlt auch jeder sachliche Grund, warum für Flottensoldaten eine Änderung der Rechtsstellung sinnvoll gewesen wäre. Der Status eines *Latinus Iunianus* hätte auch wegen der gravierenden erbrechtlichen Schlechterstellung für alle Soldaten nur eine massive Rechtseinbuße zur Folge gehabt. Man hat dasselbe Problem schließlich auch bei den *equites singulares*, die ebenfalls bei ihrer Aufnahme in die Truppe neue Namen erhielten, bei denen die Diplome die Rechtsgleichheit mit den Angehörigen der Auxiliartruppen jedoch eindeutig bezeugen (dazu A. U. STYLOW, Ein neues Militärdiplom von 133. Zum personenrechtlichen Status der *Equites singulares Augusti*. *Chiron* 24, 1994, 91–94). Die Namensänderung dürfte vielmehr auf die völlig verschiedene Herkunft der Flottensoldaten aus allen Teilen des Reiches zurückzuführen sein, die Ausbilder und Offiziere wahrscheinlich oft vor Ausspracheprobleme gestellt hätte. Pferdehirt dagegen glaubt, dass auch die *equites singulares* zu Iunianern geworden seien.

Es folgen noch Abschnitte, die die Angehörigen der Soldaten auf den Konstitutionen und die familienrechtlichen Folgen der Bürgerrechtsverleihungen betreffen sowie Überlegungen zu Militärdiplomen nach 212. Diese Abschnitte basieren zum Teil auf den Ergebnissen des zweiten Abschnitts und sind entsprechend kritisch zu würdigen.

Abschließend seien noch einige formale Probleme dieser Arbeit benannt, die ihren Wert teilweise beträchtlich einschränken: Zunächst fehlt ein Index, auch wenn der Aufbau alles in allem klar und durchsichtig ist. Außerdem werden die Diplome, die weder im CIL XVI noch bei M. M. ROXAN, *Roman military diplomas I–III* (London 1978–1994) publiziert wurden, immer nur nach der Erstpublikation zitiert, nicht auch nach der Nummer, unter der sie dann in die *Année Épigraphique* aufgenommen wurden. Dies erschwert die Weiterarbeit mit dem dargebotenen Material beträchtlich, werden doch kaum an einem Institut alle Originalpublikationen greifbar sein. Auch auf bereits publizierte Exemplare des Museumsbestandes des RGZM wird in der Regel nur als Inventarnummer verwiesen, nicht auf die Publikation (z. B. S. 27: RGZM O.41287 = M. M. ROXAN, *Electrum* 1, 1997, 161 ff. [= *Année Épigr.* 1997, 1782]; S. 29: RGZM O.42120 = M. M. ROXAN,

Zeitschr. Papyr. u. Epigr. 127, 1999, 249 ff. [= *Année Épigr.* 1999, 1352]; S. 39: RGZM O.42230 = B. PFERDEHIRT, *Arch. Korrb.* 31, 2001, 261 ff. [= *Année Épigr.* 2001, 1640]).

Zeilennummerierungen fehlen auch in den längeren Texten und antike Fehler werden teilweise einfach kommentarlos abgeschrieben und nicht immer gekennzeichnet (z. B. S. 125 *consulor* in der Titulatur des Augustus. (Dazu H. WOLFF, in: ECK/WOLFF a. a. O. 76 f.).

Schließlich bietet Pferdehirt – aus Rücksicht auf einen »breitgefächerten Leserkreis« – ihre Texte nicht in der geläufigen Form des Leidener Klammersystems. M. E. werden durch die von ihr gewählte Darstellungsweise die Texte weder klarer noch leichter zu lesen, sondern sie verwirrt eher als sie nützt. Auch würde man bei einem breit gefächerten Leserkreis, wenn er denn wirklich intendiert ist, eine Übersetzung der teilweise sehr langen lateinischen Texte erwarten.

München

Falko von Saldern

H. SCHLANGE-SCHÖNINGEN, **Die römische Gesellschaft bei Galen**. Biographie und Sozialgeschichte. Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 65. De Gruyter, Berlin 2003. 373 Seiten.

Welcher antike Autor – betrachtet man nur den schieren Umfang seines überlieferten Œuvres – ist uns am besten bezeugt? Mit dieser Frage vermag man jeden Altertumswissenschaftler aufs Eis zu führen, erst recht wenn man für die Frage die christlichen Autoren ausnimmt, für die, man denke nur an die voluminösen Predigtsammlungen mancher Kirchenväter, gänzlich andere Überlieferungsbedingungen gelten: Es ist nicht Plato, Cicero, der ältere Plinius oder Aristoteles, sondern es ist das auf uns gekommene Schrifttum des griechischen Arztes Galen, der im 2. Jh. n. Chr. an verschiedenen Orten des östlichen Mittelmeerraumes und dann vor allem in Rom praktizierte und, neben seiner medizinischen Tätigkeit, eine schier unglaubliche literarische Schaffenskraft an den Tag legte. Schon sein griechisch überliefertes Œuvre übertrifft selbst das *Corpus Aristotelicum* deutlich; die auch quantitativ beachtliche arabische und übrige Überlieferung ist hierbei noch hinzuzurechnen. Doch ungeachtet dieser bemerkenswert dichten Überlieferung von gegen 200 Schriften dieses Arztes ist ein erheblicher Teil seiner schriftstellerischen Produktion den Zeitläuften zum Opfer gefallen, wie sich zweifelsfrei erweisen lässt: Hat uns Galen doch zwei autobibliographische Schriften hinterlassen, die – wiewohl unvollständig – sachlich und chronologisch geordnete umfangreiche Kataloge seines wissenschaftlichen Outputs bewahren. Einen vorzüglichen bibliographischen Zugang zu den Schriften Galens (Editionen, Übersetzungen und Untersuchungen) bietet G. Fichtner (*Corpus Galenicum*. Bibliographie

der galenischen und pseudo-galenischen Werke [Tübingen 2004]). Als Quelle für das Leben und schriftstellerische Wirken dieses Arztes, zugleich aber auch für die literarische Kultur dieser Zeit stellen die Schriften Galens eine unschätzbare Quelle dar. Allenfalls der *Lamprias-Katalog* der Schriften Plutarchs (mit weit bescheidenerer Aussagekraft), oder, auf einer anderen Ebene, die bibliographischen Lektürelisten des Plinius in der Naturgeschichte kommen dem an Aussagekraft nahe.

Die frappierende Masse des galenischen Schrifttums, die der ansonsten vergessene C. G. Kühn, so weit es eben Kenntnisstand und Möglichkeiten der Zeit erlaubten, im frühen 19. Jh. in einer Werkausgabe von 22 dickleibigen Bänden mit zusammen wohl 16 000 Seiten Originaltext (mit lateinischer Übersetzung) recht unvollständig zusammenfasste, hat allerdings bis in die 70er Jahre des 20. Jhs. keine rechte Faszination auszuüben vermocht: Vielleicht noch ungehobene Schätze wollte hier niemand vermuten. Und auch in den folgenden Jahren, die von einem bemerkenswerten Erwachen des Interesses an diesem Autor gekennzeichnet sind (und seither zu einem stetig anschwellenden Strom an wissenschaftlichen Untersuchungen geführt haben), hat sich die Forschung ganz überwiegend auf die Bearbeitung spezieller medizinischer, philosophischer, pharmakologischer und anderer Ausschnitte des atemberaubend breiten Werkes des großen Arztes konzentriert. Ungeachtet der enormen Fortschritte, die *Galenica* seither in Kolloquien, Sammelbänden, Monographien und Aufsätzen erleben, ist doch zugleich festzuhalten, dass übergreifende Untersuchungen, die Galen als Persönlichkeit, als Arzt, als Naturwissenschaftler oder gar als Vertreter des kulturellen Lebens sowie als Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse des Imperium Romanum im 2. Jh. in den Blick nähmen, ausgeblieben sind. So muss der nicht medizinhistorisch versierte Laie und ebenso der Altertumswissenschaftler, der jenseits lakonischer Handbücher (hervorzuheben ist der Eintrag »Galenos aus Pergamon« von V. NUTTON in DNP 4 [1998] 748–756) zu dem weit verzweigten, vielschichtigen und eben zu manchen Teilen noch weitgehend unausgeloteten Œuvre Galens einen allgemeineren Zugang finden will, zu so veralteten und lückenhaften, wiewohl höchst verdienstvollen Darstellungen wie G. SARTON, *Galen of Pergamon* (Lawrence/Kansas 1954), L. GARCIA BALLESTER, *Galeno en la sociedad y en la ciencia de su tiempo* (c. 130–c. 200 d. de C.) (Madrid 1972), oder der feinen Quellenauswahl von P. MORAUX, *Galien de Pergame. Souvenirs d'un médecin* (Paris 1985), greifen, um einen gleichermaßen quellenmäßig gut fundierten, repräsentativen und hierbei auch kultur- und sozialhistorische Perspektiven angemessen einbeziehenden Einstieg in das monumentale Œuvre und die Geisteswelt dieses Autors zu finden.

Schwer verständlich ist, dass insbesondere Althistoriker sich einer systematischen – oder auch nur ausschnittshaften – Beschäftigung mit dem gewaltigen Œuvre Galens nahezu völlig verschlossen und dessen Zeugniswert für die Kultur und Gesellschaft der anto-

ninischen Zeit weitgehend ignoriert haben. Sieht man von einem brillanten Kapitel in der Monographie von G. BOWERSOCK, *Greek sophists in the Roman Empire* (Oxford 1970) ab, so sind die wichtigsten Beiträge zur Biographie des Arztes und seinem dokumentarischen Wert etwa zum kulturellen und sozialen Leben Roms weitgehend einem englischen Philologen und Medizinhistoriker, Vivian Nutton, zu verdanken. Dabei genügte ein Blick in die von diesem Wissenschaftler 1979 vorbildlich herausgegebene und kommentierte Schrift »Über die Prognose« (*Corpus Medicorum Graecorum* V 8,1), dass zumindest einzelne Schriften Galens nicht nur historisch relevante Bemerkungen enthalten, sondern zum Wichtigsten zählen, was wir über den Kulturbetrieb und das gesellschaftliche Leben in der Reichshauptstadt in der Mitte des 2. Jhs. überhaupt besitzen.

Unter diesen Umständen kommt es beinahe als eine Überraschung, zugleich aber als eine beachtliche Erleichterung für jeden an Galen interessierten Forscher, dass nun, in der Form einer gedruckten Habilitationsschrift, die erste althistorische Monographie zu Galen überhaupt vorliegt. Heinrich Schlange-Schöninghen hat unter dem Titel »Die römische Gesellschaft bei Galen« damit nicht nur die erste dezidiert althistorischen Fragestellungen gewidmete Analyse des gewaltigen Textcorpus des Arztes aus Pergamon vorgelegt. Er hat zugleich der Forschung die erste umfassende, auf gründlicher Prüfung aller relevanten Textzeugnisse beruhende wissenschaftliche Biographie dieses bedeutendsten historischen fassbaren Arztes der Antike zur Verfügung gestellt. Dass der Verfasser bei dieser Darstellung, die über manche Strecken zugleich auch eine Synthese der Forschung der vergangenen drei Jahrzehnte darstellt, insbesondere auf die zahlreichen Vorarbeiten Nuttons zurückgreifen konnte und musste, macht die umfangliche Bibliographie (49 Seiten, davon allein zwei mit Titeln Nuttons) deutlich. Schlange-Schöningens Monographie spiegelt jedoch nicht weniger eine eminente Vertrautheit mit dem umfanglichen, in ungemain anspruchsvollem Griechisch verfassten Werk Galens, das nach wie vor nur zu einem Bruchteil in zuverlässigen wissenschaftlichen Editionen erschlossen ist.

Schlange-Schöninghen versteht seine Arbeit als eine Untersuchung der Biographie und Sozialgeschichte, ein Programm, das einerseits dem Schwerpunkt der Aussagen Galens geschuldet ist und hierüber künftig wichtige Grundlagen zu auch fachlich spezialisierteren Arbeiten legen wird. Andererseits strebt er an, das Zeugnis Galens über dessen Biographie und Person hinaus (die der ständige Fokus der gesellschaftlichen, kulturellen und »historischen« Reflexionen des Arztes ist) unter einer systematischen Perspektive auszuschöpfen und das weiterreichende historische Aussagepotential dieses Autors zu erschließen – dies ein methodischer Ansatz, der im Weiteren noch zu diskutieren sein wird. Gleich eingangs ist festzuhalten, dass Schlange-Schöningens Monographie angesichts des bisherigen Fehlens althistorischer Untersuchungen Grundlagen von bleibendem Wert legt und den Bezugsrahmen für jede weitere historische Be-

handlung des Arztes in seiner Zeit bereitstellt. Diese Tatsache muss im gleichen Zuge auch jede Kritik relativieren, die an diese erstmalige systematische historische Behandlung Galens herangetragen werden kann. Nicht nur, aber besonders die Althistorie ist Schlange-Schönungen für dieses Buch sehr verpflichtet.

Es mutet merkwürdig an, dass Galen, ein Mann des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, der weite Teile des Imperium Romanum bereiste und mit einer Vielzahl von Menschen und Lebensverhältnissen in Berührung kam, jenseits der von ihm mit wissenschaftlicher Akribie behandelten fachlichen Gegenstände in erster Linie regelmäßig nur von sich selbst spricht. Der moderne Historiker mag es bedauern, dass der Arzt so auch seine Umgebung und seine Erfahrungen immer auf die eigene Person bezieht und deshalb entsprechende Feststellungen regelmäßig auf ihre Bedeutung auf sich oder seine Arbeit beschränkt. Dieser markante Zug Galens, den man eines selbst für die Gepflogenheiten der römischen Gesellschaft des 2. Jhs. doch ausgeprägten Narzissmus' zeihen darf, hat bedauerliche Folgen: Die unvergleichliche Beobachtungsgabe und das atemberaubende Erinnerungsvermögen dieses griechischen Intellektuellen kommen zwar seinen medizinischen u. a. Interessengegenständen und Schriften allenthalben zugute, schlagen sich aber nur sporadisch und eher schlaglichtartig auch in der Fixierung von Beobachtungen zu seiner Lebensumwelt und seinen Zeitgenossen nieder. So sind in der Tat, auch ohne dass Galen der Nachwelt eine Autobiographie hinterlassen hätte, sein persönlicher Werdegang und die hier unmittelbar wirksamen Kräfte und Personen weitaus am Besten aus seinem Œuvre zu rekonstruieren, jedenfalls in seinen wichtigsten Stationen.

Die Struktur des vorliegenden Buches ist wesentlich dieser dominierenden galenischen Wahrnehmungsperspektive geschuldet: Nach der Einleitung und einem gehaltvollen Resümee der bisher geleisteten sozialhistorischen Forschung zu Galen orientieren sich die ersten fünf der sieben Kapitel des Buches ganz an der Biographie des Arztes, behandeln also zunächst Galens Familie (31–60), seine Jugend und Ausbildung (S. 61–100), dann seine erste Berufstätigkeit als Gladiatorenarzt in Pergamon 157–161 n. Chr. (S. 101–136), um darauf mit Galens erstem Aufenthalt in Rom 162–166 n. Chr. (S. 137–172) und der Darstellung seines zweiten Aufenthaltes in der Reichshauptstadt ab 169 n. Chr. (S. 173–222) sich dem Ort und der Zeit der größten Wirksamkeit Galens zu widmen, nämlich als Arzt der römischen Elite und zeitweise auch des Kaiserhauses. Die Episoden unter Mark Aurel können dabei aufgrund der Äußerungen Galens weit eingehender behandelt werden als die letzte Phase seiner Tätigkeit in und außerhalb des Kaiserpalastes seit Commodus bis zu seinem Tode (vielleicht 210 n. Chr.). Es folgt ein eigenes Kapitel über Asklepios, Juden und Christen bei Galen (S. 223–254) und schließlich eine ausführliche Analyse der Äußerungen des Arztes über Sklaven und Sklaverei (S. 255–290). Eine Zusammenfassung über »Galen und die

Gesellschaft der römischen Kaiserzeit« (S. 291–306) rundet in sehr gehaltvoller und aussagekräftiger, dabei zugleich resümierenderweise die Untersuchung ab, die, in formaler Hinsicht ungemein sorgfältig gearbeitet, zudem über alle notwendigen Quellen-, Personen-, Namen- und Ortsindizes vorzüglich erschlossen wird.

Über die Tätigkeit Galens in Rom in späterer Zeit erfahren wir aus seinen Schriften nur wenig. Für fast zwei Jahrzehnte seiner Biographie sind nur noch vereinzelte relevante historische Informationen aus dem galenischen Œuvre zu gewinnen, steht es doch seit der ingeniosen Beweisführung Nuttons fest, dass das in der Literatur traditionell gebotene, auf einer Notiz der Suda beruhende Todesdatum Galens 199/200 n. Chr. (das auch in neueren Lexikon-Artikeln verschiedentlich noch fortlebt) unzutreffend ist, vielmehr von einer Lebensdauer des Arztes bis vielleicht etwa 210 n. Chr. ausgegangen werden muss. So figuriert Mark Aurel ungeachtet einer höchstens gut zehnjährigen »Bekanntschaft« Galens mit diesem Kaiser biographisch (wie auch der Sache nach) recht asymmetrisch als die zentrale Patientenpersönlichkeit Galens in Rom. Eine ganze Reihe von Notizen befasst sich mit diesem Kaiser. Sie suggerieren, von Galen absichtsvoll platziert, zugleich eine außerordentliche intellektuelle Hochschätzung des Mediziners und Philosophen seitens dieses Herrschers. Schlange-Schönungen behandelt diese Zeugnisse eingehend und kenntnisreich, diskutiert vor allem die Tätigkeit Galens als Verantwortlicher für die Herstellung des kaiserlichen Theriaks, einer komplizierten opiumhaltigen Modedroge, bevor er sich mit der in der älteren Forschung viel diskutierten Frage einer möglichen Opium-Abhängigkeit dieses Kaisers kritisch auseinandersetzt. Weit weniger ergiebig sind demgegenüber die Schilderungen Galens von den Lebens- und Gesundheitsverhältnissen der niederen stadtrömischen Bevölkerung – diese zählte ganz offenkundig nicht zu seinem regelmäßigen Patientenkreis.

Eine *prima facie* überraschende Facette der galenischen Reflexionen, die so stark philosophischen und medizinischen Herausforderungen gewidmet sind, stellt seine Auseinandersetzung mit theologischen Auffassungen und Zeitströmungen dar, die die große Mehrheit seiner intellektuellen Zeitgenossen sonst ignorierten: Judentum und Christentum. Wie der Verfasser (S. 223 ff.) zunächst herausarbeitet, steht Galen mit seinen persönlichen religiösen Überzeugungen auf dem von den Vertretern der Intelligenz seiner Zeit geteilten Boden einer stark philosophisch geprägten individuellen Religionsauffassung. Im Falle Galens ist diese von einer auf seine Jugend in Pergamon zurückgehende Asklepios-Verehrung geprägt. Seine grundsätzliche philosophisch-religiöse Offenheit gegenüber anderen Geistesströmungen lässt ihn immerhin an einigen Stellen seines Œuvres auch auf theologisch-kosmologische Vorstellungen jüdischer und christlicher Gruppen eingehen, mit denen er sich nach den Regeln eines philosophischen Diskurses, wenn auch mit sehr kritischen Ergebnissen auseinandersetzt. Damit legt er aber im-

merhin eines der frühesten nichtchristlichen Zeugnisse über diese junge Religion ab (deren eine Gruppe, die Adoptionisten, sogar galenisches Gedankengut rezipierte). Wenn der Verfasser in seinem Kapitel zu Galen über Asklepios, Juden und Christen auch kaum neuen Grund in seinen Darlegungen bricht, vielmehr der eingehenden Diskussion der älteren Literatur weitgehend verpflichtet ist, so bietet er hier doch ein zuverlässiges Referat über einen viel beachteten, ohne Parallele dastehenden Ausschnitt des galenischen Denkens.

Mit seinem letzten Kapitel betritt Schlange-Schönungen dann allerdings tatsächlich in der Forschung bislang gänzlich unberührten Boden. Seine systematische Durchsicht des galenischen Œuvres auf Aussagen zur Institution der Sklaverei und den zeitgenössischen Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sklaven, denen er während seiner Patientenbesuche, in seinem eigenen Haushalt oder aber auf seinen weiten Reisen begegnete, fördert eine beeindruckende Zahl und vor allem ein überraschend aussagekräftiges Spektrum an juristischen, sozialen und anderen Aussagen über diesen in unseren Quellen sonst nur schwach sich abzeichnenden oder gar ganz ausgeblendeten wichtigen Ausschnitt der kaiserzeitlichen Sozialgeschichte zutage. Selbst sozialökonomische Feststellungen (der Anteil der Sklaven an der Bevölkerung Pergamons), philosophische Erwägungen zum Verhältnis von Herren und Sklaven, ethnische Beobachtungen, bis hin zu betrügerischen Praktiken von Sklavenhändlern, aber auch Patientengeschichten, darunter psychosomatische Erkrankungen und Fälle brutaler Misshandlungen von Sklaven durch ihren Herrn, fanden ihren Weg in medizinische Traktate Galens. Der Verfasser zeigt verschiedentlich beispielhaft, wie solche Stellen quellenkritisch für historische Aussagen fruchtbar gemacht werden können, und lässt auf diesem Wege ein ungemein differenziertes Bild der alltäglichen Praxis antiker Sklaverei zur Zeit des 2. nachchristlichen Jahrhunderts vor den Augen seiner Leser entstehen. Nur einzelne Episoden, von antiquarisch arbeitenden Historikern des 19. Jhs. wie Friedländer zu Lichte gebracht, hatten in der Forschungsdiskussion zur antiken Sklaverei bislang ihren Platz gefunden. Schlange-Schönungen ist es nun gelungen, Galen als einen erstrangigen zeitgenössischen Beobachter dieser Institution zu entdecken. In meinen Augen hat der Verfasser mit diesem Abschnitt den wichtigsten, da Neuland betretenden Teil seiner Arbeit vorgelegt.

Galen als Menschen und Zeitzeugen des 2. Jhs. zu betrachten und die seinen Erfahrungshorizont bestimmenden sozialen Rahmenbedingungen in den Blick zu nehmen, bedeutet zunächst, seine Herkunft aus dem Milieu der kleinasiatischen griechischen Städtewelt unter der römischen Herrschaft und hier aus Pergamon zu untersuchen. Ein solches Unterfangen ist allerdings zwangsläufig nur begrenzt ergiebig, da sich die Äußerungen unseres Autors weitgehend auf die prägende Persönlichkeit seines Vaters Nikon und den schließlichen, nach Länge und Differenziertheit allerdings beeindruckenden Bildungsgang des jungen Galen be-

schränken. Schlange-Schönungen wägt hier in wohlthuend nüchterner Weise die wenigen Informationen ab, lehnt es deshalb auch ab, den Vater, einen Architekten, mit einer der beiden epigraphisch bezeugten Pergamener gleichen Namens endgültig zu identifizieren, wie dies in der Forschung ohne stichhaltigen Grund gerne geschieht. Ausführlich widmet er sich der Frage nach einem römischen Bürgerrecht der Familie, ohne sich hier (mit gutem Grund) entscheiden zu können. Doch ist es ihm zumindest darum zu tun, Galen als Vertreter der sozialen Schicht der kleinasiatischen Munizipalaristokratie herauszuarbeiten. Erweisbar ist dies nicht, Wahrscheinlichkeit erhält die These (die für den Verfasser auch im weiteren von Bedeutung ist) vor allem über den exzeptionellen, mehr als zehnjährigen (!) Bildungsgang des späteren Arztes, der also erhebliche finanzielle Mittel erforderte, wie man sie sich außerhalb der städtischen Elite vielleicht nur schwer vorstellen möchte.

Nun sind aber zunächst Zweifel angebracht, ob der Punkt wirklich bedeutungsvoll ist. Nicht nur lassen sich »politische« Züge bei Galen, der in seiner Heimatstadt nie ein politisches Amt bekleidet oder in anderer standesgemäßer Weise in der Öffentlichkeit aufgetreten sein kann, nicht aufzeigen. Vor allem bleiben entsprechend begründete soziale Beziehungen gänzlich im Dunkeln. Galens spätere Akzeptanz in der stadtrömischen Elite beruht nach seiner eigenen Darstellung allein auf seiner medizinischen und allgemein intellektuellen (insbesondere auch philosophischen) Brillanz, die ihn in dieser Hinsicht zu einem respektablen Gesprächspartner auch römischer Senatoren qualifizierte. Folgt man hingegen dem Argument Schlange-Schönungen, stellt sich die Frage: Sollen wir alle griechischen Ärzte seit Asklepiades in Bithynien im 1. Jh. v. Chr., die in bemerkenswerter Zahl in der stadtrömischen Gesellschaft reüssieren konnten (und nicht anders die hier ihr Glück suchenden Rhetoren, Sophisten, Philosophen), als Angehörige der griechischen Munizipalaristokratie verstehen? Es ist möglich, dass manche dieser Griechen aristokratischer Herkunft waren (andere allerdings erwiesenermaßen nicht), aber es war doch für ihre Erfolge bedeutungslos: Allein ihre philosophisch-rhetorische Überzeugungskraft und ihre medizinische Expertise verschafften ihnen Zugang zu jenen Kreisen und auch Brot bei den führenden römischen Familien.

Galen hat Zeit seines Lebens die exzellente philosophische Ausbildung seiner Jugendjahre mit Stolz als markantes Kennzeichen seines wissenschaftlichen Selbstverständnisses betont. Sein eindrucksvolles Entrée in der stadtrömischen Gesellschaft will er sogar mit der Wahrnehmung seines ersten Gastgebers verknüpft sehen, er müsse doch als Philosoph auf Beschäftigungssuche in die Reichshauptstadt gekommen sein. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die ihm offensichtlich teure und wirkungsgeschichtlich heute vielleicht einflussreichste Schrift aus seiner Feder den Titel »Der beste Arzt muss Philosoph sein« trägt. Von keiner anderen Persönlichkeit im kaiserzeitlichen Imperium kennen wir, jedenfalls in seinen prosopographischen und dogmati-

schen Umrissen, den philosophischen Ausbildungsgang so eingehend wie von Galen, und es ist zu bedauern, dass gerade ein großer Teil seiner philosophischen Schriften verloren gegangen ist. Schlange-Schöningen befasst sich, mit der Ausnahme einer Bestimmung der religiösen Auffassungen Galens, nicht mit den zahlreichen kulturhistorisch hochinteressanten Aspekten, die sich mit dem ungewöhnlichen intellektuellen Werdegang Galens verbinden – das Oszillieren zwischen traditionellen dogmatischen Richtungen und synkretistischen Strömungen, das Konvergieren von verschiedenen Bildungsdisziplinen wie Rhetorik, Metaphysik, Logik, Linguistik, ja selbst Oneirokritik und Physiognomie zu einer großen Bildungsreligion unter dem umfassenden Mantel der Philosophie, die so charakteristisch für das Bildungsverständnis der antoninischen Epoche ist, hier aber eben zugleich auch soziales Distinktionsmerkmal wird. Er beschränkt sich auf die formalen, biographischen Bedingungen des philosophischen und medizinischen Bildungsganges, den Galen an bedeutenden griechischen Hochschulzentren wie Smyrna und Alexandria (nicht aber Athen) absolvierte. Die Ausführungen hierzu sind ungemein gewinnbringend und erkenntnisfördernd, sichern einerseits bekannte Tatsachen und gehen vor allem in vielen Punkten aufgrund ihrer systematischen und kenntnisreichen Prüfungen über bislang erreichte Positionen der früheren Forschung hinaus.

29-jährig kehrt Galen nach diesen Lehrjahren schließlich nach Pergamon zurück, um hier als Gladiatorenarzt seine erste ärztliche Anstellung zu finden – dies eine zumindest diskussionswürdige Konstellation, wenn man Galen, wie der Autor so eingehend zu begründen sucht, als Angehörigen der pergamenischen »Munizipalaristokratie« (Pergamon besaß im übrigen den Status einer *civitas libera*) betrachten möchte. Diese Tätigkeit, die für Galen, seinen zahlreichen späteren Reminiszenzen nach zu schließen, eine entscheidende Weichenstellung in seiner Karriere als immer wieder unter den Augen der Öffentlichkeit tätiger erfolgreicher Arzt (später zeitweise regelrechter Modearzt) bedeutete, wird von Schlange-Schöningen zu Recht genau untersucht. Besonders fruchtbar ist hier seine dezidierte Ausleuchtung und Einbeziehung des kulturellen und sozialen Lebens in der kleinasiatischen Metropole, insbesondere ihres kosmopolitischen Asklepieions und der Bedeutung der so römischen Institution der Gladiatur im Kontext der griechischen Kultur und Gesellschaft. Allerdings bleibt die gerade in der Zeitspanne von Trajan bis Mark Aurel explosionsartige städtebauliche Entwicklung Pergamons (nach Stagnation im 1. nachchristlichen Jh.) ohne angemessene Berücksichtigung. Mit dieser ist nun aber zugleich der Aufstieg bedeutender städtischer Geschlechter in die Reichsaristokratie und ihr künftiges Wirken in Rom verknüpft. (Hierzu H. HALFMANN, Städtebau und Bauherren im römischen Kleinasien. Ein Vergleich zwischen Pergamon und Ephesos. *Istanbuler Mitt. Beih.* 43 [Tübingen 2001] 45 ff.; 84 ff.; 97 ff.)

Die beispiellosen Möglichkeiten, die sich dem jungen Arzt in und neben der Arena boten, hier seine wundärztlichen Fertigkeiten zu schulen und vor allem seine anatomischen Kenntnisse auszubauen (in einem Medizinbetrieb und einer Gesellschaft, die die Humansektion mit Tabus belegten), aber zugleich Erfahrungen in öffentlichen medizinischen Demonstrationen im Wettbewerb mit Kollegen zu gewinnen, förderten eine Vielzahl von Fähigkeiten, die sich Galen in der späteren ärztlichen Praxis in Rom als unentbehrlich erweisen sollten. Schlange-Schöningen diskutiert eingehend die Bedeutung dieser Tätigkeit des Arztes, für den für die Veranstaltung der Gladiatorenkämpfe auch finanziell verantwortlichen Archiereus (vielleicht des provinziellen Kaiserkultes. Erneut beeindruckt die Zurückhaltung, mit der er nach Erwägung der Argumente für dessen Identifikation mit dem einen oder anderen pergamenischen Kultfunktionär eine abschließende Festlegung ablehnt. Nicht nur hier wird die ältere Forschung ungemein gründlich aufgearbeitet, ohne bemüht neue, aber spekulative Lösungsvorschläge ins Feld zu führen.

Galen's Stolz auf seine hervorragende Arbeit als Gladiatorenarzt, aufgrund derer bereits im ersten Jahr alle verwundeten Gladiatoren überlebt hätten, ist sicherlich berechtigt. Der Verfasser vermag 122 ff. aber mit vorzüglichen Beobachtungen auch aufzuzeigen, mit welcher Vorsicht das Selbstlob Galens (dies vielleicht der stärkste und unsympathischste Charakterzug Galens) gelesen werden muss. Erst seit wenigen Jahren – dem Autor offenbar noch unbekannt – wissen wir in atemberaubender Unmittelbarkeit, welche vorzügliche medizinische Betreuung jene unter erheblichem Geld- und Trainingsaufwand für ihr tödliches Handwerk in der Arena ausgebildeten Kampfmaschinen seitens der Veranstalter in den Gladiatorschulen erhielten: In den 1990er Jahren gelang es, in Ephesos einen Gladiatorenfriedhof zu identifizieren und Skelettreste von ungefähr 120 Individuen zu bergen. (Siehe hierzu: Gladiatoren in Ephesos. Tod am Nachmittag. Ausstellungskat. Museum Selçuk Ephesos [Wien 2002] mit eindrucksvollen Abbildungen, histologischen Analysen u. a.) Die Analyse der Skelette wies nicht nur das hochspezialisierte, noch am Knochenbau ablesbare Training dieser Männer auf, sondern gestattete auch tiefe Einblicke in Waffenwirkungen und Verletzungshäufigkeiten sowie in die Todes-, ja verschiedentlich regelrechten Hinrichtungsarten der Opfer. Vor allem aber unterstreichen die Befunde daneben die vorzügliche medizinische Versorgung der Gladiatoren nach schweren Verletzungen. Diese erstreckten sich nicht allein auf eine effiziente Erstversorgung, sondern schlossen etwa auch langwierige physiotherapeutische Nachbetreuung bis zur völligen Wiederherstellung (und dem neuerlichen Einsatz) mit ein. Die schlüsselhafte Bedeutung, welche die mehrjährige Tätigkeit Galens im Umfeld der Gladiatorschule Pergamons und des Kaiserkultes in dieser Metropole (der wiederum ohne Nachhall oder kritische Würdigung in den autobiographischen Äußerungen bleibt) für seine ärztliche Entwicklung beanspruchte,

wird von Schlange-Schöningen vorzüglich herausgearbeitet. Über die Bedeutung dieser Jahre für Galens persönliche und gesellschaftliche Entwicklung und Stellung lässt sich hingegen so gut wie nichts erschließen.

Der Wechsel Galens nach Rom im Jahre 162 n. Chr. ist, wie Schlange-Schöningen zu Recht betont, der enormen Anziehungskraft der Reichshauptstadt für ambitionierte griechische Intellektuelle geschuldet. Galen hat selbst wiederholt – und sehr kritisch – diesen Umstand reflektiert, wenn er sich negativ mit Kollegen auseinandersetzte. Gegen Schlange-Schöningens These von der Zugehörigkeit Galens zur pergamenischen ›Municipalaristokratie‹ sprechen dabei die Informationen, die uns der Arzt über seine ersten Kontakte und dann die weiteren Umstände seines Aufstiegs in den Krankenzimmern der römischen Elite bietet. Unstrittig ist, dass der in Rom residierende pergamenische Philosoph Eudemos, ein Landsmann, zu dem Galens Vater bereits Beziehungen gepflegt haben mag, hier eine entscheidende Rolle gespielt hat. Doch gerade von den sozial herausragenden pergamenischen *Iulii* und *Claudii* (die mehrere Konsulate im 2. Jh. bekleideten), aber auch anderen einflussreichen Familien mit lokalen Wurzeln aus Pergamon, die wichtige römische Posten unter Antoninus Pius oder Mark Aurel bekleideten – die mithin nach den Spielregeln sozialer Verpflichtung in Form von Patronage gegenüber Landsleuten aktiv geworden sein dürften (man denke nur an das entsprechende ungemein erfolgreiche Wirken Frontos für lokale Standesgenossen aus seiner Heimatstadt, dem afrikanischen Cirta) – hören wir bei Galen gar nichts. Und jener Eudemos vermochte dem jungen Arzt ausschließlich aufgrund seines Ansehens als Peripathetiker und philosophischer Lehrer Zugang zu wichtigen Persönlichkeiten der römischen Elite zu verschaffen. Diese repräsentierten dafür allerdings nichts weniger als den innersten familiären und Freundeskreis um Kaiser Mark Aurel: ein Sachverhalt, den Schlange-Schöningen allerdings nicht, wie es seine sozialhistorische Fragestellung erfordert hätte, ausreichend weiterverfolgt.

Die Distanz, die Galen Zeit seines Lebens gegenüber Mechanismen sozialer Verpflichtung – jedenfalls deklaratorisch – bewahrte, ist ein markanter Persönlichkeitszug. Allerdings schreckte er nicht davor zurück, selbst immer wieder zum Vorteil seiner medizinischen und wissenschaftlichen Praxis Profit zu ziehen, indem er sich über hochgestellte Persönlichkeiten aus allen Regionen des Imperiums seltene pharmakologische Substanzen beschaffte. Diese soziale Distanz geht jedenfalls über die bemerkenswert explizite, ja schneidende Ablehnung der römischen *salutatio*, die Galen formuliert hat, weit hinaus. Sie muss wohl nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund seiner ausgeprägten Ablehnung nahezu aller Standeskollegen betrachtet werden, denen er Inkompetenz, Kriecherei und wirtschaftliche Abhängigkeit vorwarf: Zu keiner einzigen Person (außer im Rückblick zu dem von ihm vergötterten Vater – die Mutter hingegen, nur einmal erwähnt, diffamiert er als Xanthippe) gibt er, ein Mann ohne Familie, eine nähere Bindung zu er-

kennen, lebt allein der Wissenschaft und der ärztlichen Praxis.

Die frappierende Distanz Galens zu seiner Umwelt, sofern diese nicht seine bedingungslose Hingabe an die Wissenschaft zu teilen bereit war, dürfte die Erklärung einerseits dafür sein, dass er fast nur beiläufig oder aber eben zur Ausgestaltung der Schilderung eigener öffentlicher Auftritte seine eminenten Beobachtungsgabe und seinen analytischen Scharfsinn auf gesellschaftliche, kulturelle oder gar politische Phänomene richtet. Man gewinnt den Eindruck, dass nicht nur Rom, seine Wahlheimat über Jahrzehnte, ihm fremd geblieben ist. Umgekehrt können begeisterte Schilderungen botanischer Funde und, noch Jahrzehnte später, die präzise Beschreibung eines bestimmten Berghanges in Griechenland, auf dem er den wertvollsten Honig seiner pharmakologischen Karriere hatte entdecken können, jeden Leser faszinieren und ebenso etwa auch seine Schilderung der gewaltigen Vorräte der kaiserlichen *apothekai* (meines Wissens die erste Verwendung dieses Begriffes in dieser spezifischen Bedeutung) an wichtigen Substanzen der zeitgenössischen Pharmakopoe wie Balsam, Holz u. a.

Schlange-Schöningen behandelt auf der Basis der nicht wenigen autobiographischen Notizen Galens, besonders in *De praecognitione*, die Einzelheiten des Medizinbetriebes in der Hauptstadt und hier vor allem den führenden gesellschaftlichen Kreisen. Ein besonderes Augenmerk hat er immer gegenüber chronologischen Fragen; diese vorzügliche Aufgabe des Historikers wird sehr gut erfüllt und markiert in ihrer systematischen Zusammenfassung und Durchdringung unseres Kenntnisstandes eine grundlegende Leistung des Buches. Der Verfasser meint auf dieser Basis auch nachweisen zu können, dass Galen nicht aufgrund des Ausbruchs der großen Seuche 166 Rom heimlich verlassen habe, sondern vielmehr, um sich wachsenden Erwartungen und Verpflichtungen zu entziehen – eine angesichts der oben skizzierten Persönlichkeitsstruktur Galens einleuchtende Erklärung, wenn sie auch die unstrittbar merkwürdigen Ausführungen des Arztes zu seiner ›Flucht‹ ebenfalls nicht völlig auflösen kann. Zu einer besonders wichtigen Erkenntnis gelangt der Verfasser auf der Basis einer ungemein gründlichen Textanalyse in Hinblick auf die Rolle Galens am Hofe Mark Aurels: Galen kann, anders als bislang in der Regel angenommen, nicht als Leibarzt dieses Kaisers angesprochen werden, auch wenn er wiederholt zu Konsultationen einberufen und später zum Verantwortlichen der *apothekai* und für die Theriakproduktion berufen wurde.

Zusammenfassend ist die übergreifende Herangehensweise des Buches – der doppelte Zugriff auf die Biographie Galens und auf die im galenischen Œuvre sich spiegelnden Aspekte der Sozialgeschichte der römischen Kaiserzeit – kritisch zu würdigen. Schlange-Schöningen hat den erfolgreichen Versuch unternommen, die Lebensstationen Galens und die Eigenart seines intellektuellen und beruflichen Werdegangs aus dem umfangreichen Werk des großen Arztes zu erschließen. Die

Diskussion chronologischer Fragen (von sachlich allerdings unterschiedlichem Stellenwert) spielt in seiner Studie eine wichtige Rolle. Wertvoll ist hier der synthetische Zugriff auf der Basis eines extrem schwierigen Quellenmaterials; allerdings vermag sich der Verfasser dabei allenthalben auf teils vorzügliche Vorarbeiten zu stützen. Über weite Strecken folgt dieser Ansatz daher konventionelle Wege und vermag nichts grundsätzlich Neues zu erschließen.

Doch auch unter konventioneller sozialhistorischer Perspektive bleiben nach dem Buch, oder gerade wegen des Buches von Schlange-Schöningen, manche Fragen offen. Die eingehende Behandlung der Theriakherstellung unter Mark Aurel, für die Galens *De antidotis* ein hervorragendes Zeugnis (mit manchen weiteren kulturhistorisch wertvollen Beobachtungen) bietet, ist, wie auch die Frage nach einer möglichen Opiumsucht Mark Aurels, kaum als eine sozialhistorische zu begründen. Dabei bietet Galen auch in diesen pharmakologischen Passagen aufschlussreiche Hinweise auf bemerkenswerte gesellschaftliche Verhältnisse der Zeit, die Schlange-Schöningen allerdings unverständlichweise nicht der Erwähnung wert sind: Der Theriak-Gebrauch des Kaisers wurde nämlich in weiten Teilen der römischen Elite fleißig nachgeahmt, der Absatz der relevanten Ingredienzien brach hingegen mit dem Tode des Kaisers und der Nachfolge seines Sohnes, der diesen Trunk verabscheute, sofort zusammen. Nicht nur hier bietet Galen hochinteressante, bislang nicht ausgewertete Hinweise auf soziale Praktiken innerhalb der römischen Oberschicht, die ein bemerkenswertes Bild auf die soziale und kulturelle Leitfunktion des Kaiserhauses innerhalb der Reichselite werfen, die uns etwa auch aus der Imitation der Frisuren des Kaiserhauses schon länger bekannt ist. Modetrends beschränkten sich im 2. Jh. nicht auf Kleidung, Barttracht, Frisuren oder Literatur – sie erfassten auch Ernährungsgewohnheiten, Kosmetik, medizinische, sportliche und Unterhaltungspraktiken.

Galen bietet zudem nicht nur hervorragende Informationen zur Sklaverei, die von Schlange-Schöningen in vorzüglicher Weise erfasst und analysiert werden. Manche unmittelbar sozialhistorisch relevanten Felder bleiben daneben in der Untersuchung gänzlich unberührt. Denn auch für die Wahrnehmung und Rolle der Frau in der römischen Gesellschaft stellt dieser medizinische Autor eine wahre Goldmine dar, aus der zu schürfen sich nicht allein Vertreter der Gender Studies anheischig machen sollten (Siehe hierzu R. FLEMMING, *Medicine and the making of Roman women. Gender, nature, and authority from Celsus to Galen* [Oxford 2001] 255–388 ausführlich zum – nicht nur medizinischen – Zeugnis Galens). Nichts anderes gilt für das Badewesen in der römischen Welt, das nicht erst seit entsprechenden Therapien des methodischen Arztes Asklepiades in der späten Republik offenbar auch einen erheblichen Einfluss auf die Ausbreitung auch des römischen Thermenwesens genommen haben könnte.

Ein letztes Feld, dessen sozialgeschichtlicher Auswer-

tung die Schriften Galens dringend harren, ist zum Schluss zu benennen. Es dürfte keinen anderen Autor zumindest der Kaiserzeit, wenn nicht der Antike insgesamt, geben, der eine so herausragende Quelle für die Ernährungsgewohnheiten der einfachen Landbevölkerung der antiken Welt, und zwar nach ihren unterschiedlichen geografischen Räumen, bietet wie Galen. Vornehmliches Zeugnis dafür ist seine umfangreiche Schrift über »Nutzen und Schaden der Nahrungsmittel« (siehe Übersetzungen bzw. Kommentare von O. POWELL, *Galen on the properties of foodstuffs* [Cambridge 2003] und M. GRANT, *Galen on food and diet* [London/New York 2000]). Schlange-Schöningen weist sogar im Zusammenhang seiner Analyse des Aufenthaltes Galens in Ägypten auf die dort von dem jungen Medizinstudenten angestellten entsprechenden Beobachtungen kurz hin (98 f.), nimmt dieses Thema an keiner weiteren Stelle wieder auf.

Eine grundsätzliche Erörterung und Perspektive soll am Ende dieser Besprechung stehen. In seiner auffälligen, über weite Strecken nahezu ausschließlichen Konzentration auf das Zeugnis der galenischen Schriften vergibt der Autor zugleich eine wichtige Chance: Der merkwürdig isolierte Werdegang des Arztes, wie er aus seinen autobiographischen Notizen erscheint, die hier hervortretende gewissermaßen rein galeno-zentrische Betrachtungsperspektive auf Biographie und Gesellschaft belässt den Pergamener zwangsläufig auch im Buch von Schlange-Schöningen als Persönlichkeit in ihrer Umwelt isoliert. Kaum ein Seitenblick wird auf die vergleichbaren und zugleich so unterschiedlichen Werdegänge anderer Intellektueller des 2. Jhs., genauer der Zweiten Sophistik geworfen, deren (nicht nur in den Fußnoten punktuell erfolgende) Einbeziehung eine vergleichende, damit analytisch differenzierende Einordnung und Bewertung des Werdegangs und der Erfahrungswelt Galens erlaubt hätte. Ein Apuleius oder ein Favorinus tauchen bei Schlange-Schöningen nicht auf, ebenso wenig die Werdegänge griechischer Ärzte, die vor Galen in Rom reüssierten oder als seine Konkurrenten auf den Plan traten. Das gleichermaßen kulturelle wie soziale Phänomen der Zweiten Sophistik, in das Galen mit Nachdruck gestellt werden muss (beim Verfasser ungeachtet solcher Vorarbeiten wie derjenigen H. von Stadens nur unvollkommen geschehen), eine systematische Betrachtung des Auftretens griechischer Intellektueller (und ihres sozialen Hintergrundes!) im Rom des 2. Jhs. hätte geholfen, sowohl die biographische als auch die »sozialhistorische« Betrachtungsweise dieser Zeit angemessen aufzufächern und ein feineres Instrumentarium zur Erfassung sozialer Verhältnisse im Umfeld Galens zu entwickeln.

Dies hätte auch dazu verholfen, eher holzschnittartige Kategorien wie die Angehörigkeit zu einer sozialen Schicht (Munizipalaristokratie, römische Elite) in ihrer Aussagekraft zu hinterfragen und den besonderen Bedingungen der antoninischen Gesellschaft entsprechend anzupassen sowie um relevante(re) Elemente zu ergänzen: Diese Gesellschaft orientierte sich nämlich,

weit über die konventionellen sozialen Schichtungskriterien familiärer Abkunft, Reichtum und *cursus honorum* hinaus, offensichtlich zusätzlich, da eine exklusive Identität gestattend, an Kriterien wie weitläufiger, auch philosophische und andere Disziplinen umfassender Bildung, an klassizistischem rhetorischem Ausdrucksvermögen und ähnlichen elitär-intellektuellen Vorlieben, die allerdings alle für die Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit eine markante Rolle spielten. Die Arbeiten von Simon Swain, Thomas Schmitz u. a. haben gezeigt, welche eminente Rolle in dieser Gesellschaft, erst recht ihren griechisch geprägten Kreisen (auch in der stadtrömischen, nun teils aus dem griechischen Osten stammenden Oberschicht) Bildung in ihren unterschiedlichsten Facetten spielte.

Dies erklärt manche ansonsten leicht übersehene Seite Galens. So dürfen die linguistischen Interessen Galens nicht als eine Facette seiner umfassenden wissenschaftlichen Vorlieben betrachtet und leichtthin beiseite geschoben bzw. überhaupt ignoriert werden: Sein Stolz auf rechte, d. h. an den klassischen attischen Vorbildern geschulte, Sprache spiegelt hier nicht nur eine griechisch-kulturelle, sondern zugleich eine eminente zeitgenössische soziale Norm. Deshalb bedeuten auch das von Galen in 40 Bänden verfasste attizistische Lexikon und andere einschlägige (allesamt gleichfalls verlorene) Schriften eben weit mehr als nur einen Beitrag zum kulturellen Diskurs einer Zeit. Sie verweisen vielmehr auf ein unentbehrliches soziales Distinktionsmerkmal, das nicht nur zu besitzen, sondern normativ mit auszugestalten Galen in aller Öffentlichkeit beanspruchte. So wird man auch die öffentlichen anatomischen Demonstrationen Galens in Rom nur als Facette eines weit gespannten Kulturbetriebes in einer weitgehend hellenisierten stadtrömischen Oberschicht verstehen dürfen, für die die intensive Beschäftigung – u. a. mehrere Konsulare verfolgen über fünf Tage hinweg eine medizinisch-philosophische Demonstration bzw. Wettbewerb! – nur als prägnanten Ausdruck eines neuen oder doch zumindest neu differenzierten sozialen Selbstverständnisses lesen müssen.

Natürlich propagierten viele, vor allem römisch-senatorische Autoren des 1.–3. Jhs. mit Nachdruck den unveränderten Fortbestand der alten Standeskriterien, wie sie im frühen Prinzipat festgeschrieben worden waren. Im konservativen Feld des Rechtes wurden diese auch hartnäckig verteidigt. Doch hatte sich diese Gesellschaft schon aus demographischen Notwendigkeiten – einer ständigen Erneuerung des Senatoren- und des Ritterstandes, aber auch der einzelnen städtischen Eliten – als mobil und flexibel erwiesen. Die Herausbildung einer verfeinerten, alle denkbaren Wissensbereiche umfassenden Hochkultur, die Galen in seinem *Ceuvre* in frapperender Weise zu spiegeln vermag, ist deshalb als eine Praxis etablierter höchster sozialer Kreise zu verstehen, unanfechtbare zusätzliche Exklusivitätsmerkmale zu etablieren. Diese Kreise hatten sich die Erfüllung von Standeskriterien nicht erarbeiten müssen, sondern als selbstverständliches und treu gehü-

tetes Erbe der Vorfahren geerbt. Galen als erstangiger Zeuge einer Gesellschaft im Wandel ist Schlange-Schönungen in seiner Orientierung an traditionellen statischen Gesellschaftskriterien leider entgangen.

In Rom und in weiten Teilen der städtischen Welt des Imperium florierte für wenige Generationen eine eigentümlich kultivierte und verfeinerte, teils auch bereits hypochondrische Gesellschaft (Aelius Aristides, Fronto, Marc Aurel), eben das ›goldene Zeitalter der Antoninen‹ (Edward Gibbon). Dieser Gesellschaft und ihrer prononcierten kulturellen Selbststilisierung bereiteten dann das unvermutete Hereinbrechen der ersten germanischen Völker im Norden, die resultierenden bitteren und verlustreichen militärischen Auseinandersetzungen und, in ihrer Folge, militärische und andere Umstrukturierungen (Aufstieg der *viri militares* und der Soldatenkaiser in der Krisenzeit des 3. Jhs., dann die endgültige militärische Dominanz der *equites* auf Kosten des Senatorenstandes) ein abruptes Ende.

Solche Perspektiven stellen Galen allerdings in ein Kräftefeld, in dem er bislang von althistorischer Seite nicht wahrgenommen worden ist. Diesen wichtigen Autor künftig auch genuin historischen Fragestellungen erschlossen zu haben, ist ein Verdienst, das Schlange-Schönungen hoch angerechnet werden sollte.

Münster

Johannes Hahn

KARL LEO NOETHLICH, **Die Juden im christlichen Imperium Romanum (4.–6. Jahrhundert)**. Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt. Akademie Verlag Berlin 2001. 271 S.

»Die Reihe Studienbücher ›Geschichte und Kultur der Alten Welt‹ möchte zu einer Antwort auf die angesprochenen Probleme (sc. das Verschwinden der Antike und des Mittelalters aus den Lehrplänen und den Studienordnungen, JNP) beitragen. Die einzelnen Bände sollen in der Breite wie in der Konzentration der gebotenen Inhalte ein fundiertes Informationsmedium und ein in die Vertiefung von Fragestellungen wie Methoden führendes Arbeitsinstrument darstellen.« (Vorwort der Herausgeber, S. 6). K. L. Noethlichs hatte sich schon 1971 in seiner Kölner Dissertation (›Die gesetzgeberischen Maßnahmen der christlichen Kaiser des 4. Jahrhunderts gegen Häretiker, Heiden und Juden‹) mit einem Teilaspekt jüdischer Geschichte in der Spätantike beschäftigt und 1996 bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft den Band ›Das Judentum und der Römische Staat. Minderheitenpolitik im antiken Rom‹ herausgebracht. Der im Folgenden zu besprechende Band schließt sich somit zeitlich an den älteren an, ist aber den Vorgaben der Reihe ›Studienbücher‹ angepasst. Noethlichs schreibt demnach in ›Vorbemerkung, Ziele und Schwerpunkte‹ (S. 17): »In Verbindung mit knappen Sachinformationen und Überblicks-

darstellungen zu zentralen Themenbereichen der Alten Welt ... wird der Zugang zu wichtigen Quellen einem größeren Interessentenkreis, dem i. d. Regel einschlägige Sprachkenntnisse fehlen, durch Übersetzung und hinreichende Kommentierung eröffnet.«

Daraus folgt, dass der vorliegende Band von Noethlichs weniger anhand der Präsentation neuerer Forschungsergebnisse als einer pädagogisch klaren und methodisch überzeugenden Darstellung gemessen werden will. Dem Aufbau der Reihe entsprechend, folgt auf das Abkürzungsverzeichnis ein ›Darstellung: genannter erster Teil (S. 17–95), dem sich Teil II anschließt (›Materialteil, SW. 99–242). Der Band endet mit einem ›Anhang (S. 245–271), der nacheinander drei Karten (zur Verbreitung der Juden im römischen Reich der Spätantike, politische Gliederung Palästinas im 4./5. Jh., Synagogen in Palästina 1.–7. Jh.), eine Arbeitsbibliografie, ein Glossar, einen Index der Rechtsquellen, einen Index der Inschriften, sowie einen Namen- und Sachindex (warum keinen Ortsnamensindex?) umfasst.

Teil I enthält nach einer ›Vorbemerkung (›Ziele und Schwerpunkte dieses Studienbuches, A.) und dem Versuch der zeitlichen Abgrenzung des Themas (S. 23–30) die beiden Hauptabschnitte C (›Chronologischer Teil. Ereignisgeschichtlicher Überblick zum Judentum im christlichen Imperium Romanum bis zur arabischen Eroberung Jerusalems 638 mit einem Ausblick bis zum 2. Konzil von Nicaea 787) und D (›Systematischer Teil), der nacheinander die jüdischen Siedlungsgebiete in der Spätantike, Gemeindeorganisation und Patriarchat, die Rechtsstellung der Juden anhand der Kaisergesetze, die Juden im Spiegel der kirchlichen Kanones, das christliche Judenbild in der Spätantike außerhalb der Kanones und die theologischen Auseinandersetzungen zwischen Juden und Christen, das Bild der Juden in nichtchristlichen Quellen der Spätantike, jüdisches Leben im Alltag der Spätantike, schließlich das spätantike Judentum im Spiegel der archäologischen und künstlerischen Zeugnisse behandelt. E bietet eine kurze Zusammenfassung und einen ›Ausblick. Der ›Materialteil bietet dann in den Abschnitten 1–8 die Kaisergesetze, Konzilsbestimmungen, Texte zur theologischen Auseinandersetzung der Christen mit den Juden, jüdisches Schrifttum der Spätantike, ausgewählte jüdische Inschriften des 3.–7. Jhs., Zeugnisse zum Miteinander von Juden und Christen im täglichen Leben, das Bild der Juden in nichtchristlichen Quellen der Spätantike, schließlich eine ›Spätantikes Judentum im Spiegel der archäologischen und künstlerischen Zeugnisse umfassende Sammlung von Abbildungen mit (häufig unzureichendem) Kommentar. Die Gliederung ist somit übersichtlich.

Auch der oberflächliche Kenner der Spätantike weiß, dass sich nach dem 3. Jh. die Quellenlage ändert: Vor allem, wer den Osten des Römischen Reiches behandelt, kommt mit griechischen und lateinischen Quellen nicht mehr aus. Die einzelnen Völker des Römerreiches beginnen, ihre zumeist vorhellenistischen Sprachen (neu) zu verschriftlichen: Syrisch, Koptisch,

Armenisch, etc. Die Sasaniden bedienen sich inschriftlich des Mittelpersischen. Im Imperium hängt dies mit Mission und Christianisierung zusammen, spiegelt aber einen allgemeinen Desintegrationsprozess, der im Osten das Griechische auf Dauer seine Stellung kostet. Wer sich daher mit der Osthälfte des Imperiums beschäftigt, tut gut daran, dieser Tatsache Rechnung zu tragen, zumal, wenn er eine Minderheit wie die Juden untersucht, die in der Osthälfte des Reiches ihren Schwerpunkt hatte. Wenn Noethlichs freilich behauptet (S. 28), seit der Zeit Konstantins des Großen habe eine ›Rückkehr zum Hebräischen« stattgefunden, so ist das irreführend und trägt der komplexen sprachlichen Situation in Erez Israel und der Diaspora in keiner Weise Rechnung.

Der gravierendste Nachteil des Buches ist, dass Noethlichs die komplexe Quellenlage in keinerlei Weise berücksichtigt: Mit anderen Worten fehlen in seinem Buch die jüdischen Quellen, die in überreicher Fülle, auch übersetzt, vorliegen (die zwei Talmudim, die Mishna, die Tosefta, die Midrashim (dass es diese Gattung auch auf Griechisch gegeben hat, weiß man seit langem), Targumim, die Hekhalotliteratur und die frühen Piyyutim sind alle in der christlichen Spätantike entstanden), nahezu vollständig. Werden diese Quellen auf S. 20 Anm. 12 noch mit knappen Worten abgetan, so liest man auf S. 199 unter der Überschrift ›Jüdisches Schrifttum der Spätantike‹ den haarsträubenden Satz: ›Davon ist so gut wie nichts erhalten‹, um auf der folgenden Seite zu bemerken, dass Noethlichs damit die Literatur in Griechisch und Lateinisch meint. Diese Sicht ist nun längst überholt, eurozentrisch und nicht geeignet, dem löblichen Vorsatz des Verfassers, die jüdische Geschichte als Teil der europäischen Geschichte zu begreifen (S. 17), in irgendeiner Weise Genüge zu tun. Auch wenn der Einzelne kaum über sämtliche Sprachkenntnisse verfügen kann (doch s. unten die Arbeit von M. Jacobs), ist in einem solchen Falle entweder Koautorenschaft oder Verzicht auf die Bearbeitung des Themas das Gebot der Stunde. Noethlichs' Behandlung der Kaisergesetze ist denn auch die einzige Stärke des zu besprechenden Buches; es ist aber als verfehlt zu nennen, dass einerseits die rabbinischen Quellen als problematisch abqualifiziert werden, im Falle der römischen Gesetzgebung jedoch so getan wird, als reflektierte diese die Wirklichkeit. Vielmehr sind beide Quellengattungen literarisch stilisiert, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Das hat M. Jacobs in seiner Berliner Dissertation (Die Institution des jüdischen Patriarchen. Eine quellen- und traditionskritische Studie zur Geschichte der Juden in der Spätantike [Tübingen 1995] vor allem 334–341; hier werden die Quellen in ihren respektiven Sprachen kritisch unter Kenntnis des Originals gesichtet) in mustergültiger Weise dargestellt; ein Buch, das Noethlichs zitiert, aber offenbar wenig gelesen hat.

Das wird an der Behandlung der Institution des Patriarchen (hebr. *ha-Nasi*) deutlich. Völlig verfehlt ist die Behauptung Noethlichs, diese Institution habe es seit dem 4. Jh. gegeben (S. 19), heißt doch schon der Red-

akteur der Mishna im 2. Jh. Yehuda ha-Nasi. Noethlichs spricht denn auch im folgenden Satz vom 3. Jh. Es fehlt außerdem die wesentliche Information, dass der Patriarch in Palästina residierte – die Nennung der Diaspora wirkt in diesem Zusammenhang eher verwirrend. Auch das Glossar s. v. ›Patriarch‹ stiftet eher Unordnung, ebenso die Nachricht, der Patriarchat sei 429 »ausgestorben« (S. 20) – er wurde vielmehr abgeschafft. Vor allem fehlt jedoch bei Noethlichs jeder Hinweis auf die Forschungsdiskussion, welche politischen und ökonomischen Funktionen sich wann mit dem Titel verbanden – was er bei Jacobs (a. a. O. 27–123) hätte finden können. Vergänglich sucht man das Buch von C. HEZSER, *The social structure of the rabbinic movement in Roman Palestine* (Tübingen 1997), in dem auch der Begriff ›Rabbi‹ (Teil 1, S. 53–154) diskutiert wird: Was Noethlichs zu diesem Titel S. 20 Anm. 12 schreibt, trägt zur allgemeinen begrifflichen Unordnung bei, die auch der Eintrag im Glossar nicht klärt. Eine derartig grundlegende Institution des Judentums wie das Rabbinat sollte im Haupttext diskutiert werden, nicht in einer Anmerkung.

Kurz, Noethlichs kennt sich im Judentum nicht wirklich aus, sondern beschränkt sich im Wesentlichen auf die Interpretation der ihm wohlbekannten Kaisergesetzgebung.

Das gilt leider auch für die christlichen Texte außerhalb der *Codices Theodosiani et Justiniani*: Wie bekannt reicht die östliche Spätantike in das Arbeitsgebiet hinein, das auch Byzantinistik und Orientalistik behandeln; Noethlichs Buch umfasst den Zeitraum bis 787 (*Nicaenum secundum*). Die Quellenlage für diese Zeit ist oft kompliziert, weil für viele Ereignisse lediglich syrische, armenische, äthiopische oder arabische Quellen vorliegen. Das kann den Anfänger verwirren, und es hätte dem Band sehr gut getan, die zitierten Quellen einmal übersichtlich nach Autorennamen, Quellsprache, etwaigen mittelalterlichen Übersetzungen, Editionen und neueren Übersetzungen aufzulisten. Ein derartiger *conspectus fontium* fehlt indes vollständig. Was stattdessen geboten wird, mag hier beispielhaft vorgeführt werden: Auf S. 48 trifft der Leser in Anm. 106, welche die Quellen zur persischen Eroberung Jerusalems auflistet, auf einen Autor namens »Euty chius ann. 216 ff. (PL 111, 1088–1091, vgl. Anm. 101).« In dieser Anmerkung wird jedoch der nur äthiopisch überlieferte Johannes v. Nikiu genannt, ohne dass der Leser erführe, dass dieser wichtige Chronist wohl im 7. Jh. schrieb. Anm. 111 schreibt Noethlichs: »Euty chius Alexandrinus (Ibn Batrik [sic!]) ... (als lateinische Übersetzung in PG [sic!] 111, 1084 f. bzw. Michael Breydy, CSCO, *Scriptores Arabici*, tom. 44, 1985. Breydy bietet a. O. tom. 45 auch eine deutsche Übersetzung ...«. Anm. 126 liest man dann »Euty chios [sic!] (Mitte 10. Jh.), PG 111, 1012 ...«. Der Nichtspezialist in christlich-arabischer Literatur erfährt durch dieses Verwirrspiel an keiner Stelle, dass es sich um den arabisch schreibenden Melkiten Saïd ibn Baṭṭīq handelt (Saïd = Εὐτυχής), dessen ›Nazm al-ḡauhar‹ (›Halsband der Juwelen‹) genann-

tes Werk bis kurz vor den Tod des Autors (940), nämlich bis 938 reicht. Wichtig ist auch, dass das Werk, eine Weltchronik, in zwei Manuskripten vorliegt, deren eine, der Cod. Sinaiticus Arab. 582, vielleicht der Autograf des Autors ist: Ihn hat Breydy 1985 in zwei Bänden als Bd. 471 und 472 des CSCO herausgebracht und (schlecht) ins Deutsche übersetzt. Die längere, wohl interpolierte Fassung wurde von L. Cheikho schon 1906 ediert. Ähnlich wird der Autor behandelt, der bei Noethlichs S. 49 und öfter »Agapius de Membidij«, recte Agapius (Maḥbūb) von Manbiḡ heißt. Wieder handelt es sich um einen christlichen Autor arabischer Sprache (›Agapius‹ ist dabei eine Übersetzung von Maḥbūb [ibn Quṣṭanṭīn]), der im 10. Jh. eine Weltgeschichte schrieb, und dessen Werk von A. Vasiliev und anderen in Paris 1909 herausgegeben und ins Französische übersetzt wurde (Nachdruck Turnhout 1947); die Stadt ist das alte Hierapolis/Bambyke, das Syrisch bekanntlich Mabbog, arabisch dann Manbiḡ genannt wird. Diese Beispiele sind jedoch nur die Spitze des Eisberges; was Noethlichs hier bietet, ist eine Mischung aus Fehlinformationen, verwirrenden Wiederholungen und einfacher Schlamperei, die allein schon dazu angeht, das Buch unbrauchbar zu machen. Viel besser verfährt in diesem Punkt der Band von E. WINTER/B. DIGNAS, Rom und das Perserreich. Zwei Weltmächte zwischen Konfrontation und Koexistenz, der in der gleichen Reihe 2001 erschienen ist und eine ähnlich komplexe Quellenlage (Abarī etc.) bewältigen muss.

Die Sammlung von (biblischen) ›Texten zur theologischen Auseinandersetzung der Christen mit den Juden‹ (M 88–94) ist weitgehend wertlos, weil Noethlichs lediglich die Bibelstellen zitiert, um dann für die theologischen Diskussionen auf Schreckenbergs zu verweisen. Liest man jedoch dessen Buch, benötigt man Noethlichs Sammlung eigentlich nicht mehr. Hier hätte es sich gelohnt, die Mühe auf sich zu nehmen, christliche und jüdische Interpretationen einander gegenüberzustellen, vielleicht mit einem Hinweis auf die unterschiedliche Hermeneutiken (was Noethlichs darüber S. 74 f. sagt, ist ganz ungenügend). Das schöne Buch von M. SIMON, *Verus Israel*, das seit 1986 auch auf Englisch vorliegt, fehlt leider, ebenso W. HORNBURY, *Jews and christians in contact and controversy* (Edinburgh 1998).

Absurd zu nennen ist ferner Noethlichs Versuch, aus christlichen Schriften gegen die Juden wirkliche jüdische Argumente gegen die Christen zu extrahieren. Dabei liegen jüdische Quellen zu Jesus (in der Regel unter dem Titel *toldot Jeshu* überliefert und Origenes bereits bekannt) in überreichem Maße vor; vgl. dazu neuerdings P. SCHÄFER, *Jesus in the Talmud* (Princeton 2007) (das freilich nach Noethlichs Buch erschienen ist).

Ebenso problematisch ist es, wenn der Autor versucht, das Alltagsleben der Juden in den Blick zu nehmen (S. 81–91 und 204–225 in Teil II), und zwar wiederum nur anhand der ihm zugänglichen Quellen. Ein derartig verengter Blick ist in der Geschichtswissenschaft längst überholt. Will man tatsächlich eine Dar-

stellung der Juden in ihrem Alltag innerhalb des Römischen Reiches unternehmen, muss statt dieser einseitigen Vorgehensweise auch eine Berücksichtigung der zahlreichen jüdischen und orientalischen Quellen erfolgen, siehe z. B. S. J. D. COHEN, *The Jewish family in antiquity* (Atlanta 1993).

Bei der Behandlung des bekannten Jahreszeitensarkophages unter Ziffer 8 des ›Materialteils‹ (S. 234) unterschlägt Noethlichs die Tatsache, dass dieser Sarkophag, der die Darstellung einer Menorah bietet, die sich in einem *clipeus* befindet, der von zwei Viktorien gehalten wird, in der jüdischen Katakombe von Vigna Rondanini in Rom gefunden wurde, was für die von Noethlichs offen gelassenen Fragen einer möglichen sekundären Umarbeitung oder ursprünglichen jüdischen Herkunft wichtig ist. In diesem Abschnitt hätte R. HACHLILI, *Ancient Jewish art and archaeology in the land of Israel* (Leiden 1988), angeführt werden müssen.

Nicht besser steht es um das Glossar: Hier finden sich Fehlinformationen neben falschen Schreibungen (*shelikkim* [die Entsprechung von Griechisch ἀπόστολοι] muss heißen *shelichim*; ähnlich Anm. 449: statt *wikkuschim* lies *wikkuchim*) und problematischen Bezeichnungen wie »Kultfunktionär«. Es hätte dem Band gut getan, wenn das Glossar von vorneherein anders strukturiert worden wäre: griechischer Begriff/lateinische Entsprechung/hebräisches Grundwort (etwa zu ἱερεύς hebr. *Kohen*; als Familienname belegt bei NOY, Bd. 2 Nr. 80). Daran hätte sich ein Kommentar anschließen sollen, der, Wort- und Begriffsgeschichte miteinander verbindend, Titel und Aufgaben in ihrer historischen Entwicklung aufzeigt. Ähnliches ließe sich leicht für ὑπηρέτης oder ἀρχισυνάγωγος (vgl. dazu M Sota 7: 7–8 und JACOBS a. a. O. 280–282 mit guter Diskussion der Begrifflichkeit anhand des *Codex Theodosianus*) darlegen, deren hebräische Blaupausen bekannt sind. Völlig ungenügend dazu bei Noethlichs auch S. 60f.: Eine Einteilung in »liturgische« vs. »weltliche« Funktionen verkennt irreparabel den korporativen Charakter des (nicht nur) antiken Judentums im Sinne von Max Webers bekannter Studie. Was ein »Psalmensänger« (S. 61) sein soll, entzieht sich meiner Kenntnis.

Das Buch kann leider die in der ›Einleitung‹ erhobenen Erwartungen nicht erfüllen und wirkt wie eine lieblose Auftragsarbeit. Besonders wirken sich seine Fehler auf eine mögliche pädagogische Verwendung aus: Empfehlenswert für Studierende und Lehrende ist es auf keinen Fall.

Berlin

Johannes Niehoff Panagiotidis
und Saskia Dönitz

ECKART OLSHAUSEN und HOLGER SONNABEND (Hrsg.), *Zu Wasser und zu Land. Verkehrswege in der antiken Welt*. Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 7. Geographica Historica 17.

Steiner, Stuttgart 2002. 492 Seiten, 131 Abbildungen, 4 Tabellen, 1 Faltplan.

Der Band bietet die Akten zum bereits 7. Internationalen Kolloquium zur Historischen Geographie des Altertums, das unter Leitung von Eckart Olshausen und Holger Sonnabend vom 5.–9. Mai 1999 in Stuttgart unter großer Beteiligung stattfand. In ihrer Zielsetzung verfolgte die Tagungsreihe wie auch dieses jüngste Kolloquium den Zweck, den interdisziplinären Diskurs sowie die Zusammenarbeit aller an der Historischen Geographie der Antike interessierten Forscher zu ermöglichen und zu intensivieren, indem Vertreter verschiedenster Fachrichtungen (Geschichte, Archäologie, Geographie, Geologie, Philosophie, Verkehrswissenschaft) zur Beteiligung eingeladen waren. Daraus erklärt sich auch die von den Veranstaltern beabsichtigte thematische und methodische Breite der Beiträge, die sich auch im offen formulierten Titel der Tagung ›Zu Wasser und zu Land. Verkehrswege in der antiken Welt‹ widerspiegelt. Als behandelte Themenkomplexe heben die Herausgeber im Vorwort einige Bereiche (Verkehrswissenschaft im engeren Sinn, Topographie und Architektur, Wirtschaft und Handel, Reisen und Verkehr im privaten Alltag, Religion und Verkehr, Verkehr im militärischen Kontext, Verkehr in der antiken Literatur) hervor, welche jedoch nicht durch eine klare Strukturierung des Bandes reflektiert werden. So folgt die Anordnung der Beiträge dem Verlauf der Tagung, wodurch »die vordergründig unsystematische Reihung der Referate« dokumentiert werden soll. Dennoch hätte der inhaltlich wie methodisch reiche und interessante Band von einer Bündelung thematisch verwandter Beiträge unter diversen Aspekten bzw. einer sinnvoll gegliederten Anordnung profitiert, gerade wenn man die Fülle von insgesamt 34 Referaten und sich wiederholende Inhalte betrachtet. Unter diesen finden sich auch eine Reihe von Resümees bzw. Kurzfassungen von an anderen Orten publizierten ausführlicheren Studien (siehe Beiträge von Chaniotis, Freitag, Schmaltz, Rathmann, Wagner-Hasel). Erleichtert wird dem Benutzer der Zugang durch ein ausführliches Register am Ende des Bandes (S. 474 ff.: 1. Antike Personen – Götter und Heroen; 2. Moderne Personen; 3. Sachen; 4. Geographica). Bilder, Graphiken und vor allem Karten bereichern verschiedene Beiträge, leider aber nicht alle. Gerade bei den Routenbeschreibungen können textbegleitende Abbildungen die Lektüre erleichtern.

Die Aufsätze des Tagungsbandes bieten im Einzelnen die folgenden Ergebnisse:

Heinz E. Herzig, ›Die antiken Verkehrswege in der Schweiz. Neuere Forschungen zu den römischen Straßen‹ (S. 9–16). Hier werden die Arbeiten von zwei Forschungsprojekten zu antiken Verkehrswegen in der Schweiz vorgestellt, welche die folgenden Fragen untersuchen:

- a) Welche Wege sind antike Verkehrswege? Dies wird insbesondere am Beispiel der so genannten Geleisestraßen eruiert.

b) Wie entwickelten sich die antiken Wegesysteme? Dies stellt ein schwer nachvollziehbares Problem dar, da insbesondere die als Quellen wichtigen Itinerare nur ein statisches Bild einer späten Zeit (3./4. Jh.) bieten (Vgl. H. E. HERZIG, Untersuchungen zum römischen Straßennetz in der Schweiz. Der Versuch einer Mikrostraßengeschichte. Bonner Jahrb. 202/203, 2002–2003 [2005], 227–236).

Der Beitrag von Holger Sonnabend und Michael Häscher, ›Konkurrierende Verkehrssysteme in der Antike? Moderne Fragen zum antiken Verkehrswesen im Lagunengebiet zwischen Aquileia und Ravenna‹ (S. 17–28), zeigt, dass im genannten Gebiet in der Antike Straßen und Wasserwege nebeneinander bestanden und daher Möglichkeiten zur Konkurrenz gegeben waren, wobei sich jedoch die Nutzungsfrequenz sowie die ihr zugrunde liegenden Auswahlkriterien (z. B. Transportkosten) lediglich annäherungsweise bestimmen lassen.

Von Peter Kehne, ›Zur Logistik des Xerxes-Feldzuges 480 v. Chr.‹ (S. 29–47), werden die konkreten Umstände und Probleme des Perserfeldzugs thematisiert (Versorgungs- und Transportkapazitäten, Wege) und dadurch die These, dass die Niederlage der Perser bei Salamis durch mangelnde Logistik hervorgerufen wurde, widerlegt.

Michele R. Cataudella, ›Quante vie d'acqua fra il Mediterraneo e la Persia?‹ (S. 48–59), führt aus, dass zur Zeit des Darios I. als Wasserweg zwischen dem Mittelmeer und Persien neben dem antiken ›Suezkanal‹ und dem Roten Meer der Flussweg (über den Euphrat nach Babylon) als weitere Verbindung zu Wasser zwischen dem Mittelmeer und Persien genutzt wurde; wobei sich die koexistenten Wasserwege funktional ergänzten und damit verschiedenartigen Interessen dienen konnten.

Pedro Barceló, ›Unterwegs mit Hannibal. Von Neukarthago zu den Pyrenäen‹ (S. 60–67), beantwortet seine Frage, wie und auf welchen Wegen Hannibal den 2. Punischen Krieg eröffnete, indem er dessen Seereise nach Gadez (vom Winterlager in Cartagena) als erste Etappe der Reiseroute (des Heereszuges von Cartagena zu den Pyrenäen) definiert, durch welche eine ideologische Offensive inszeniert wurde.

Linda-Marie Günther, ›Reisewege in der spätantiken Hagiographie‹ (S. 68–76), zeigt, dass die spätantiken *vitae sanctorum* lediglich in Ausnahmefällen Informationen zu Reisen und Reisewegen bieten und daher äußerst beschränkt als Quellen zur Historischen Geographie dienen können.

Klaus Freitag, ›Die Fährverbindungen im Golf von Korinth‹ (S. 77–82), resümiert Ergebnisse seiner Dissertation (Der Golf von Korinth. Historisch-topographische Untersuchungen von der Archaik bis in das 1. Jh. v. Chr. [München 2000]), die den Golf von Korinth aufgrund der dort eruierten transmaritimen Infrastruktur als eine der wichtigsten Wasserstraßen des antiken Griechenlands zeigt.

Herbert Grassl, ›Irrwege – Orientierungsprobleme im antiken Raum‹ (S. 83–92), betont die Bedeutung von ortskundigen Führern in der antiken Welt, indem

er die Quellen nach Angaben zum Thema des sich auf einer Reise Verirrten durchforstet hat.

Heinz Warnecke, ›Zur Phänomenologie und zum Verlauf antiker Überseewege‹ (S. 93–104), korrigiert die wichtigsten modernen Fehlurteile über die antike Seeschiffahrt (wie z. B. die Fiktion des *mare clausum*).

Jochen Briegleb, ›Brücken im Straßenverkehr der antiken Welt‹ (S. 105–108) stellt die Bedeutung von Brücken als integrale Bestandteile antiker Straßen, die der Überwindung von Hindernissen dienten, heraus.

Hans Lohmann, ›Antike Straßen und Saumpfade in Attika und der Megaris‹ (S. 109–147), liefert einen Überblick über Bestand, Ausprägung und Entwicklung des Verkehrswegenetzes in Attika und der Megaris.

Giovanna Daverio Rocchi, ›Topografia dello spazio internazionale. La hierà hodós da Atene a Delfi‹ (S. 148–159), charakterisiert die heilige Straße von Athen nach Delphi, welche die Territorien mehrerer Poleis durchquert, als internationalen, inhomogenen (aufgrund der einzelnen autonomen Kulträume) Verbindungsweg, dessen Verlauf, Aufsicht und Benutzbarkeit anhand literarischer und epigraphischer Quellen in seiner historischen Entwicklung untersucht werden.

Beate Wagner-Hasel, ›Kommunikationswege und die Entstehung überregionaler Heiligtümer: Das Fallbeispiel Delphi‹ (S. 160–180), bietet hier eine Kurzfassung von an anderer Stelle (DIES., Der Stoff der Gaben [Frankfurt u. a. 2000] Kap. VI) präsentierten Überlegungen zur Verkehrslage Delphis (insbesondere die Bedeutung von Transhumanzwegen), die einen wesentlichen Faktor zur Entwicklung als Kultstätte von überregionaler Bedeutung darstellt.

Klaus Zimmermann, ›Verkehrsregelungen‹ in der Antike‹ (S. 181–201), führt vor Augen, dass aufgrund der Andersartigkeit des Verkehrs (zu Lande und zu Wasser) in der griechischen wie der römischen Welt (für Rom siehe jetzt auch W. Eck, Verkehr und ›Verkehrsregeln‹ in einer antiken Großstadt: Das Beispiel Rom. In: D. MERTENS [Hrsg.], Verkehr in antiken Städten. Kolloquium DAI Rom 2004 [im Druck]) sich das Eingreifen staatlicher Institutionen auf wenige Maßnahmen (wie Reduzierung von Verkehr, Gewährleistung von Passierbarkeit der Wege, Urbanistik, Stadtplanung) beschränken konnte, was die geringe Überlieferung zur Thematik reflektiert.

Fritz Gschnitzer, ›Straßen, Wege und Märsche in Xenophons Hellenika. Ein Beitrag zur Verkehrsgeographie Griechenlands in klassischer Zeit‹ (S. 202–208), bietet eine geographische Übersicht über die häufig frequentierten Routen auf dem griechischen Mutterland der Zeit von 411 bis 362 v. Chr.

John Bintlaff, ›Going to market in antiquity‹ (S. 209–250), untersucht Konzepte und Entwicklungen im Hinblick auf die Logistik lokaler und regionaler Märkte (in der griechisch-römischen Welt), die durch den in Ost und West der Mittelmeerwelt unterschiedlich ausgeprägten Prozess der urbanistischen Entwicklung (von der Zentrenbildung zur Entwicklung regionaler Zentralort-Hierarchien) determiniert werden.

Eckart Olshausen, ›Gute Reise! Mit Cicero unterwegs‹ (S. 251–262), liefert eine genaue Bestandsaufnahme der Reisetätigkeit Ciceros, durch die er als versierter Reisender mit persönlicher Kenntnis großer Teile des Römischen Reiches (vor allem im Osten) charakterisiert werden kann.

Claudia Bühring und Nadine Riedel, ›Eine überregionale Verkehrsverbindung in flavischer Zeit‹ (S. 263–271), beschreiben den Ausbau des Straßennetzes in der Region von Gadara östlich des Jordan.

Christian Hänger, ›Die amphibischen Operationen in Germanien unter Augustus und Tiberius. Zur Bedeutung des Meeres für die römische Strategie‹ (S. 273–279), zeigt das Scheitern des Germanicus, der beabsichtigte, die Nordsee für den Truppen- und Nachschubtransport im Rahmen seiner Feldzüge in Germanien zu nutzen (Vgl. jetzt allg. zu diesen Feldzügen C. HÄNGER, Die Welt im Kopf. Raumbilder und Strategie im Römischen Kaiserreich [Göttingen 2001] 209–225); dies hatte letztlich den Verzicht auf diese Eroberung zur Folge.

Serena Bianchetti, ›Die Seerouten nach Indien in hellenistischer und in römischer Zeit‹ (S. 280–292), stellt heraus, dass Plinius die Entwicklung der asiatischen Seeverbindung nach Indien beschreibt, die offenbar zu Ungunsten der afrikanischen an Bedeutung gewann, worauf auch der Periplus Maris Eurythraei hinweist.

Gerhard Heimerl, ›Die Zukunft des Verkehrs‹ (S. 293–300), skizziert Probleme und Zielsetzungen von modernem Verkehrswesen und Verkehrswissenschaft in Europa.

Armin Wolf, ›Homer und die Straße von Messina. Plankton, Skylla, Charybdis und die Reihenfolge der Verse der Odyssee 12,55–110‹ (S. 301–322), kommt aufgrund von Übereinstimmungen in Details zum Schluss, dass der homerischen Beschreibung des Weges durch die Meerenge von Messina tatsächliche Reiseerfahrungen zugrunde liegen.

Jost Knauss, ›Furt oder Brücke. Hydrotechnische Aspekte des mykenischen Straßenbaus in der Argolis‹ (S. 323–359), stellt anhand der Betrachtung des mykenisch-thyrnthischen Straßennetzes und seiner fünf erhaltenen Brücken heraus, dass die antiken Bauingenieure ihre Arbeiten auf die aus Naturbeobachtungen gewonnenen Erkenntnisse über den Zusammenhang von hydrologischen und topographischen Voraussetzungen sowie den erforderlichen Baumaßnahmen aufbauten.

Kai Ruffing, ›Wege in den Osten. Die Routen des römischen Süd- und Osthandels (1. bis 2. Jh. n. Chr.)‹ (S. 360–378), liefert einen Überblick über die genannten Routen, welche er in die Bereiche a) Wege über Palmyra und Petra, b) Routen über Ägypten und c) Vernetzungen zwischen den einzelnen Wegen gliedert. Dabei beobachtet er, dass der Seeweg trotz günstigerer Transportkosten den Landweg in seiner Bedeutung nicht überragte, da die Nutzung der verschiedenen Routen von den jeweiligen Trägern des Handels und nicht von einer Kosten-Nutzen-Analyse bestimmt wurde.

Ruth Stepper, ›Zwischen Idylle und Alptraum: Eine Reise durch das krisengeschüttelte Italien (Horaz, Satiren 1,5)‹ (S. 379–388), wirft erneut die Frage auf, warum Horaz in der Satire über das *Iter Brundisinum* die politische Motivation der Reise ausblendet; sie deutet den Text als bewussten Gegenentwurf des Dichters zur bedrohlich empfundenen Realität der Bürgerkriegszeit.

Gerhard Hebbeker, ›Meerfahrt mit Odysseus, Landritt mit Don Quijote. Weisen der Erfahrung von Welt und Ich‹ (S. 389–395), arbeitet Bezüge zwischen den genannten Reisebeschreibungen von Homer und Thomas Mann heraus.

Bernhard Schmalz, ›Eine hellenistische Pflasterstraße‹ (Abstract, S. 396–398), liefert eine Kurzfassung seiner andernorts publizierten Forschungen (Arch. Anz. 2000/1, 17–55) zur so genannten Palästrastraße in Kynos, die eventuell als Prozessionsstraße zu interpretieren ist, falls die Felsnekropole den (bisher unbekannt) Zielort bildete.

Eckhard Wirbelauer, ›Landesgeschichte als Meeresgeschichte. Antike Seerouten und Seefahrten im Gebiet der mittleren Ionischen Inseln‹ (S. 399–406), untersucht, welche literarischen Quellen Informationen über Verkehrsverbindungen im genannten Gewässer liefern können.

Angelos Chaniotis, ›Letzte Reise‹ (Abstract, S. 407–409) fasst hier seine an anderer Stelle publizierte Studie ›Das Jenseits: Eine Gegenwelt?‹ (in: T. HÖLSCHER (Hrsg.), Gegenwelten zu den Kulturen der Griechen und Römer in der Antike [München/Leipzig 2000] 159–181) zusammen: Jenseitsvorstellungen der Griechen beruhten auf geographischen Grundlagen; im Verhältnis zum Diesseits wird das Jenseits als Gegenwelt konstruiert, die Gerechtigkeit verwirklichen soll.

Michael Rathmann, ›*Viae publicae* in den Provinzen des *Imperium Romanum*. Probleme einer rechtlichen Definition‹ (S. 410–418), resümiert ein Kapitel seiner Dissertation (Untersuchungen zu den Reichsstraßen in den westlichen Provinzen des *Imperium Romanum*. Beih. Bonner Jahrb. 55 [Mainz 2003] 3 ff.). Darin zeigt er, dass in den *viae publicae* kein normierter Straßentypus zu sehen ist, sondern eine Gruppe von Verkehrsverbindungen unterschiedlicher Qualitätsstufen. Dies führt die höhere Bedeutung funktionaler Aspekte als juristischer für eine Beurteilung der Straßenqualität vor Augen.

Klaus Kulinat, ›Gute Reise! Reisemotive aus der Sicht der Anthropogeographie‹ (S. 419–428), fragt nach der Motivation antiker Reisender und fordert, die Reisemotiv-Theorien nicht als Tourismus-Theorien zu bezeichnen, da sie nicht die Komplexität des Tourismus reflektieren.

Gerhard Waldherr, ›Das System der *calica* (Herdenwanderweg) im römischen Italien. Entstehung und infrastrukturelle Bedeutung‹ (S. 429–444), stellt die Transhumanzwege Italiens als überregionales Verbindungsnetz vor, das seit dem 2. Jh. v. Chr. große Teile des Landes durchzog (bes. in Zentral- und Süditalien) und trotz Verkopplung mit dem übrigen Straßennetz auf-

grund der Anbindung weiterer Regionen eine eigenständige Ergänzung desselben bietet.

IRIS VON BREDOW, »Die Handelsverbindungen zwischen Pontos und Ägäis zur Zeit des Odrystenreiches« (S. 445–451), skizziert die Entwicklung und Bedeutung des Straßennetzes durch Thrakien von der nördlichen Ägäisküste zum westlichen Pontos seit dem Einsetzen schriftlicher Quellen (mit Herodot über den

Skythenzug des Perserkönigs Dareios I. 513 v. Chr.) bis ins 4. Jh. v. Chr.

Mustafa H. Sayar, »Antike Straßenverbindungen Kilikiens in der römischen Kaiserzeit« (S. 453–473), bewertet Ausbau, Nutzung und Bedeutung des Straßennetzes der römischen Provinz Kilikien.

Zürich

Anne Kolb

SPÄTANTIKE, FRÜHES MITTELALTER UND MITTELALTER

MICHAEL P. SPEIDEL, *Ancient Germanic warriors. Warrior styles from Trajan's Column to Icelandic sagas*. Routledge, London and New York 2004. 313 pages.

M. P. Speidel affronte, avec ce nouveau livre, un thème qu'il n'avait abordé que très marginalement et de manière différente dans ses précédents ouvrages ou articles consacrés au recrutement des *equites singulares* ou des troupes ethniques. Son propos est en effet d'identifier différentes techniques de combat propres au monde germanique et d'en retracer l'histoire sur plus d'un millénaire, à l'aide d'une documentation foisonnante qui va des textes classiques aux poèmes eddiques et aux sagas islandaises, en passant par l'examen de la colonne trajane, des bractéates et de diverses représentations figurées du haut Moyen-Âge germanique. L'auteur pense ainsi identifier des comportements guerriers spécifiques qu'il qualifie de «warrior styles». Certains sont empruntés à une forme de totémisme: les «loups», les «ours», les «béliers», les «martres» s'apparenteraient dans le combat à leur animal fétiche; d'autres révéleraient une forme de démence ou d'extase guerrière provoquée par des pratiques de type chamaniste («berserks», «ghosts»). M. P. Speidel s'emploie aussi à mettre en évidence l'existence de techniques militaires particulières, liées à l'usage d'armes spécifiques (massues, lances, coutelas etc.). L'ouvrage est riche, abondamment documenté, bien illustré, et d'une lecture stimulante, car il sort assurément des sentiers battus et ne peut guère se comparer à un autre. En rendre compte n'est toutefois pas aisé, tant il brasse de sources diverses qui font appel à des connaissances multiples dans le domaine militaire antique, celui de l'histoire de l'art romain et médiéval, celui de «Germanische Altertumskunde», au sens le plus large. N'étant pas moi-même compétent en des domaines aussi variés, je me contenterai de donner l'opinion d'un lecteur qui connaît mieux l'armée romaine que les poèmes eddiques et Snorri Sturluson.

L'ouvrage est divisé en neuf parties, ponctuées par vingt-deux courts chapitres. Dans la première (chap. 1–4), intitulée «Animal warriors», Speidel étudie d'abord les «loups», puis les «ours». Partant d'un examen de la

scène XXXVI de la colonne trajane, il identifie comme Germains un groupe de fantassins qui suivent l'empereur, arguant des dépouilles animales qui coiffent leur tête, tandis que les pattes des bêtes sont croisées sur leur poitrine. L'uniforme n'est pas celui des légionnaires puisque ces soldats portent la cote de mailles, un casque ajouré avec des renforts qui enserrment le crâne, un petit bouclier rond. Signe supplémentaire, ils sont barbus. Speidel reconnaît de nouveau les emblèmes des loups sur les boucliers des *auxilia* palatins, d'origine alémanique, tels qu'ils sont figurés dans les vignettes de la *Notitia Dignitatum*; il relie ensuite cette image à celle du «guerrier-loup» qui orne le fourreau d'argent de Gutenstein (7^e siècle). Pour finir, il compare ce dernier à une plaque de bronze de Torslunda, elle aussi du 7^e siècle, sur laquelle on voit Wotan dansant devant un «guerrier-loup». Il en conclut que, de la Suède à l'*Alamannia*, les «loups» sont les hommes du grand dieu germanique et il cherche à retrouver des traces identiques de ce «style» de combat dans la Scandinavie médiévale. Les têtes d'ours, de leur côté, sont assez bien connues comme couvre-chef des porte-étendards de l'armée romaine. Pour l'auteur, il s'agirait du souvenir de trophées pris aux Germains, ce qui n'est pas démontré, à mon avis. L'évidence iconographique à l'époque médiévale fait défaut, mais Speidel cherche à retrouver, dans les textes médiévaux, des traces, rares et pas toujours convaincantes, de ces combattants «ours». Les «béliers», quant à eux, apparaissent sur une scène de l'arc de Constantin et sont identifiés par Speidel avec les «*Cornus*» de la *Notitia Dignitatum*. L'auteur avoue lui-même retrouver peu d'indices identiques dans le monde germanique. Les «martres» ne sont guère connues que par le biais d'un casque de *Gelduba* et de nouveau par un emblème de bouclier de la *Notitia*. Leur relation avec le monde germanique serait attestée essentiellement, selon Speidel, par l'anthroponymie.

La seconde partie (chapitres 5–6) est intitulée «Frightening warriors». Elle traite d'abord des guerriers fous furieux («Berserks») qui combattent nus et forment l'un des principaux topiques du livre. Dans une analyse très «dumézilienne», Speidel en recherche les origines dans les traditions indo-européennes, sollicitant tour à tour

le récit de la victoire du roi Assyrien Tukulti-Ninurta (1243–1207), des représentations iconographiques de l'Âge du Bronze, issues du monde Hittite, de la Grèce ou de l'Europe du Nord, avant de rappeler la nudité des guerriers Celtes. Il pointe ensuite, sur la colonne trajane (scène XXXVI), la présence de guerriers sans cuirasse, habillés d'une simple tunique, qui suivent l'empereur, afin d'y reconnaître des *equites singulares* d'origine germanique orientale («Elbgermanen»). D'autres, des fantassins, apparaissent dans les scènes XL et XLII. Avoir la poitrine nue et montrer son mépris de la cuirasse serait, selon l'auteur, le signe certain d'un style de combat qui suppose une forme de *furor*. Celle-ci serait bien reconnaissable dans le monde germanique et un héritage des lointaines origines indo-européennes; on peut encore la reconnaître dans les récits des légendes irlandaises (Cú-Chulain) ou les sagas islandaises. La danse préliminaire au combat constituerait une préparation à la transe guerrière («ecstatic state of mind») sous la conduite de Wotan. Dans un très court chapitre consacré aux «ghosts», Speidel reprend ensuite l'argumentaire développé par P. VIDAL-NAQUET sur les éphèbes grecs qui, avant leur cérémonie d'initiation, vivaient en marge de la cité, vêtus de noir, et dressaient des embûches nocturnes à leurs ennemis (*Le chasseur noir* [Paris 1981]). Il rapproche cette tradition d'un passage de la *Germania* de Tacite dans lequel l'auteur latin décrit des pratiques apparemment similaires chez certains Germains (*Harii*): *nigra scuta, tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt ...* (p. 43).

La troisième partie (chapitres 7 et 8) analyse les «strong men», c'est-à-dire, successivement, les porteurs de massue et de gigantesques lances. Après avoir rappelé que la massue est l'arme de grands dieux indo-européens (Indra, Herakles, Thor ...), Speidel observe la présence sur la colonne trajane (scènes XXIV et XXXVIII) de combattants semi nus, barbus, protégés par un simple bouclier rond, qui massacrent leurs adversaires Daces à grands coups de massue. Sur la scène XXXVIII un troisième guerrier, vêtu de la même manière, brandit non pas une massue mais une épée courbe. Speidel rapproche cette combinaison d'armes (massue, épée courte et recourbée) d'un passage dans lequel Virgile (Aen. 7,730–732 et 741) décrit les guerriers osques de Turnus, *Teutonico ritu soliti torquere cateias*. L'association de la massue, qui peut être une arme de jet, et d'un cimeterre court définirait par conséquent un mode de combat germanique. En 376, les Goths, à la bataille d'*Ad Salices* avaient d'ailleurs jeté des massues durcies au feu sur les troupes romaines (AMM. MARC. 31,7,12). Speidel mentionne à ce propos plusieurs exemples de batailles au cours desquelles les soldats impériaux (à son avis des Germains) affrontaient la cavalerie avec des massues. Wotan, exécutant la danse guerrière, brandirait une telle arme, recourbée comme un boomerang, sur le médaillon d'Års. Speidel étudie ensuite l'usage de lances d'une taille exceptionnelle et qui sont bien attestées à plusieurs reprises chez les peuples germaniques

par Tacite (Germ. 6,1; ann. 1,64,2; 2,14,2; 21,1; hist. 5,18) ou par d'autres auteurs.

Dans la quatrième partie de ce livre («Shield warriors», chapitres 9–11) Speidel cherche à montrer qu'à côté de l'extase guerrière qui pousse le Germain à se jeter corps perdu dans la bataille existent des pratiques ordonnées de combat en ordre serré, qu'on perçoit notamment lors de l'engagement des troupes d'Ariviste contre César. L'auteur relève en particulier, sur la colonne trajane (scène LXX), la présence d'auxiliaires le torse nu, coiffés d'un petit casque rond, et montant à l'assaut en formant une espèce de tortue avec leurs grands boucliers ovales. L'un d'eux, barbu, attaque en brandissant une massue. La ligne de ces soldats (d'origine germanique pour Speidel) pousse en avant de toute sa force pour rompre la formation adverse. Divers témoignages littéraires confirmeraient que les troupes germaniques combattaient régulièrement de la sorte. Vient ensuite une analyse du bardit, suffisamment attesté par diverses sources littéraires pour qu'il soit inutile d'insister ici. Les textes latins cités pour démontrer l'existence de danses guerrières accompagnant le bardit sont en revanche trop vagues pour être considérés comme vraiment probants, à mon avis. Speidel les relie pourtant à divers témoignages iconographiques très éloignés les uns des autres dans le temps: un rocher gravé de l'Âge du Bronze à Bohuslän, le médaillon d'Års, sur lequel Wotan exécute une danse guerrière, une boucle de ceinturon de Finglesham (Kent), daté du 6^e siècle de notre ère, sur laquelle figure un guerrier dansant; enfin la tapisserie d'Oseberg (Norvège, vers 800), où Speidel reconnaît Wotan dansant pour entraîner les guerriers rangés en ligne derrière leurs boucliers serrés.

La cinquième partie («Churls») comprend deux très courts chapitres dans lesquels l'auteur s'appuie essentiellement sur des témoignages littéraires bien connus pour rappeler l'existence, chez les Chérusques notamment, de *praeusta aut brevia tela* (Tac. ann. 2,14,3) ou l'usage de pierres comme armes de jet. Vient ensuite, dans la sixième partie («Horsemen», chapitres 14–16), une analyse de l'armement et des tactiques utilisés par les cavaliers germaniques. Rappeler que ces derniers étaient équipés de lances ne constitue pas une nouveauté; Speidel pense que leur taille était particulière et cite à l'appui de sa thèse une stèle de Gerulata, en Slovaquie (fig. 14.2), sur laquelle le défunt, un cavalier de l'*Ala I Canninefatium*, est armé d'une gigantesque pique, qu'il porterait sur l'épaule gauche. L'auteur (chapitre 16) explique cette pratique par le fait que les cavaliers germaniques, selon le témoignage de Tacite (Germ. 6,2) rompent systématiquement le combat en faisant une volte à droite. Le même passage atteste aussi l'usage des armes de jet (*missilia*; cf. chapitre 15, «spear-throwers»).

La septième partie («Foot against horse», chapitres 17–18) est consacrée à l'examen des tactiques qui consistent à attaquer la cavalerie ennemie à pied, en se glissant sous les chevaux pour les poignarder avec une arme

droite («horse-stabber») ou courbe («horse-hewers»). Speidel examine les témoignages antiques en commençant par le texte de CÉSAR, Gall. 4,12,2: *rursus his (= equitibus Romanis) resistentibus consuetudine sua ad pedes desilierunt, subfossis equis compluribusque nostris deiectis, reliquos in fugam coniecerunt*. Cette manière d'attaquer les chevaux est aussi relatée par TACITE ann. 1,5, lorsque Arminius engage les troupes de Germanicus. Sur la stèle du cavalier C. Romanius Capito, à Mayence (CSIR Deutschland II 5 n° 31 pl. 29), le Germain à terre devait, selon l'auteur, qui suit ici une hypothèse de W. Boppert, tenir un poignard pour toucher le cheval par dessous. Speidel ajoute ensuite une série d'autres témoignages iconographiques à sa démonstration. Mentionnons notamment la stèle d'Andes, elle aussi au musée de Mayence (CSIR Deutschland II 5 n° 35 pl. 33, cité par erreur n°33), sur laquelle on voit un barbare à terre, armé d'une arme courte et recourbée, ou du sarcophage de Portonaccio, à Rome (fig. 18.2).

La huitième partie («outstanding warriors») rassemble les sources sur les Germains aux cheveux longs (chapitre 19), mais on peut douter qu'il s'agisse là d'un «style» de combat à proprement parler. Plus pertinent est le chapitre 20 qui analyse un type particulier de casques qu'on reconnaît sur la colonne trajane (scène XXXVI). Ceux-ci sont ronds, ajourés et renforcés par des nervures métalliques (?) qui se croisent au sommet de la tête. En ceci, ils diffèrent sensiblement des «Spanghelme». Ceux qui les portent seraient des Germains, si l'on suit Speidel, qui rapproche cette forme de casque de ceux qui ont été découverts à Vendel (Suède), de la couronne de Lothaire et de la couronne impériale conservée au musée de la Hofburg. Pour finir, les deux derniers très courts chapitres (21 et 22) servent à résumer les idées développées tout au long du livre.

Telle est, brièvement décrite, la démarche de l'auteur. On peut constater, d'emblée, qu'elle ne fait aucunement appel à l'examen des armes réelles découvertes en fouilles, de leur répartition, de leur typologie, toujours révélateurs des modes de combat propres à un ensemble de peuples, pour une époque donnée. Il existe pourtant maintes études sur le sujet (par exemple RGA II [1976] 423–437 s.v. *Bewaffnung* (K. RAD-DATZ); ID., *Die Bewaffnung der Germanen vom letzten Jahrhundert v. Chr. bis zur Völkerwanderungszeit*. ANRW II 12,3 [Berlin/New York 1985] 281–361; W. ADLER, *Studien zur germanischen Bewaffnung. Waffenmitgabe und Kampfesweise im Niederelbegebiet und im übrigen freien Germanien um Christi Geburt* [Bonn 1993]). Il est clair que Speidel n'a pas voulu, dans cet ouvrage, se pencher sur ces témoignages archéologiques directs et qu'il a davantage cherché, à travers les sources littéraires et iconographiques, à définir les «mentalités» guerrières, réelles ou supposées, du monde germanique. Ce faisant, il évite le débat, maintes fois engagé, sur la véracité des textes ou sur les *topoi* qu'ils véhiculent. R. WOLTERS (RGA XVI [2000] 208–214 s.v. *Kampf und Kampfweise*) considère par

exemple le mode de combat en *cunei* (Tac. Germ. 6,6) comme une description stéréotypée des pratiques guerrières chez les Barbares, à la différence de Speidel qui y voit au contraire un mode de combat spécifique et une tactique ordonnée en ordre serré. On pourrait faire la même observation sur le «réalisme» fort discuté des images, en particulier celles de la colonne trajane. Speidel suit au contraire une logique toute différente. Celle-ci consiste à prendre les sources au pied de la lettre, à rechercher des analogies parfois très éloignées dans le temps et dans l'espace, pour mettre en évidence des «structures» de comportement issues, selon lui, des lointaines origines indo-européennes, et qu'on pourrait suivre jusque dans les sagas médiévales. Je laisse aux spécialistes de la *Germanische Altertumskunde* le soin de déterminer si cette utilisation de sources aussi éloignées dans le temps et l'espace est pertinente du point de vue de la méthode historique, mais j'avoue, pour ma part, une certaine réserve.

Le livre semble en effet considérer le monde germanique comme un tout uniforme et invariable, ce qui est loin d'être assuré. Le témoignage des textes classiques, maintes fois discutés, ne permet pas de déterminer avec certitude si les «Germains» (notion ethnographique inventée par César) peuvent se réduire à une entité unique, ce qui, dans le cas qui nous intéresse ici, n'est pas une question secondaire. Peut-on en effet traiter des modes de combat et de l'armement sans connaître les éventuelles diversités régionales, sans savoir ce qui distingue les Bataves, qui vivent dans l'Empire, et les Lombards, qui en sont éloignés? Il est vrai que ni les sources littéraires ni les sources archéologiques ne sont parfaitement claires à ce sujet, ce qui depuis toujours a embrouillé la question, mais n'autorise pas à la passer sous silence. On ne sait toujours pas, par exemple, décider comment on doit interpréter la présence d'armes incontestablement romaines (épées, casques, cuirasses) au fin fond de la Germanie (voir par exemple Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum, Deutschland 3 [Mecklenburg-Vorpommern] [Bonn 1998] pl. 42–45 et 51): s'agit-il de «cadeaux» à des chefs barbares ou, plus vraisemblablement à mon avis, le témoignage d'un mercenariat germanique au service de Rome, qui implique de nombreuses contaminations entre les systèmes d'armement et les modes de combat? Les mêmes contacts avec le monde celtique sont depuis longtemps attestés, rendant parfois illusoire la mise en évidence d'une attribution germanique à tel ou tel type d'armes. Il en va ainsi à Alésia des umbos de bouclier munis d'un ergot central (S. SIEVERS, *Les armes d'Alésia*. Dans M. REDDÉ/S. VON SCHNURBEIN, *Alésia. Fouilles et recherches franco-allemandes sur les travaux militaires romains autour du Mont-Auxois* (Paris 1991–1997); *Mém. Acad. Inscript. et Belles Lettres* 22,2 [Paris 2001] 145 et 177). Speidel pense pourtant pouvoir mettre en évidence sur la scène XXXVI de la colonne trajane l'existence d'un type de casque bien spécifique, qu'il considère comme germanique. S'il a raison d'attirer l'attention sur cette arme, peu ou pas décrite

jusqu'à présent dans la littérature érudite, son attribution ethnique est due à l'identification qu'il propose des guerriers dotés de cette protection, alors que les tombes germaniques ne livrent à peu près jamais de casques. En bonne logique, c'est l'identification de l'arme dans un contexte archéologique sûr qui devrait la définir comme germanique. On ne peut donc pas accepter sans discussion l'attribution ethnique que l'auteur propose pour ces casques, dont on ne sait pas, au passage, s'ils sont métalliques ou en cuir. À l'inverse, Speidel passe très rapidement sur la question des glaives et des épées, pourtant essentielle quand on veut analyser la tactique en ordre serré et les modes de combat. Sur ce point l'archéologie pourrait offrir quelque secours. Autre exemple: la nudité des cohortes germaniques qui montent à l'assaut de Plaisance, lors du siège de la ville par Cécina, en 69 (*cantu truci et more patrio nudis corporibus super umeros scuta quatientium*; Tac. hist. 2,22) renvoie-t-elle à une réalité ethnique ou à un *topos* littéraire? Et, s'il s'agit d'une notation réaliste, concerne-t-elle des troupes Bataves, comme on le dit parfois, ou des irréguliers recrutés loin du *limes*? De ce point de vue, l'absence de casque et de cuirasse ne saurait, contrairement à ce qu'affirme Speidel, définir à elle seule un mode de combat qualifié de «berserk»: les Bretons de Caratacus n'en étaient pas davantage pourvus, et il peut s'agir ici, tout simplement, d'une description classique de la barbarie (Tac. ann. 12,35). On notera aussi, contrairement à Speidel (cf. p. 152–154) que le mélange de cavaliers et de fantassins n'est pas propre au monde germanique, puisque César décrit la même tactique chez les Gaulois de Vercingétorix, au moment du siège d'Alésia (Gall 7,20). Ce ne sont là que quelques-unes des nombreuses discussions que l'on pourrait ouvrir à propos de ce livre; les arguments, au demeurant, ne prétendent pas être nouveaux.

Reste une question importante pour l'historien de Rome: l'analyse souvent séduisante, toujours brillante que propose Speidel de certaines scènes de la colonne trajane est-elle fondée? Ce n'est pas la première fois, loin s'en faut, qu'on cherche à identifier les troupes représentées sur ce monument et C. Cichorius (*Die Reliefs der Traianssäule* 2 [Berlin 1896] 177–178) avait déjà envisagé avec prudence la présence de Germains sur la scène XXXVI. Plus récemment, F. Lepper et S. Frere (*Trajan's Column* [Gloucester 1988]) ont adopté au contraire une attitude très sceptique sur ce point. W. Gauer, étudiant l'uniforme des soldats, a considéré qu'il est difficile de distinguer les irréguliers des auxiliaires dans les différentes scènes de la colonne, ce qui, selon lui, rend impossible la mise en évidence de corps ethniques issus de la *Germania libera* (*Untersuchungen zur Traianssäule I. Monumenta Artis Romanae*, 13 [Berlin 1977] notamment p. 55–60). K. Strobel (*Untersuchungen zu den Dakerkriegen Trajans. Antiquitas* I 33 [Bonn 1984] p. 146–152 et note 35 p. 152), en revanche, a voulu, après bien d'autres chercheurs, identifier des troupes germaniques sur les scènes XXIV, XXXVI, XXXVIII, XL, XLII, LXVI, LXX, LXXII, C, CVIII,

CXV, et des *foederati* sur les scènes XXIV, XXXVIII, XL, LVI, LXX, LXXII, CXV. Il rappelle en outre la présence d'un *numerus Germanicianorum exploratorum* et de fédérés Quades et Marcomans pendant les guerres daciques.

Speidel insiste, à juste titre, sur les dépouilles animales (lions et ours) qui couvrent la tête des fantassins de la scène XXXVI. On le suivra volontiers quand il affirme qu'il ne s'agit pas de porte-étendards (ils n'ont en effet pas de *signum*) ni de légionnaires, dont ils ne portent pas la cuirasse segmentée. Leur tête est en revanche protégée par un casque inhabituel, mais leur cotte de maille, leur bouclier rond en font sans doute des troupes régulières qui accompagnent l'Empereur. On observe en revanche que certains sont barbus. Au premier plan apparaissent des cavaliers, souvent considérés comme des Germains de la garde. Juste derrière Trajan apparaît un autre groupe de fantassins sans cuirasse, la poitrine nue, armés d'un bouclier rond ou ovale. Quelques-uns, là aussi, sont barbus. Peut-on, dès lors, identifier plus précisément l'ensemble de ce groupe? Il n'est pas absurde d'y reconnaître les *equites et pedites singulares*, comme tend à le montrer la démarche de Speidel, même si l'on peut être par ailleurs assez sceptique sur l'identification de guerriers germaniques «fous» («berserks») dans le groupe de ceux qui cheminent la poitrine semi nue.

D'autre part, Speidel a sans doute raison de souligner, mieux qu'on ne l'a fait jusqu'à présent, la présence de combattants armés de massues (scènes XXIV et XXXVIII). Ceux-ci, la poitrine complètement dénudée, et simplement vêtus de braies, sont barbus et clairement identifiés comme des barbares. Leur panoplie défensive est limitée à un bouclier ovale. Qu'il s'agisse de fédérés recrutés sur le Rhin ou le Danube est donc assez probable, mais ils doivent être soigneusement distingués, à mon avis, des réguliers de la scène XXXVI, même si leur origine ethnique est proche. On ne peut donc pas confondre purement et simplement ces deux types de troupes ni analyser de la même manière leur mode de combat au sein de l'armée romaine. Enfin, sur la scène LXX, avancent quatre fantassins semi nus, le bouclier ovale en avant (plutôt que «formant la tortue»), brandissant un glaive pour trois d'entre eux, une massue pour le quatrième. Là encore on ne refusera sans doute pas d'y reconnaître des irréguliers Germains.

L'acribie avec laquelle Speidel, selon son habitude, analyse les sources iconographiques et littéraires ne doit donc pas être occultée par les écueils d'une analyse «structuraliste» que d'aucuns jugeront sans doute excessive et superficielle. L'ouvrage pose en effet des questions dérangeantes et l'on aimerait volontiers suivre l'auteur dans sa démonstration, mais celle-ci n'entraîne pas toujours la conviction. À ce titre, on doit considérer ce livre brillant comme un essai d'anthropologie plutôt que comme un ouvrage classique d'histoire et d'archéologie.

SEBASTIAN RISTOW (Hrsg.), **Neue Forschungen zu den Anfängen des Christentums im Rheinland**. Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband 2. Aschendorff, Münster 2004. XI 258 Seiten, 145 Abbildungen

Der viel versprechende Titel dieser von Sebastian Ristow herausgegebenen Vortragsreihe erweckt Neugier, die allerdings bereits durch das Vorwort gedämpft wird. Dort erfährt der Leser, dass das Buch nicht eine Vorlage grundsätzlich unveröffentlichter Forschungen bietet, sondern eine Zusammenfassung „der wichtigsten neuen Arbeiten“ darstellt. Diese Formulierung lässt freilich offen, ob diese Arbeiten bereits veröffentlicht sind oder nicht.

Beim ersten Durchblättern des Bandes gewinnt man den Eindruck, dass der Verlag um ein ansprechendes Erscheinungsbild bemüht war. Leider entspricht jedoch die Bildqualität und der Bildmaßstab nicht immer dem sicherlich vom jeweiligen Autor angestrebten Informationsauftrag der Abbildung. Als Beispiel mögen die Abbildungen S. 152 (Clematiusinschrift) und S. 169 (Köln, St. Ursula, Ambowange) genügen. Auf der ersten genannten ist die Inschrift kaum zu lesen, auf der zweitgenannten schwebt der Amborest in einem schwarzen Loch. Darüber hinaus hätte es dem Band gut gestanden, wenn Verlag und Herausgeber für eine gleichmäßige Streuung der Farbabbildungen gesorgt hätten. Von zwölf Beiträgen sind drei mit Farbabbildungen im engeren Sinne ausgestattet, davon entfallen eine auf den Beitrag Otten, 20 auf denjenigen Ristows und vier auf denjenigen von Keller/Müssemeier. Ist es abwegig an Selbstbedienungsmentalität des Herausgebers zu denken? Es ist unverständlich, weshalb die Aufsätze von Engemann, Versteegen und Paffgen so farblos sind, obwohl die gezeigten Denkmäler durchaus als repräsentabel gelten können.

Im ersten Beitrag (S. 1–16) versucht Ernst Dassmann »Die Anfänge des Christentums im Rheinland aufzuzeigen. Ausgehend von der bekannten Äußerung des Irenäus schildert er den Forschungsstand, ohne jedoch eine wirklich eigenständige quellenkundliche Untersuchung zu Grunde zu legen. Die Aussage, »Länder-, Städte- und Völkeraufzählungen können mehr rhetorisch als topographisch gemeint sein«, ist in dieser Form unkorrekt. Sie sind immer topographisch gemeint, besitzen jedoch vielfach auch einen rhetorischen Sinn. Eine gezielte Verfälschung der Topographie aus rhetorischen Gründen ist schwerlich bei irgendeinem Autor nachweisbar. Folglich ist es kein Problem, als Arbeitshypothese den Begriff »die Germanien« ernst zu nehmen, was der Autor auch tut. Die Frage, was meint Irenäus mit »ecclesiae« in Germanien, ist grundsätzlich ebenso einfach zu beantworten: Er unterscheidet den Begriff nicht von den übrigen Ortsangaben und wertet folglich gleich. Die Verständigungsschwierigkeiten, die Dassmann anspricht, sind sicherlich irrelevant, da die meisten der linksrheinischen Völker zum in Rede stehenden Zeitraum entweder Kelten oder längst keltisiert

waren. Keltisch war demnach auch in Germanien eine mögliche Sprache. Nicht zu vergessen ist auch, dass die Verkehrssprache Latein war. Sozomenus ist als Quelle für die Lösung der angesprochenen Probleme wertlos, weil zu spät. Ein germanisches Germanien gab es seit der Rücknahme des Limes auf die Rheingrenze nicht mehr, es sei denn, man bewertet die Ansiedlung von Germanen im Linksrheinischen in dieser Weise. Die historische Unsicherheit des spätantiken Autors erhellt auch daraus, dass er in seiner Aufzählung christlicher Völker – offensichtlich für die Zeit vor Gallienus – die Goten erwähnt, die damals noch im Gebiet des nördlichen Schwarzmeeres siedelten.

Die Erörterung der Kölner Bischofsliste weicht ein wenig von der Heinz Heinens (Frühchristliches Trier. Von den Anfängen bis zur Völkerwanderung [Trier 1996]) ab, dessen Bewertung nicht erwähnt und nicht berücksichtigt wurde, und bringt nichts Neues. Ergebnislos im Sinne neuer Erkenntnis bleibt auch die Rezension der späteren literarischen Zeugnisse. Das gleiche gilt für die archäologischen Quellen. Das Problem, an welchen Merkmalen die Funktion eines Raumes, von dem nur Grundmauern und/oder Fundamente vorhanden sind, zu erkennen ist, ist nicht nur im Rahmen religionsgeschichtlicher Fragestellungen schwer zu lösen. Bleiben die Grabinschriften. Es ist seit langem bekannt, dass sich deren Funde auf städtische Siedlungen konzentrieren. Dort liegen wohl auch die Keimzellen des Christentums im Rheinland. Der Autor schließt mit dem Satz, »daß eine bis in die Spätantike zurückreichende christliche Tradition das Rheinland mitgestaltet hat«. Dies ist seit langem unbestritten.

Josef Engemann stellt im folgenden Beitrag (S. 17–50) spätantike Funde an Rhein und Mosel zusammen. Es handelt sich um eine Blütenlese, deren Inhalt durch den Untertitel – heidnisch-synkretistisch-christlich – klar definiert ist. Die Vorstellungswelt, in die das frühe Christentum seinen Weg bahnte, wird an zahlreichen Objekten vor Augen geführt. Zu Recht stellt der Autor Gegenstände des Mithraskultes in den Vordergrund. Bei den meisten Interpretationen wird man ihm gern folgen. Zweifelhaft erscheint es allerdings, die Auffassung R. Merkelbachs weiter zu tradieren, der im linken Seitenrelief des Mithrassteines von Poetovio einen Saturn erkennen will. Diese Deutung entbehrt jeder Grundlage. Merkelbach hat seinerzeit ohne jegliche Beachtung der Saturn-Ikonographie den Jupiter-Sarapis in Saturn-Sarapis umgetauft und dem Saturn Attribute gegeben, die ihm nicht eigen sind: Modius und Füllhorn. Der Dargestellte auf dem Relief von Poetovio ist zweifelsfrei als opfernder Genius zu erklären. Er trägt, wie bereits Vermaeren (Corpus inscriptionum et monumentorum religionis mithriacae 2 [s'Gravenhage 1960] 196) richtig gesehen hat, eine *corona muralis* neben Füllhorn und Opferschale. Man muss sich lediglich den bekannten Genius von Niederbieber und seine Verwandten (H. KUNCKEL, Der römische Genius [Heidelberg 1974] 69; 100 ff.) in Erinnerung rufen, um die richtige Deutung zu erfassen. Die Erklärung des

Altars auf Grundlage Merkelbachs führt gänzlich in die Irre.

Auf den nächsten Seiten widmet sich Engemann einer Lunula mit Christogramm aus Trier und zeigt wie ein altes, Übel abwehrendes heidnisches Symbol durch Zufügung des Christogramms in seiner Bedeutung weiter genutzt werden kann. Der Phallosanhänger Abb. 15 gehört allerdings nicht in die Gruppe der Lunulaanhänger.

Dass sich die Darstellungswelt der Glashersteller im Spannungsfeld zwischen Heidentum und Christentum bewegt, fasst Engemann konzis zusammen. Ob allerdings das Rennfahrermosaik Trier, Weberbach, das wohl um die Mitte des 3. Jhs. n. Chr. entstanden ist, als Beispiel spätantiker Vorderansichtigkeit gedeutet werden darf, mag dahingestellt bleiben. Gerade bei Viergespannen ist diese Frontalansicht seit der Archaik verbreitet. An weiteren Beispielen – Circusbecher – Kalenderblätter – Zwiebelknopffibeln vertieft der Autor den Blick in das genannte Spannungsfeld, um seine Übersicht mit rein christlichen Themen – dem Trierer Noah-Sarkophag und einem Bonner Kästchenbeschlag – zu beschließen.

Der Vortrag von Winfried Schmitz, ›Der Neidische Tod und die Hoffnung auf das Paradies‹ führt in die Welt der spätantik-frühmittelalterlichen Grabinschriften (S. 51–70). Eingangs stellt der Autor die Frage: »Ob es die Ereignisse in dieser Zeit des Umbruchs waren, die dazu geführt haben, dass im 3. Jh. die lateinischen Inschriften ... von der Zahl her deutlich zurückgehen.« Die Antwort scheint m.E. in eine andere Richtung zu weisen. Nicht nur die Grabinschriften selbst, auch deren Träger sind nicht mehr vorhanden, da sich der im 2. Jh. beginnende Wechsel der Bestattungsbräuche durchsetzt. Im 3. Jh. wird überwiegend in unbeschrifteten Sarkophagen bestattet, die häufig in Grabkammern oder sog. Grabtempeln standen. Wo in diesem Zusammenhang die sicherlich vorhandenen Hinweise auf die Namen der Verstorbenen angebracht waren, ist völlig unbekannt. Dass später, in der Zeitspanne vom 4. bis zum 7. Jh., die Quantität der Inschriften deutlich zunimmt, ist erstens auf die Länge der Zeit – 400 Untersuchungsjahre –, zweitens auf das damals häufig gewählte Kleinformat und drittens auf die Anbringungsform (vgl. A. NEYSES, Lage und Gestaltung von Grabinschriften im spätantiken Coemeterial-Großbau von St. Maximin in Trier. Jahrb. RGZM 46, 1999, 413 ff.) zurückzuführen. Hinzu kommt, dass die meisten Platten nur als Bodenfließen wiederzuverwenden sind, was ihre Erhaltung fördert.

Zu Recht verweist Schmitz im folgenden auf die altbekannten Datierungsprobleme, schildert zügig an einigen Beispielen die Auswertungsmethoden und ebenso die Ergebnisse der Auswertungen. Man vermisst bei der Behandlung der Inschrift aus Kobern-Gondorf die sorgfältige Analyse von Johannes Kramer (Zeitschr. Papyrologie u. Epigr. 118, 1997, 281 ff.) der begründet ausführt, dass *qui* als Femininum und *elo* als Masculinum anzusehen sind. Klar und sorgfältig sind die Dar-

stellung der sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse und die Ausführungen zur Kontinuitätsfrage und zum Zeugniswert der Inschriften hinsichtlich der Sozial- und Familiengeschichte, mit denen der Autor seinen lesenswerten Beitrag beschließt. Die Bildausstattung ist gut gewählt. Die Fundortkarte Abb. 8 ist allerdings mit schlechter Auflösung gedruckt.

Unter dem Titel: ›Martyrerverehrung seit der Spätantike?‹ wendet sich von S. 71 bis 92 Thomas Otten einer kritischen Sichtung der Befunde unter dem Xantener Dom zu. Als Ergebnis legt er eine neue, überzeugende Interpretation der zeitlichen Bauabfolge vom ausgehenden 4. bis zum frühen 6. Jh. vor. Die Ausführungen Gregors von Tours bzw. seiner Quelle können mit dem Befund parallelisiert werden und zeigen einen Überlieferungsstrang auf, der ins späte 4. Jh. zurückführt. Der Autor betont, dass dabei nicht ein »konkretes Wissen« um ein Märtyrergab die Bauten formt, sondern »die Überlieferung eines Märtyrergedenkens«. Im ganzen lässt es der Befund durchaus zu, dem Bericht Gregors einen gewissen Wahrheitsgehalt zuzubilligen. Ende des 6. Jhs. ist damit die Basis der nun fortlebenden Xantener Tradition gelegt.

Es folgt (S. 93–121) der – wie bereits angemerkt – mit einer erstaunlich großzügigen Bildausstattung versehene Beitrag von Sebastian Ristow. Auch dieser ist unter einen fragenden Titel gestellt: ›Spätantike Kirchen unter dem Kölner Dom?‹ Ristow schildert zunächst die allgemeine Problematik der Datierung früher Kirchenbauten, geht kurz auf die frühen Bischofslisten ein und wendet sich dann den Forschungen unter dem Kölner Dom zu. Das Kapitel ›Funde belegen Kontinuität‹ strapaziert den Begriff. Die Funde belegen lediglich, dass zu allen Zeiten im heutigen Dombereich Gegenstände verloren gingen. Ob man von Kontinuität reden darf, wenn eine besiedelte Fläche zum Friedhof wird, mag dahingestellt bleiben. In den folgenden Abschnitten skizziert Ristow den Baubefund, leider mit zum Teil völlig unzureichendem Planmaterial. Die Pläne Abb. 10–14 hätten dringend eines größeren Maßstabes bedurft. Zu Bau 1 bemerkt Ristow, dass er mit aller Vorsicht rekonstruiert werden könne. Der Abb. 15 sieht man diese Vorsicht nicht an, ebenso wenig den folgenden Rekonstruktionen. Abb. 17 zeigt mangelnde Kenntnis antiker und nachantiker Architektur. Die Säulen weisen eine Proportion von unterem Durchmesser zur Höhe von 1:15–16 auf! Dadurch entsteht ein völlig falscher Raumeindruck. Gleiches gilt auch für die Wiederherstellung des Baptisteriums Abb. 18. Hier liegt eine Proportion von 1:11,6 vor. Die Rekonstruktion des Baptisteriums, besonders seiner Phasen, wird zur Glaubensfrage. Hätte sich der Autor bei der Bearbeitung des Baues 3 a/b enger an die zitierten Beispiele in Metz und in Grado gehalten, hätte dies der Sache genützt. Die geringe Auswahl an Beispielbauten für das 6. Jh. erweckt den Eindruck mangelhafter Überlieferung. Warum übergeht der Autor die Tatsache, dass eine große Anzahl der sogenannten frühchristlichen Kirchenbauten Italiens dieser Zeit entstammt?

Der Schluss, die Bebauung unter dem Dom reiche nicht in die Zeit des Maternus zurück, ist berechtigt.

Ute Versteegen lenkt auf S. 123–148 den Blick auf St. Gereon in Köln. Nach einer kurzen Einleitung zur Geschichte des Baues legt sie eine angenehm zu lesende straffe Erläuterung des Baubefundes vor. Sie lenkt dabei den Blick auf zahlreiche bekannte und weniger bekannte Details, aber auch auf Unpubliziertes, wie z. B. die Spolien aus den Fundamenten des Atriums. Im Abschnitt über die Ausstattung des Baues verweist Versteegen zunächst auf die Ortstradition, die den Bau mit dem Martyrium eines Angehörigen der Thebäischen Legion verbindet. Wichtig ist hier vor allem die Passio Gereonis, die auch den Bau selbst schildert und seinen Marmor- und Mosaikschmuck erwähnt. Reste dieser Ausstattung sind erhalten: Die übersichtliche Zusammenstellung sowohl der Mosaiksteinmaterialien als auch der Reste der Marmorinkrustation entspricht den Erwartungen, die die im folgenden gegebene Datierung – Beginn der 2. Hälfte des 4. Jhs. – nahe legt.

Die 15 cm starke Mörtel hinterfüterung kann man natürlich nur für den Sockelbereich annehmen. Oberhalb dieses Sockels wird die Schicht aus Unterputz und Klebemörtel allenfalls halb so stark gewesen sein. Es wäre interessant zu wissen, ob sich entsprechende vermittelnde Profile im Schutt gefunden haben. Unmittelbar oberhalb des Sockels wird man mit einer großzügigen Plattenverkleidung rechnen müssen, die kleinteilige Dekoration stammt eher von höheren Wandpartien. Überzeugend legt Verf. nahe, dass das Bauwerk in dem bereits genannten Zeitraum nach einheitlicher Planung in zwei Bauabschnitten entstanden ist. Sie geht dabei allerdings nicht auf die Frage ein, ob die Vorhalle gleichzeitig mit dem Zentralbau oder mit dem Atrium errichtet wurde. Oder ist vielleicht sogar an drei Bauabschnitte zu denken?

Abschließend wendet sich Verf. unter Heranziehung zahlreicher Vergleichsbauten der Frage nach der Funktion zu, deren Beantwortung im Grunde offen bleibt. Zu Recht verweist sie auf die Tatsache, dass eine enge Verwandtschaft zur Bankettraum- und Repräsentationsarchitektur besteht. Wie jedoch die Formulierung zu verstehen ist: „dass auch der Kölner Bau spätestens zum Zeitpunkt der Errichtung des Atriums mit einer christlichen Nutzung verbunden war.“ bleibt unverständlich, da die Autorin wenige Seiten zuvor die Einheitlichkeit der Bauplanung betont. Das heißt doch dann wohl, dass bereits die Planung eine christliche Nutzung vorgesehen hat. Es sei denn, man will annehmen, dass Planung und Ausführung unterschiedliche Nutzungsvorstellungen zu Grunde lägen. Die Bemerkungen zur Bauträgerschaft verlieren sich im spekulativen Bereich, zumal sie von der vorangegangenen Vermutung, der Bau sei »als Ort der Grabbankette zum Totengedächtnis« genutzt worden, abhängig ist. Zwischenzeitlich hat Versteegen ihre Untersuchungen: Ausgrabungen und Bauforschungen in St. Gereon zu Köln als Bände 9,1 und 9,2 der Kölner Forschungen vorgelegt (Köln 2006).

Die frühchristlichen Baureste unter der Kölner Ursulakirche stellt von S. 149 bis 172 Gernot Nürnberger vor. Einleitend geht der Autor auf die Lage der Kirche im nördlichen Gräberfeld vor (missverständlich in der 1. Zeile: „... im spätantik-frühmittelalterlichen Köln ...«) den Toren der Stadt ein und erinnert an Ursulaliegende und Clematiusinschrift, um anschließend die Forschungsgeschichte zu referieren. Er hebt hervor, dass die Befundqualität aufgrund zahlreicher störender Reliquiengrabungen mangelhaft ist. Daher sind die Rekonstruktionen der Vorgängerbauten der heute noch stehenden Kirche entsprechend kritisch zu bewerten.

Nach einer erneuten Prüfung der Befunde gelangt der Autor zu der Auffassung, dass zunächst – im 4./5. Jh. – ein einschiffiger Bau errichtet wurde, der noch im 5. Jh. um zwei Seitenschiffe erweitert wurde. Die wichtigste Veränderung des 6. Jhs. ist der Einbau eines Ambo, der ein erstes Indiz für die christliche Nutzung des Raumes liefert. Soweit wird man dem Autor folgen. Problematisch ist allerdings seine Schlussfolgerung, mit der er sich Ristow anschließt, das frühe Christentum sei erst im 6. Jh. im Rheinland erkennbar. Es zeigen sich die Schwächen rein architekturgeschichtlicher Argumentation. Wenn man nur sie zu Rate zieht, kann man fast nirgendwo christlichen Kult vor dieser Zeit nachweisen, nicht einmal in Rom, da der Apsidensaal ein Vielzweckraum ist. Man sollte im Einbau des Ambo vielmehr eine architektonische Stütze der Liturgie erkennen, die selbstverständlich in ähnlicher Weise schon vor dessen Einbau in demselben Raum stattgefunden hat. Für St. Ursula bedeutet dies, dass mindestens Bau IIa (5./6. Jh.) in christlicher Nutzung war und auch für Bau I ist dies anzunehmen, weil der Befund keine andere Nutzung hergibt. Neben der Architekturgeschichte liefern somit auch Lage und Ortstradition, sowie das Ausscheiden jeder anderen Deutung für die Bestimmung eines Baues wichtige Informationen.

Auf den nächsten Seiten, 173–186, führt Bernhard Paffgen durch die Ausgrabungen in St. Severin in Köln. Zu Recht betont er die herausragende Stellung dieses Fundplatzes für Bestattungswesen, Kirchenbau und Heiligenverehrung. Exemplarisch beschreibt er spätrömische, auch frühchristliche Funde von diesem Friedhofsareal. Auch auf die baulichen Strukturen, Grabkammern und Grabbäuser geht er ein. Unbefriedigend erscheint die Deutung des Apsidialbaues A: In der ersten Phase soll er als »normaler« Grabbau zu erklären sein, in der zweiten, nach Anbau zweier Seitenschiffe – ansonsten liegt keine bauliche Veränderung vor und die Nutzung ist die gleiche – als Coemeterialkirche. Bis ins 8. Jh. wird dieser Raum genutzt, zuletzt allerdings deutlich nach Westen erweitert. Seine Funktion wird immer augenfälliger, besonders durch die Bestattung der Bischöfe Giso und Anno I.

Die christliche Nutzungsgeschichte beginnt doch wohl mit der Errichtung des Gebäudes A, denn der Anbau von Seitenschiffen ist wohl kaum ein Zeichen der Umnutzung. Viele einschiffige Kirchen wären dann keine. Mit Vorsicht ist jedoch der Begriff Coemeterial-

kirche zu verwenden. Das Wort ›Kirche‹ sollte doch auf Räumlichkeiten von sicher eucharistischer Nutzung beschränkt bleiben. Coemeterialbau erscheint mir günstiger, denn vielleicht haben solche Bauten doch nur als Oratorien gedient.

Ab S. 187 (bis 208) stellen Christoph Keller und Ulrike Müssemeier die Befunde unter der Bonner Münsterkirche vor. Auf einen Abriss der Ortsgeschichte folgt eine Schilderung der geographisch-archäologischen Situation: Der Platz wird in der Spätantike als Friedhof genutzt. Ein Mauerviereck mit innen liegender Bank wird in Nachfolge Lehnens als *cella memoriae* gedeutet, obgleich nicht sicher ist, ob es überhaupt überdacht war. Erst im 6. Jh. erfolgt mit der Errichtung eines Saalbaues eine sicherlich bauliche Nutzung des Geländes. Die Baugeschichte, die die Verfasser skizzieren, kann der Leser schlecht verfolgen, weil entsprechendes Planmaterial fehlt: Es gibt keinen Orientierungsplan und die Detailgrundrisse sind ohne Nordpfeil und alphanumerische Angaben. Man ist gezwungen auf zitierte Literatur zurückzugreifen. Einzig die ›karolingische Grube‹ ist eingetragen. Der Hinweis gestattet die Zuordnung der auf Abb. 4 zusammengestellten Fundkeramik.

Noch weniger nachvollziehbar ist die Behandlung der frühmittelalterlichen Bestattungen, da sie ohne begleitende Dokumentation erfolgt. Die Autoren heben bei der Besprechung ausgewählter Grabfunde zu Recht hervor, dass römisches Kulturgut in merowingischer Zeit häufig wiedergenutzt wurde, besonders, wenn die Gegenstände wie z. B. Goldringe mit Gemmenschmuck von wertvoller Natur sind.

Der Aufsatz fasst straff den publizierten Forschungsstand zusammen. Die schwache bilddidaktische Begleitung erschwert die Lektüre erheblich.

Frühchristliche Inschriften aus Boppard erläutert Eberhard J. Nikitsch auf S. 209–223. Er stellt besonders die Datierungsproblematik in den Vordergrund.

Die Feststellung, »Im Gegensatz zu den nach römischer Sitte in Brandgräbern bestatteten Toten wurden die Verstorbenen der frühchristlichen Gemeinden in der Regel als vollständige Leichname beigesetzt ...« ist zwar falsch, weil die Körperbestattung bereits im paganen 3. Jh. die überwiegend geübte Beisetzungsform ist, aber der Fehler wirkt sich nicht aus, weil die Beweisführung im folgenden nicht darauf Bezug nimmt. Ein Katalog von 13 ausgewählten Inschriften und die Erörterung des Kirchenbaues unter St. Severus führen zum Thema, der Chronologie der frühchristlichen Grabsteine. Der Gedanke, die Schriftformen dieser Grabsteine mit der »klassisch-römischen Monumentalschrift« zu vergleichen, verwundert ein wenig. Wer die Weihe- und Grabinschriften der ersten drei Jahrhunderte kennt, weiß, dass die dort gegebene Schriftbildästhetik selten wirklich erreicht wird. Der Sinn der Gegenüberstellung ist nicht erkennbar. Die Tatsache, dass der kleine Katalog in eine spätrömische und eine fränkische Gruppe aufzuteilen ist, resultiert aus Schriftart und Namensform. Während der Autor die alte Datierung der sechs Beispiele der 2. Gruppe bestätigt – es

gibt keine einzige Abweichung – differieren die Ansätze der ersten erheblich. Nikitsch datiert alle ins 5.–6. Jh. Boppard und andere hatten dagegen die Inschrift der Nomidia ins 8.–9. Jh. gesetzt. Da die Gruppenbildung des Autors überzeugt, wird man ihm wohl bei der Um-datierung dieser und der übrigen Inschriften folgen dürfen. Mit der Datierung der Bopparder Kirche hat dies jedoch wenig zu tun. Dass die Einbauten, Taufpiscine und Ambo, dem fortgeschrittenen 6. Jh. zuzuweisen sind, ist unbestritten. Ob aber damit der Bau datiert werden kann, ist durchaus fraglich. Er könnte etwas älter sein.

Auf den Seiten 225–234 legt Winfried Weber neue Forschungen zur Trierer Domgrabung vor. Kern der Darlegungen ist ein Bericht über die in den Jahren 2000–2003 durchgeführten Grabungen im südwestlichen Bereich der Trierer Kirchenanlage. Die Region war, wie der Autor darlegt, seit der 2. Hälfte des 2. Jhs. bebaut. Aus dem Wohnhaus erwuchs wohl ein christlicher Kultraum, der wahrscheinlich mit dem Gebäude identifiziert werden kann, das nach der Überlieferung dem Agricola als erste Bischofskirche diente. Man vermisst einen Grundriss der frühen Wohnbebauung. Die weiteren Bebauungsphasen dagegen sind an den beigegebenen Plänen gut zu verfolgen. Man fragt sich allerdings, warum der Gebäudeblock nordöstlich der Kirche Bauphase I im Grundriss der Bauphase II fehlt, aber in Bauphase IV unverändert wieder auftaucht. Es wäre auch für das Verständnis der städtebaulichen Situation günstig gewesen, bereits im Grundriss der Bauphase I den westlichen Insula-Abschluss einzutragen.

Die Bauabfolge ist überzeugend und schlüssig dargestellt. Der Leser fühlt sich nach der Lektüre über die Baugeschichte der Kirchenanlage fürs Erste hinreichend informiert. Dem skeptischen Einwand, die Interpretation der ersten Bauphase sei nicht durch erkennbar charakteristische Kirchenarchitektur gestützt, begegnet Weber zu Recht mit dem Hinweis, dass es zu dieser Zeit noch gar keine kirchliche Bauformlehre geben kann, da diese gerade erst entwickelt wird. Vor dem Toleranzedikt ist die Ausbildung einer festen Vorstellung von einem christlichen Großbau auch gar nicht denkbar. Das selbst in dieser, wie Weber formuliert, »Experimentierphase« verwandte Bauten in geographisch weit auseinander liegenden Räumen entstehen, bezeugt der von ihm erwähnte Bau in Dchar Jdid-Zilil. Der Austausch zwischen den Gemeinden mit dem Ziel, ein passendes Kultgebäude zu entwickeln, muss rege gewesen sein.

Nach Trier führt auch der letzte Beitrag der Sammel-schrift. Andrea Binsfeld gibt auf S. 235–252 Einblick in ihre Forschungen über die Graffiti aus dem Südostbau der Trierer Kirchenanlage. Die Arbeit wurde 2001 als Dissertation vom Fachbereich II der Universität Trier angenommen, und liegt jetzt gedruckt vor (A. BINSFELD, *Vivas in deo*. Die Graffiti der frühchristlichen Kirchenanlage in Trier. Kat. u. Schr. Bischöfliches Dom- u. Diözesanmus. Trier VII. Die Trierer Domgrabung V [Trier 2006]) Diese Graffiti sind seit ihrer Auffindung

im Jahr 1949 Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion. Die stellt die Autorin vor, um im folgenden nach erneuter Durchsicht der Unterlagen zu einem im Detail neuen Ergebnis zu gelangen. Überzeugend wird dargelegt, dass Mauer I nicht als Schranke, sondern lediglich als eine Begrenzung des hoch liegenden Chores zu deuten ist. Mauer III dagegen bildete eine erste mit Graffiti versehene Schranke, die im Rahmen einer Vergrößerung des Chorbereiches niedergelegt und durch eine zweite (Mauer II) ersetzt wurde. Dem numismatischen Befund nach ist Schranke I „noch in der ersten Hälfte oder kurz nach der Mitte des 4. Jhs.“ errichtet worden, Schranke II „während der Regierungszeit Kaiser Valentians I“.

Es folgt eine Zusammenstellung der Graffiti unter den Stichworten: Namen, Christogramme, Akklamationen und Bezeichnung als *peccator*. Mit Hilfe der Namen lässt sich, obwohl auch ›fremde‹ darunter sind, gezielter Pilgerbesuch nicht beweisen, so Binsfeld. Man wird ihr vor allem aufgrund des Argumentes, dass die Residenzstadt Trier ein Sammelbecken von Menschen unterschiedlichster Herkunft war, zustimmen. Das häufige Vorkommen des Christogrammes interpretiert sie wohl zu Recht als Hinweis darauf, dass in Trier eine Herrenreliquie verehrt wurde. Die besonders zahlreichen *vivas*-Akklamationen lassen mit ihr an einen sepulkralen Kontext denken. Dagegen ist freilich einzuwenden, dass ein solcher trotz günstiger Grabungssituation nicht nachgewiesen ist; darauf macht sie erst weiter unten aufmerksam. Man wird daher die zweite angesprochene Deutungsmöglichkeit bevorzugen: In der Nähe, sicherlich hinter der Schranke, muss ein besonders verehrenswürdiger Ort liegen. Die Tatsache, dass mehrere Graffiti sich explizit an Christus wenden – *in deo semper* – verbindet diese Gruppe mit der der Christogramme. Ähnliches gilt auch für die *peccator*-Graffiti. Der Vergleich der Graffiti vom sog. Petrusgrab zeigt viele Übereinstimmungen, aber auch einen entscheidenden Unterschied: An diesem Platz wurde wirklich ein Grab verehrt. Dies betont Binsfeld zu wenig, geht aber darauf im abschließenden Deutungskapitel ein. Dort führt sie aus, dass sicherlich weder ein Märtyrergab, noch ein Bischofsgrab Ziel der Verehrung waren, sondern eine Herrenreliquie. Die Quellen hinsichtlich der Übersendung des Heiligen Rockes und des Kreuzesnagels sind bekanntlich erst mittelalterlich, helfen also nicht weiter. Sie könnten allerdings einen Überlieferungskern enthalten, denn die Verehrung, d. h. die Graffiti der ersten Schranke, setzt erst nach Helenas Palästinareise ein. Darauf macht Binsfeld mehr zwischen den Zeilen als explizit aufmerksam. Zuletzt spricht sie noch die Überlegung an, die Graffiti könnten aus Anlass von Tauffeiern angebracht worden sein. Dagegen wendet sie zu Recht ein, dass entsprechende Belege aus anderen Kirchen und Baptisterien fehlen. Die Antwort auf die Frage, ob durch die anzunehmende Herrenreliquie der Trierer Dom zu einer überregionalen Pilgerstätte wurde, lässt sie vorsichtig offen.

Da die beiden letzten Beiträge der gleichen Kirchenanlage gewidmet sind, hätte man sich eine bessere Abstimmung der Bebilderung gewünscht. Webers Abb. 1 ist ausschnittsweise durch Binsfelds Abb. 3 wiederholt. Bis auf unbedeutende graphische Unterschiede identisch sind die Pläne Weber Abb. 5 und Binsfeld Abb. 1. Auf diesen Umstand hätte die Redaktion aufmerksam machen müssen. Im Beitrag Binsfeld hätte auf Weber verwiesen werden können. Es wäre dann Raum für weiteres didaktisch sinnvolles Bildmaterial gewesen, wie z. B. für einen Detailgrundriss des Chores mit eingetragener Befundlage der diskutierten Schranken.

Ein Orts- und Namenregister ist dem Band beigelegt. Die Stichwortauswahl ist im Ganzen befriedigend, doch fragt sich der Leser, warum die Namen der in den Grabinschriften genannten Lebenden und Verstorbenen nicht aufgenommen sind.

Ein abschließendes Urteil kann gattungsgemäß für eine solche Sammelschrift nicht gefällt werden. Dennoch kann festgehalten werden, dass die Vielfalt der angesprochenen Themen das Buch als Einführung in die Forschung zum frühen Christentum im Rheinland empfiehlt.

Trier

Klaus-Peter Goethert

EVA STAUCH, **Wenigumstadt. Ein Bestattungsort der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters im nördlichen Odenwaldvorland.** Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 111, Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2004. Teil 1: 306 Seiten, 125 Abbildungen, 45 Tabellen, 9 Tafeln; Teil 2: 258 Seiten, 174 Tafeln.

Merowingerzeitliche Gräberfelder werden gerne als Dissertationsthema vergeben. Die bisherigen Publikationen zeigen zumeist einen einheitlichen Standard und man weiß schon vor dem Aufschlagen des jeweiligen Auswertungstextes, was den Leser ungefähr erwartet. Als ›Frühmittelalter-Archäologe‹ starte ich daher normalerweise mit dem Durchblättern der Tafeln. Dabei gewinnt man schnell den Eindruck, Eva Stauch habe ein eher undankbares Material erhalten: Eine unvollständig untersuchte Nekropole mit einer hohen Beauftragungsrate (S. 62: »87 %«) und eher unattraktiven Funden. Dennoch ist es der Autorin gelungen, eine überaus detaillierte Auswertung dieser Nekropole zu erarbeiten. Sie hat nämlich zunächst kurz und präzise die Stärken und Schwächen ihrer Quellen analysiert und ihre Arbeit klar daran ausgerichtet (62 ff.). Während Metallbeigaben (Waffen, Schmuck) zum wohl größten Teil den Grabräubern zum Opfer fielen, haben sich Perlen, Keramik und Kämmen in großer Zahl erhalten. Diese Sachgruppen boten sich demnach für eine intensivere Untersuchung an, ebenso aber auch die bei der Ausgrabung dokumentierten Beobachtungen zum Grabbau und zur Beigabendeponierung.

Das bedingte allerdings, dass die Auswertung vom gewohnten Schema abweicht, was aber nicht nur verständlich ist, sondern den Reiz der Arbeit ausmacht. Doch konnte sich die Verfasserin einer genauen Einordnung der einzelnen Beigaben nicht enthalten. Sie findet sich aber im Katalog, der somit – neben der klaren Befund- und Fundbeschreibung – reich an ergänzendem, auswertendem Text ist. Hierbei zeigt sich, dass Stauch souverän mit dem merowingerzeitlichen Fundmaterial umzugehen weiß.

Als roter Faden zieht sich durch die gesamte Arbeit das Bemühen um eine möglichst genaue und umfassende chronologische Einordnung der Gräber. Dazu greift die Verfasserin zum einen auf die ersten 9 bzw. 10 Phasen der von Ursula Koch anhand des Gräberfeldes von Pleidelsheim erarbeiteten ›Süddeutschland (SD)-Chronologie‹ zurück (U. KOCH, Das alamannisch-fränkische Gräberfeld bei Pleidelsheim [Stuttgart 2001]). Die Phase SD 10 wird inhaltlich um die jüngsten Funde reduziert als Phase Wenigumstadt (WU) 10 bezeichnet. Zeitlich angeschlossen werden die Phasen WU 11–15, deren letzte bis ins 9. Jh. reichen soll. Neben dieser enorm langen Nutzung zeigt das Gräberfeld von Wenigumstadt eine weitere Besonderheit: einen Hiatus im frühen 6. Jh. Diese Unterbrechung wird durch das Fehlen von Funden der Phase SD 4 (510–530 n. Chr.) begründet, aber auch durch deutliche Änderungen beim ›Neueinsetzen‹ in der Phase SD 5. Ob diese Unterbrechung wirklich zwingend nachweisbar ist, würde ich aufgrund der starken Beraubung des Gräberfeldes zumindest vorsichtiger beurteilen, denn gerade die chronologisch empfindlicheren Metallfunde fielen weitgehend den Grabräubern zum Opfer. Es ist zwar auffällig, dass frühe Knickwandtöpfe mit stark einschwingender Oberwand fehlen, doch ist diese Form anscheinend von Frankfurt mainaufwärts insgesamt sehr selten. Drehscheibenware setzt in Wenigumstadt erst in SD 5 ein (z. B. Grab 81), so dass der Hiatus an der Chronologie der handgemachten Keramik hängt. Eine regionale Chronologie dieser Waren könnte vermutlich zusätzliche Argumente liefern (Kleinlangheim; Niedernberg).

Außerdem stellt sich die Frage, warum nach einem Hiatus von einer Generation erneut der gleiche Platz aufgesucht wurde, der zum einen nur wenige Gräber aufwies, zum anderen vermutlich durch ›Renaturierung‹ kaum noch kenntlich gewesen sein dürfte. Wenngleich Stauch dagegen gute Argumente angeführt hat, etwa die Veränderungen bei der ›Neubelegung‹, bleiben bei mir doch gewisse Unsicherheiten bestehen. Vermutlich wären Pollenanalysen geeignet, für die Frage einer möglichen Unterbrechung mehr Sicherheit zu gewinnen, zumal im letzten Kapitel der postulierte Hiatus auf den gesamten Bachgau ausgeweitet wird (S. 302).

Der Argumentationsstrang wird von Stauch bei der Auswertung der Keramik – einem der Schwerpunkte der Arbeit – weitergeführt. Ihre besonders sorgfältige Vorlage kann neue Maßstäbe setzen. Bei der detaillierten Untersuchung zu den Rollrädchen greift Stauch

eine richtungweisende Arbeit von Robert Koch auf, die bislang leider nur wenige ›Nachahmer‹ gefunden hat (R. KOCH, Absatzgebiete merowingerzeitlicher Töpfereien des nördlichen Neckargebietes. *Jahrb. Hist. Ver. Heilbronn* 27, 1972, 31 ff. – Vgl. F. SIEGMUND, Merowingerzeit am Niederrhein [Köln/Bonn 1998] 134 f.). Daran anschließende Materialvorlagen könnten eine wertvolle Basis legen, um Fragen des Keramikhandels auf eine tragfähige Basis zu stellen. Auch die genauen Beschreibungen der unterschiedlichen Herstellungsverfahren und der ›Warenarten‹ sind in diesem Kontext zu erwähnen.

In Bezug auf den postulierten Hiatus schließt sich eine interessante Interpretation der Keramik vom Typ Wenigumstadt der Phase SD 5 an. Eva Stauch meint hier aufgrund der Kombination mehrerer herausgestellter Form- und Verzierungselemente deutliche Einflüsse aus dem angelsächsischen Raum zu erkennen (S. 116 ff.). Sie vermutet daher, Neusiedler aus diesem Gebiet hätten nach dem Hiatus das Gräberfeld erneut genutzt. Die Gegenüberstellung von Gefäßen aus England und Holstein mit solchen des Typs Wenigumstadt vermag aber zumindest mich nicht zu überzeugen. Vor allem die Gefäßformen unterscheiden sich deutlich, und auch der geradezu charakteristische Kerbstich fehlt im Norden. Die bisherigen Ansätze zur Herleitung der Gefäße aus dem elbgermanisch, thüringisch-langobardischen Raum halte ich für besser nachvollziehbar, sowohl für die Gefäßformen als auch in Bezug auf die Verzierungstechnik und -muster (vgl. z. B. U. GROSS, Zur merowingerzeitlichen Besiedlungsgeschichte an Tauber, Kocher und Jagst. *Denkmalpfl. Baden-Württemberg* 22, 1993, 220 ff. bes. Abb. 4 und 5). Bezüge zu diesen Gebieten sind im 6. Jh. in Süddeutschland häufiger nachzuweisen, so dass sich die Befunde aus Wenigumstadt zwanglos einordnen ließen. Die Beobachtung, dass »fast ein Drittel der Bestattungen mit Keramik vom Typ Wenigumstadt Brandbestattungen waren, also einem Ritus folgten, der im frühen 6. Jh. völlig unüblich war, in England und Norddeutschland hingegen die Regel« (S. 124), verliert an Bedeutung, wenn man feststellt, dass es sich um ein (!) Grab in Wenigumstadt handelt (hinzu kommen drei Gräber aus Kleinlangheim).

Auffällig sind in diesem Kontext die Ergebnisse der Spurenelementanalysen an den Skeletten. Es zeichnen sich dabei zwei Gruppen mit unterschiedlichen Ernährungsgewohnheiten ab (S. 302). Eine dieser Gruppen verbindet Stauch mit ihren angelsächsischen Zuwanderern, die andere mit ›Leuten aus dem bereits fränkisch durchdrungenen Westen‹ (S. 302). Beide Interpretationen basieren auf der Auswertung der Keramik. Allerdings wird die Keramik aus »dem fränkischen Westen« zuvor (S. 148 f.) noch vorsichtiger auf Absatzgebiete unterschiedlicher Töpfereien zurückgeführt. Bei dieser Erklärung könnte es sich durchaus um eine lokale Gruppe mit wechselnden Bezugsnetzen handeln, und dann drängt sich natürlich wieder die Frage auf, ob diese Gruppe nicht doch kontinuierlicher das Gräber-

feld nutzte, als es die stark gestörten Quellen glauben machen?

Auffällig im Wenigumstadter Keramikinventar ist, dass in den jüngsten Belegungsphasen – ebenso wie in den ersten – Drehscheibenkeramik fehlt. Hatte die Autorin das Auftreten dieser Ware im 6. Jh. mit der Einbindung in ein weiter gespanntes Handelsnetz in Verbindung gebracht, so stellt sich natürlich die Frage, ob das Ausbleiben von Drehscheibenware im 8. Jh. wirtschaftsgeschichtlich zu bewerten ist oder ob der Wert einer Beigabe eher bedeutungslos wurde und lediglich die Funktion zählte?

Neben dem ausführlichen Kapitel zur Keramik hat sich die Autorin auch gleichermaßen mit den Perlen und den Kämmen auseinandergesetzt und in beiden Fällen vor allem Ergebnisse zur chronologischen Untergliederung erarbeitet. Bei den zweireihigen Kämmen waren dabei Größe und Zahnungsverhältnis beider Reihen ausschlaggebend, bei den Perlen die Zusammensetzung der Ketten. Dazu wurden elf Perlenkombinationsgruppen (PKG) definiert (A–L), von denen sich die ersten sechs auf die Arbeiten von U. Koch beziehen und die folgenden drei (G; H; J) für das Wenigumstädter Material erarbeitet wurden. Die PKG K und L treten in Wenigumstadt bereits nicht mehr auf und wurden anhand der Perlen anderer Fundorte bestimmt. Überrascht hat mich der späte zeitliche Ansatz des Mädchengrabes unter dem Frankfurter Dom in das dritte Viertel des 8. Jhs. (PKG K [S. 97]). Die Einordnung erfolgt aufgrund von drei Glasperlen, denn mehr enthält das Grab nicht (A. HAMPEL, *Der Kaiserdom zu Frankfurt am Main. Ausgrabungen 1991–1993* [Nußloch 1994] 129). Nur die blaue linsenförmige Perle wird man davon als charakteristische Form ansprechen können, die bei Stauch allerdings auch schon in PKG J (zweites Viertel 8. Jh.) auftritt (S. 88; 98). Das Frankfurter Grab hätte man aufgrund der Fibeln, der Anhänger und der Glastasse in das späte 7./frühe 8. Jh. datiert (JM III) (vgl. B. WÜHRER, *Merowingerzeitlicher Armschmuck aus Metall* [Montanac 2000] 60 mit Anm. 246; St. THÖRLE, *Gleicharmige Bügelfibeln des frühen Mittelalters* [Bonn 2001] 171 f.). Wenn der durch die Perlen begründete Ansatz richtig wäre, würde das bedeuten, dass die Trachtbestandteile, die man der Spätphase der Reihengräber zugewiesen hat, langlebiger waren. Damit könnte sich dann aber auch das Nutzungsende einiger Nekropolen durchaus nach hinten verschieben (vgl. hierzu bereits R. PÖLLATH, *Karolingerzeitliche Gräberfelder in Nordostbayern* [München 2002] 180 ff. mit Abb. 32–34).

Damit ist dann auch ein weiterer Fragenkreis angeschnitten, für den Wenigumstadt wichtige Ergebnisse erbracht hat. Der Friedhof wurde offensichtlich sehr lange genutzt. In den letzten Jahrzehnten haben sich die Nachweise dafür vermehrt, dass die Jahre um 700 nicht (überall) zum Ende der süddeutschen Reihengräberfelder führten. Griesheim, Fridingen, Kirchheim am Ries und Mertloch beispielsweise zeigen eine Nutzung bis weit ins 8. Jh. hinein. In Wenigumstadt setzt bereits seit

der Phase 10 (650–670) eine Wiederbelegung älterer Gräberfeldbereiche ein, wenngleich noch die lineare, nach Westen gehende Belegung beibehalten wird (S. 43 Abb. 20). Seit der Phase WU 14 (um 750–Ende 8. Jh.) wurde die Beigabensitte fast vollständig aufgegeben. Nun wurde hauptsächlich im alten Gräberfeldbereich bestattet (S. 53 Abb. 24; 57 Abb. 25), wie Stauch wohl nicht ganz zu Unrecht vermutet, um beim Anlegen der Grabgrube ältere Bestattungen plündern zu können (S. 254). Das Gräberfeld wurde aber vermutlich nur noch als »Ausweichfriedhof« genutzt, wie demographische Daten nahe legen. Der Großteil der Wenigumstädter Bevölkerung wird wohl in dieser Zeit nahe einer Kirche die letzte Ruhe gefunden haben. Chronologisch ist das Ende der Nutzung allerdings nur schwer zu fassen. Ob die Definition einer Phase WU 15 sinnvoll ist, bleibt zumindest fraglich. Die einzig datierte Beigabe, eine Gürtelschnalle mit rechteckiger Blechlasche aus Grab 29 passt durchaus in die zweite Hälfte des 8. Jhs. (S. 56). Als weiteren Hinweis auf Bestattungen des 9. Jhs. wertet die Verfasserin die Gräber mit im Becken gekreuzten Armen (S. 240 Anm. 401). Die drei angeführten Gräber sind aber wenig überzeugend: Der Tote in Grab 60B (Taf. 57) lag seitlich verdreht mit angehockten Beinen, entspricht also keinesfalls einer »christlichen« Bestattung; Grab 54A (Taf. 49) war stark gestört und vom Becken aufwärts total verworfen, der Tote in Grab 131 (Taf. 101) hatte die Arme streng parallel zum Körper. Es besteht also keine Notwendigkeit, Wenigumstädter Bestattungen ins 9. Jh. zu datieren. Allerdings ist schon die Nutzung bis in die Zeit nach 750 beachtenswert.

Hervorzuheben an der vorliegenden Arbeit sind auch die sorgfältigen Auswertungen zum Grabbau und zur Beigabendeponierung. Bei letzterer zeigt sich deutlich, wie sich bevorzugte Niederlegungsareale im Verlauf der Jahrhunderte verändern (S. 258 ff. mit Abb. 109–119). Der chronologische Aspekt spielt auch bei der Untergliederung der Grabformen eine bedeutende Rolle. Ob man der Verfasserin dabei immer folgen will – Unterschiede zwischen »breiten Kisten« und »schmalen Kammern« bzw. »schmalen Kiste« und »einfachem Sarg« überinterpretieren vermutlich in einigen Fällen den Grabungsbefund (Abb. 97) – bleibt unerheblich, bei den sich deutlich abzeichnenden Tendenzen. Auch wenn dabei der Verdacht des »Selbstzweckes« aufkommen mag, dient eine möglichst genaue und vollständige chronologische Einordnung der Bestattungsgemeinschaft doch als Basis für jede weitergehende Auswertung. Und genau als solche ist sie bei Stauch auch zu erkennen.

Das abschließende Kapitel ist der Besiedlung des Bachgaus gewidmet, einer ca. 8 km × 5 km großen Kleinschaft. Stauch legt dazu die bekannten Fundstellen und Funde vor, ordnet sie ein und stellt den Anschluss zu den Schriftquellen her. Auch im Bachgau herrscht ein Missverhältnis zwischen Bestattungsplätzen und Siedlungsfundstellen. Den bekannten Erklärungsmodellen fügt Stauch ein weiteres hinzu: In ihrem Arbeitsgebiet

ließ sich mancherorts eine mächtige Ablagerung kolluvialer Schichten am Hangfuß nachweisen, die ehemalige Oberflächen teilweise meterhoch überdeckt und dadurch unzugänglich macht (S. 290 ff.).

Der erste Band wird durch eine Zusammenfassung und einige Fototafeln beschlossen. Der zweite Teilband ist dem Katalog und den Tafeln vorbehalten, die das Gräberfeld auf vorbildliche Weise dokumentieren.

So bleibt abschließend nur zu betonen, dass es sich bei der Arbeit von Eva Stauch um eine hervorragende Gräberfeldanalyse handelt. Das Lesen der Arbeit war für mich ein Gewinn. Auch wenn die Autorin sich im Vorwort als Schülerin ihres Doktorvaters Walter Jansen sieht, so erinnert ihr detailliertes Vorgehen doch deutlich an Arbeiten von Ursula Koch. Die Arbeit zeigt eindringlich, wie durchdachte Quelleneditionen und -auswertungen neue Informationen erschließen können. Das Vorgehen ist in der Arbeit stets deutlich beschrieben und aufgrund zahlreicher Tabellen gut nachvollziehbar. Man kann nur hoffen, dass künftige Bearbeiter ihrer detaillierten Vorlage – besonders für die Keramik – folgen werden. Als persönliche Bemerkung möchte ich noch auf die teilweise humorvollen, auch selbstironischen Formulierungen der Autorin hinweisen, die beim Lesen des Textes immer wieder unerwartet, aber stets angenehm überraschen.

Mainz

Dieter Quast

HERMANN DANNHEIMER, Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. Unter Mitarbeit von HEINZ DOPSCH und BRIGITTE HAAS-GEGBARD, mit Beiträgen von WALTER BURANDT, GABRIELE SORGE, HANS PETER UENZE und BERNWARD ZIEGAUS. Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Abhandlungen, Neue Folge, Heft 126, München 2006, 387 Seiten, 2 Bände, zahlreiche Abbildungen, 125 Tafeln mit Fotos und Zeichnungen, Kassette mit 30 Beilagen.

»Anfänge und geschichtliche Entwicklung des Klosters Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee haben die historische sowie kunstgeschichtliche Forschung schon lange beschäftigt« (S. 5). So beginnt Hermann Dannheimer die neueste zweibändige Publikation über »Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee«. Es ist die Fortsetzung, Ergänzung und Neuinterpretation der von Vladimir Miložić 1966, bereits zwei Jahre nach Abschluss seiner Grabungen, vorgelegten dreibändigen Publikation »Bericht über die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Abtei Frauenwörth auf der Fraueninsel im Chiemsee 1961–1964«. Diese wurde u. a. von Richard Strobel 1967, Edgar Lehmann 1968, Uwe Lobbedey 1968, Walter Sage 1969, Friedrich Oswald 1970 und mir (in den Bonner Jahrbüchern 1968)

ausführlich und mit kritischen Anmerkungen besprochen. Ich hatte insbesondere die Zeichnungen bemängelt und zu den Baubefunden angemerkt: »Sicher gestatten die freigelegten Reste eine zuverlässige Ergänzung nicht, geben aber doch eine beginnende Vorstellung von dem karolingischen Frauenkloster. Die Funde haben unser Wissen über karolingische Klosteranlagen bereichert.« Unsicher war die Datierung der frühen Bauten, denn die Datierungsmöglichkeit mittels der schichtgebundenen Keramik war 1964/65 bei der Bearbeitung durch Bernhard Hänsel noch in den Anfängen. Inzwischen sind nicht nur auf diesem Gebiet die Kenntnisse sehr viel besser geworden, sodass Hermann Dannheimer durch eine erneute sorgfältige Durcharbeitung der Grabungszeichnungen und -fotos sowie der Keramik, ergänzt um Baubeobachtungen und eigene Grabung im Nordklosterbereich, eine verbesserte Periodisierung und Datierung erreichen konnte, die »eine Stufe weiter auf dem Weg zur Erschließung dieses Klosters sein sollte«.

Die Neubewertung bietet Hermann Dannheimer unter Beteiligung von Heinz Dopsch (Geschichte), Hans Peter Uenze (vorgeschichtliche Funde), Brigitte Haas-Gebhard (mittelalterliche und neuzeitliche Funde, insbesondere Keramik), Gabriele Sorge (Tierknochen), Bernward Ziegau (Münzen) und Walter Burandt (Portal der Klosterkirche). Anlass und Grundlage sind die unter Dannheimers Leitung 1986 vorgenommenen Grabungen im Kreuzgang des bestehenden Konvents, welche das Hoch- und spätmittelalterliche Südkloster teilweise erschlossen haben und zu einer sicheren Festlegung des bisher kontrovers diskutierten Zeitpunktes der Verlegung der Konventsbauten auf die Südseite der Kirche verhelfen sowie »zu einer Neubewertung urkundlicher Nachrichten insbesondere des 13. und 14. Jhs. führen«. (S. 9) Für den Torbau mit seinen berühmten Wandmalereien, »über deren Alter (spätkarolingisch oder ottonisch) bis heute keine Übereinkunft erzielt werden« konnte (S. 7), ergaben Funde unter dem Fußboden wichtige neue Aufschlüsse. Durch sorgfältige Nacharbeit der Grabungspläne und Berichte sowie Funde von Vladimir Miložić hat Hermann Dannheimer die Siedlungs- und Baugeschichte des Klosters Frauenwörth weitergehend überzeugend geklärt.

Es ist ein monumentales Werk: in der physischen Natur groß und schwer, in ästhetischer Hinsicht ansehnlich und schön, reich bebildert und gut gedruckt, inhaltlich beeindruckend und in der Darstellung meisterhaft von einem erfahrenen, anerkannten Ausgräber und Gelehrten, der das Buch mit hohem persönlichem Einsatz, Begeisterung und Akribie verfasst hat. Das trifft auch für die Mitautoren zu, die Einzelthemen bearbeitet haben.

Für die Kirche, von deren reicher Ausmalung an den Sanktuariums-Hochwänden oberhalb der gotischen Gewölbe 1954 Reste entdeckt worden waren, die Hans Sedlmayr 1966 auf um 1130/40 datiert hat, werden die beschränkten Sondagen von Vladimir Miložić 1962 und die Beobachtungen von Walter Sage 1967 und Walter Haas 1977 erneut kritisch gewürdigt mit dem

Ergebnis, dass vor 800 bereits eine Kirche bestanden hat, vermutlich ein Saalbau mit einem um etwas mehr als Mauerdicke eingezogenen Chor, dessen Grundriss – rund oder eckig – unbekannt ist; im Bereich der Seitenschiffe werden Nebenräume vermutet. Die beiden Reliefsteine des ältesten erhaltenen Münsterportals werden als Türsturz und Tympanon im Vergleich mit byzantinischen Steinmetzarbeiten des 5.–8. Jhs. dem ersten Kirchenbau zugeordnet. Das Portal hat Walter Burandt in dem anzuzeigenden Buch ausführlich behandelt (S. 373–383). Steinfragmente von importierten Chorschranken und vom Altar sowie ein bronzenes Türzieher weisen ferner auf die reiche Ausstattung dieser ersten Kirche hin. »Sie bekräftigen damit die These von der maßgeblichen Beteiligung und Einflussnahme des bayerischen Herzoghauses (Tassilo III., der mit einer langobardischen Königstochter verheiratet war) bei der Gründung des Konventes, während der 2. Hälfte des 8. Jhs. und der Weihe im Jahre 782« (S. 41).

Ausführlich (S. 42–62) geht Dannheimer auf die frühmittelalterlichen Konventsgebäude nördlich des Münsters (Nordkloster) ein. Zunächst standen ein westlicher, mit rotem Estrich ausgestatteter und ein nördlicher Saalbau im rechten Winkel unverbunden; später wurde der Westbau nach Süden und Norden (um eine Küche) erweitert und bis ins frühe 9. Jh. mit einem Kreuzgang versehen. Vermutlich ist die Anlage um einen Ostflügel zu ergänzen. Geringe Keramikfunde datieren die Bauzeit »nicht vor dem 8. Jh.« und die Nutzung und Erweiterung in das 9./10. Jh. »Der archäologische Befund ist problemlos mit dem auf Kloster Frauenwörth zu beziehenden Weihedatum (1. September 782) in Einklang zu bringen« (S. 60). Den westlichen Saalbau wegen seiner zwei Türen in der westlichen Außenwand als Gästetrakt zu deuten, ist ebenso unsicher – und eher unwahrscheinlich – wie die Meinung, dass der nördliche Saalbau wegen der Reste eines einfachen Kieselplasters ein Wirtschaftsgebäude gewesen sei und dass in seinem Obergeschoss die Wohnung der Äbtissin gelegen habe. Richtig ist wohl die Annahme, dass im nicht ausgegrabenen Ostflügel »die Wohngebäude der Konventualinnen, der Kapitelsaal und andere zur Klausur gehörigen Räume« zu suchen sind. Der Nordbau war sehr wahrscheinlich das Refektorium, worauf auch der Küchenanbau verweist, der sicher nicht nur für den als Gästehaus vermuteten Westbau zu denken ist. Unsicher ist auch die Annahme von Dannheimer, dass die ersten Klausurgebäude zweigeschossig waren, auch wenn »der relativ aufwendige terazzoartige Fußboden« im westlichen Saalbau auf eine gewisse Bauqualität verweist.

Der sukzessive Ausbau der Klausur ist eine durchaus übliche Entstehungsweise eines früh- und hochmittelalterlichen Klosters (siehe G. BINDING/S. LINSCHIED-BURDICH, Planen und Bauen im frühen und hohen Mittelalter nach den Schriftquellen bis 1250 [Darmstadt 2002]). Man fühlt sich beispielsweise erinnert an die ausführliche Beschreibung der Bauentwicklung der Klausur des Klosters Saint-Trond in den Jahren

1102/07 unter Abt Theoderich, wo auch erst Einzelgebäude nach und nach erweitert und schließlich mit einem Kreuzgang verbunden wurden. Die Klausur von Frauenwörth ist in der 1. Hälfte des 10. Jhs. abgebrannt. »Der Wiederaufbau beschränkt sich auf einen räumlich sehr eng begrenzten Abschnitt des Westflügels« (S. 61). Dafür als Begründung die mutmaßliche Nutzung als repräsentativen Gästetrakt anzunehmen, ist fraglich.

»Im unmittelbaren westlichen Vorfeld des Nordklosters wurden innerhalb der Klostermauer drei »Mörtelpfannen« lokalisiert [...] alle diese Kalkgruben sind anlässlich der Errichtung des karolingerzeitlichen Klosterwestflügels [warum nur für diesen?] also im späteren 8. Jh. angelegt und benutzt worden« (S. 57 f.).

Mit großer Spannung erwartet waren die Ergebnisse einer neuen Untersuchung und – sicheren? – Datierung der bis heute bestehenden zweigeschossigen Torhalle. »Zu den wichtigsten kunstgeschichtlichen Denkmälern auf der Fraueninsel gehören die frühmittelalterlichen Wandzeichnungen im Chorraum der Michaelskapelle« (S. 99) im Obergeschoss, die in den frühen 1960er Jahren entdeckt und freigelegt worden sind. Darüber hat Hans Sedlmayr 1966 ausführlich berichtet und die Ausmalung mit Engeln um 860/65 datiert; er glaubte, »dass man auch die ottonische Zeit beruhigt ausschalten kann. Ein solches Maß an »Schönlebigkeit«, von körperlicher Freiheit, kennt auch ihre »klassische« Stufe [...] nicht« (SEDLMAYR 1966, S. 258).

Dannheimer hat die in der Publikation von 1966 nicht berücksichtigten Beobachtungen erneut sorgfältig durchgesehen und beschrieben, insbesondere die neuen Befunde und Datierungen der Fußböden (S. 63–104). Im Langhaus der Michaelskapelle wurden unter vier Fußböden Reste eines rotgefärbten Estrichs gefunden, »der mit aufgemalten, bräunlich-weißen Linien die Illusion des Steinbodens erweckte« (S. 85). Ein in die 2. Hälfte des 7. oder in das 8. Jh. datierter (Radiokarbon) Holzspan (S. 162) im Estrich veranlasst Dannheimer, die Bauzeit der Torhalle in die Zeit Tassilos III. und seiner Gemahlin Liutpiric, die »königlichen« Stifter des Klosters, zu datieren und mit der Kirchweihe 782 in Verbindung zu bringen. »Unabhängig von der kaum zu lösenden Frage, ob das rote Porphyrfragment von einem reicheren Fußboden stammt oder nicht, kann als einigermaßen sicher gelten, dass in der Torhalle als ältester Fußboden ein aus Italien importiertes Plattenmosaik verlegt war, das in der Randzone zur Wand hin durch einen mit weißen Linien bemalten, rötlich getönten, marmoriert wirkenden Estrich ergänzt war« (S. 96), eine nicht überzeugende Hypothese. Der Estrich war »gegen die zu diesem Zeitpunkt sicherlich bereits verputzte Wand verlegt« (S. 100). »Auf diesen ältesten Putz wurde der Engelzyklus gezeichnet« (S. 101). Das Programm der Wandausstattung im Chor »scheint nur teilweise realisiert worden zu sein. Im Saal blieben die Wände sogar völlig unbemalt. Das mag daran liegen, dass der Stifter schon wenige Jahre nach der Klosterweihe von Karl dem Großen abgesetzt und in ein west-

fränkisches Kloster verbannt worden ist. Demnach dürfte das Jahr 788 zusammen mit dem Jahr der Weihe (782) die Bauzeit der Torhalle und die Ausführung der Wandzeichnungen in ihrem Obergeschoss sehr eng eingrenzen lassen« (S. 101). »Aus historischen Gründen gibt es keinerlei Anlass, die Errichtung der Torhalle in der für das Jahr 782 bezeugten Weihe des von Tassilo III. gestifteten Klosters zeitlich weit abzurücken« (S. 103). Diese Datierung der Torhalle beruht allein auf dem Holzspan im Estrich und dem kleinen Rest des bemalten Estrichs.

Die Spätdatierung des Baues in das frühe 11. Jh., wie sie Werner Jacobsen im Katalog »Vorromanische Kirchenbauten, Nachtragsband« (München 1991) S. 125 f. und Uwe Lobbedey in seiner ausführlichen Besprechung des Buches von Milošević in der Zeitschrift für Kunstgeschichte 1968 vorgeschlagen haben, ist nicht mehr haltbar, nachdem Becker 1977 den Tannenholzfußboden III im Langhaus und Chor der Michaelskapelle im Obergeschoss »zwischen 997 und 1000« (Fällzeit) dendrochronologisch datiert hat (S. 162 f.), zeitgleich mit den auf dem Putz mit den Engelzeichnungen entdeckten Graffiti, die Bernhard Bischof 1966 ins späte 10. oder frühe 11. Jh. datiert hat (Lobbedeys kritische Äußerungen 1968 sind unbegründet). Durch den dritten Fußboden ist die Bauzeit der Torhalle mit ihrer Ausstattung eindeutig in karolingische Zeit verwiesen. Die wegen mangelnder Vergleichsbeispiele hypothetische Datierung der Engelszeichnungen durch Hans Sedlmayr in die Zeit der Äbtissin Irmingard (um 857–866), Tochter König Ludwigs des Deutschen, bleibt als eine Möglichkeit bestehen, auch wenn Heinz Dopsch in seinem verdienstvollen Kapitel »Die Geschichte der Abtei Frauenchiemsee im Spiegel der schriftlichen Quellen« (S. 171–212) die Bedeutung der Äbtissin Irmingard als Bauherrin aufgrund mangelnder zeitgenössischer Quellen (und unter Hinweis auf die von Dannheimer vorgeschlagene Frühdatierung der Torhalle) nicht hervorhebt. Leider konnten die drei geborgenen Dachschindeln aus Fichtenholz dendrochronologisch nicht datiert werden. So ist festzuhalten: Die Torhalle ist sicher karolingisch, entweder um 860/65 oder um 782, wie Dannheimer vorschlägt; seine Datierung ist möglich aber nicht sicher.

Mit dem Kapitel »Die hoch- und spätmittelalterlichen Konventsgebäude südlich des Münsters (Südkloster)« (S. 104–159) betreten wir wieder festen Boden und finden eine überzeugende Darstellung und zeitliche Zuweisung. »Ab dem 11. Jh. wurde südlich der Kirche ein neues Kloster samt Kreuzgang erbaut. Dieses Südkloster, dessen Süd- und Ostflügel archäologisch untersucht werden konnten, war – wie man aus schriftlichen Quellen weiß – bereits 200 Jahre später (Mitte des 13. Jhs.) wieder sehr baufällig. Spätestens am Ende des Jahrhunderts wurde überdies auch diese Anlage bei einem Brand zerstört. Wiederaufbau und bauliche Sanierung zogen sich im Südflügel über ein halbes Jahrhundert hin. Die Veränderungen am Ostflügel sind dagegen wohl noch später anzusetzen« (bis 16. Jh.). »Die im Kern mittelalterlichen Gebäude wurden im frühen

18. Jh. abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt«. Im 11. Jh. wurde die Klosterkirche »weitgehend abgebrochen und durch einen Neubau, die in den wesentlichen Teilen bis heute erhaltene dreischiffige Basilika, ersetzt [...] Wohl schon damals wurde neben ihr der freistehende Campanile errichtet, der bis heute das Wahrzeichen des Chiemgaues bildet« (S. 161). An der vorgeschlagenen Datierung habe ich Zweifel; solche Türme gehören allgemein in das 12./13. Jh.

Brigitte Haas-Gebhard legt einen sorgfältig bearbeiteten, kenntnisreichen Katalog ausgewählter »mittelalterlicher und neuzeitlicher Funde von der Fraueninsel« vor (S. 227–334). Das Nordkloster hatte wahrscheinlich bereits in karolingischer Zeit an ausgewählten Bauteilen Fensterverglasung aufzuweisen. Eine Beheizung mittels eines Kachelofens war im Südkloster frühestens im späten 12. Jh. vorhanden. »Eine Datierung der beiden zeitlich sich ablösenden Klosteranlagen auf Frauenwörth gelang in erster Linie über die Keramikfunde. Der gesamte Fundkomplex ist charakterisiert durch das fast völlige Fehlen an römischen, spätantiken und merowingerzeitlichen Fundstücken. Das Fundspektrum der Keramik nördlich des Münsters setzt mit einer nachgedrehten Ware ein [...] wahrscheinlich erst in das 8. Jh. [zu] datieren [...] Die Gefäßkeramikfunde südlich des Münsters [...] gehören dem ausgehenden 10. und der 1. Hälfte des 11. Jhs. an [...] Importkeramik bleibt gegenüber dieser einheimischen Ware während der ganzen Klosterzeit dagegen vergleichsweise selten« (S. 281).

Gabriele Sorge berichtet über die Tierknochen (S. 335–367) mit Hinweisen auf die Ernährung der Klosterbewohner und Walter Burandt über die »Bauforschung am Portal der Klosterkirche« (S. 373–383), deren »rechteckige Türöffnung von einem mit Reliefs geschmückten Türsturz und Tympanon überdeckt« ist (S. 383), die »Hermann Dannheimer anhand motivischer und stilistischer Vergleichsbeispiele in Norditalien« in das 8./9. Jh. datiert (S. 382).

Das vorliegende Buch ist eine wohlgelegene, wichtige Ergänzung und Verbesserung der Publikation von 1966. Der Text ist reich mit Fotos und Zeichnungen illustriert, ein Tafelband mit sorgfältigen Zeichnungen ist beigelegt. Die von mir 1968 in der Besprechung des Buches von Milošević beanstandeten Mängel bei den Zeichnungen hat Dannheimer beseitigt. Viele Fragen sind noch offen, sodass Frauenwörth auch in Zukunft sorgfältig beobachtet werden muss.

Köln

Günther Binding

AXEL LUNGERSHAUSEN, **Buntmetallfunde und Handwerksrelikte des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus archäologischen Untersuchungen in Braunschweig**. Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens Band 34. Verlag Marie Leidorf, Rahden/Westfalen 2004. 352 Seiten mit 52 Schwarzweiß-Tafeln.

Axel Lungershausen hat seine 1998 eingereichte und 2004 vom Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege herausgegebene Göttinger Dissertation einem wichtigen Teilbereich der archäologischen Sachkultur des Mittelalters, den Buntmetallfunden, gewidmet. Neben der Arbeit von Stefan Krabath (ST. KRABATH, Die hoch- bis spätmittelalterlichen Buntmetallfunde nördlich der Alpen. Eine archäologisch-kunsthistorische Untersuchung zu ihrer Herstellungstechnik, funktionalen und zeitlichen Bestimmung. Internat. Arch. 63 [Rahden/Westfalen 2001]; vgl. auch die Rezension von M. BRÜGGLER, Nachr. Niedersachsen Urgesch. 73, 2004, 279–280) liegt nunmehr ein zweites Werk zu einer Fundgruppe vor, zu der es bislang zwar zahlreiche vereinzelte Fundvorlagen und kleinere Beiträge, aber kaum zusammenfassende Darstellungen gab. Krabaths Untersuchung konnte von Lungershausen leider nicht mehr herangezogen werden, da letztere bereits 1998 abgeschlossen und bis zur Drucklegung nicht mehr verändert wurde (S. 191: Arbeitsstand Jahresmitte 1998) – sicherlich keine Ausnahme bei archäologischen Publikationen.

Lungershausens Arbeitsgebiet ist das mittelalterliche Braunschweig mit seinen zahlreichen großen Ausgrabungen der ehemaligen Bezirksarchäologie (seit 2004 Stützpunkt des Landesamtes für Denkmalpflege). Der zeitliche Rahmen spannt sich – über den im Titel genannten Zeitraum hinausgehend – von spätkarolingisch-ottonischer Zeit bis in das 18. Jh. Braunschweig, wichtige Hansestadt in unmittelbarer Nähe zum Montanrevier des Harzes, erscheint in besonderem Maße geeignet, um grundlegende Erkenntnisse zu einem breiten Spektrum der städtischen Buntmetallfunde zu liefern. Die Materialbasis bilden über 300 ausgewählte, teilweise restaurierte Funde. Das Gros stammt aus der Zeit zwischen dem Hochmittelalter und der Frühen Neuzeit und aus allen denkbaren Bereichen des Alltagslebens vom privaten bis in den gewerblichen Bereich. Bestimmte Fundgruppen wurden allerdings von der Bearbeitung ausgeschlossen, etwa unbestimmbare Blechreste, Drähte sowie die große Gruppe der einfachen Nadeln aus Buntmetall. Münzen fanden keine Aufnahme in die Bearbeitung, was der Autor mit der Notwendigkeit einer »eigenen numismatischen Darstellung« begründet (S. 19).

Axel Lungershausen arbeitet interdisziplinär: Er kombiniert die Ergebnisse innerstädtischer Ausgrabungen sowie die Beschreibung und überregionale Einordnung des Fundmaterials mit der exemplarischen Auswertung braunschweigischer Archivalien (Testamente und Inventare) hinsichtlich des Metallbesitzes einzelner Personen bzw. Familien. Ebenso schließt er die Resultate der archäometallurgischen Untersuchung etlicher Funde durch eine Projektgruppe am Institut für Mineralogie der Universität Frankfurt/Main ein. Ein eigenes Kapitel geht auf die archäologischen Nachweise des Metallhandwerks in Braunschweig am Beispiel einer Braunschweiger Stadtgrabung ein. Neben der Untersuchung und Diskussion der Ofenbefunde berücksichtigt der

Autor auch die regelhaft im Fundmaterial vertretenen, spezifischen Hinweise auf das Handwerk wie etwa Werkzeuge, Metallschrott, Schlacken sowie über 500 Tiegel und Tiegelfragmente. Damit stellt er einen umfassenden Ansatz vor, der neben der typologisch-chronologischen Gliederung des Fundmaterials die räumliche Verbreitung der jeweiligen Metallgegenstände sowie deren technologische Merkmale umfasst.

Die Arbeit ist in neun Hauptteile (A–I) aufgeteilt. Unterkapitel sind mit arabischen Zahlen aufgeschlüsselt; umständliche längere Zahlenkolonnen wurden weitgehend vermieden. In einer kurzgefassten Einleitung (Teil A) beschreibt Lungershausen die Rahmenbedingungen seiner Arbeit und geht knapp auch auf die Geschichte der Stadt Braunschweig ein. Hier definiert er auch das Ziel seiner Arbeit; es gilt, »das Material typologisch-chronologisch zu gliedern und in seiner räumlichen Verbreitung zu beschreiben sowie unter Bezugnahme auf die Relikte des Buntmetallhandwerks auch technologische und wirtschaftliche Aspekte zu erläutern« (S. 13).

Im archäologischen Hauptteil der Arbeit (Kapitel B) legt Lungershausen sein Fundmaterial, getrennt nach den Kategorien Kleidungsbestandteile und Schmuck – die materialstärkste Kategorie –, Toilettegerät, Frömmigkeit, Essen und Trinken, Hausrat, Fahr- und Reitwesen, Handel und Handwerk sowie Varia (noch 17 % der Gesamtfundmenge) vor. Die hier gewählte Unterteilung stellt dabei sicherlich nur eine von mehreren denkbaren Gruppierungen des Fundmaterials dar: Krabath etwa gliederte sein Fundmaterial in Hausrat, Schrift- und Buchwesen, Waagen und Gewichte, Trachtbestandteile, Ohrhörnchen, Ausstattung von Pferd und Reiter, Möbelbestandteile und Baumaterialien, Beschläge verschiedener Funktionen, Plomben, Münzen, (hier zusammengefasst) Produktionsrelikte und Werkzeuge. Wie bei wohl jeder Unterteilung archäologischer Realien gibt es auch bei Lungershausen dabei gewisse Überschneidungen bzw. schwierige Zuweisungen, worauf der Autor selbst bereits auf S. 19 verweist. So werden etwa Buchbeschläge und Schreibgriffel zwei verschiedenen Kategorien – Hausrat sowie Handel/Handwerk – zugeordnet; Schwertortband und Messerscheidenbeschläge finden sich in der Kategorie »Kleidungsbestandteile und Schmuck«. Für jede Kategorie gibt es mehrere Untergruppen, in denen Lungershausen die Funde beschreibend vorstellt, zeitlich einordnet und funktional deutet, oftmals ergänzt durch überregionale Verbreitungskarten. Zahlreiche Textabbildungen zeigen Vergleichsfunde, aber auch Typentafeln, Rekonstruktionen und Umzeichnung nach zeitgenössischen Quellen. Die Datierung der meisten Buntmetallfunde kann oftmals nur über die Beifunde – so vorhanden – erfolgen, da erstere »nur in wenigen Fällen eine präzise zeitliche Ansprache aus sich selbst heraus zulassen« (S. 189). Hin und wieder wünscht man sich daher, den Fundzusammenhang zumindest einiger herausragender Funde mittels einer kurzen Anmerkung etwas genauer kennen gelernt zu haben – immerhin 36 % des Materials stammen

aus Aufschüttungslagen und ein Viertel aus genauer ansprechbaren Befunden (S. 190). Die in Kapitel B enthaltenen Fundbeschreibungen verkürzen ganz erheblich den Katalogteil; hin und wieder schiebt Lungershausen auch Exkurse zu besonderen Fundgruppen wie den hochmittelalterlichen Messerscheidenbeschlägen oder dem Braunschweiger Gewichtssystem in Mittelalter und Neuzeit ein.

Im folgenden Teil C befasst sich Lungershausen zunächst mit den erhaltenen Braunschweiger Archivalien des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Am Beispiel einer Stadtgrabung vergleicht Lungershausen das Fundmaterial mit dem in Testamenten überlieferten Metallbesitz. Man befindet sich hier im Mittelalter in einer »gehobenen Wohnlage«, die archäologisch recht gut untersucht ist und aus der – parzellenbezogen – Testamente und Inventare vom 14.–18. Jh. erhalten sind. In tabellarischer Form stellt der Autor jeweils die von den einzelnen Parzellen vorliegenden Buntmetallfunde den urkundlich erwähnten Realien gegenüber. Die krasse Differenz zwischen überlieferten Realien und dem oftmals beachtlichen, schriftlich fixierten Buntmetallbesitz einzelner Personen oder Familien erklärt sich aus dem intensiven Recycling, dem ausgediente oder beschädigte Gegenstände aus diesem Material oftmals unterworfen waren. So sind etwa Wandungsteile von Buntmetallgefäßen im archäologischen Befund recht selten (die metallenen Grapenfüße kommen interessanterweise deutlich häufiger vor). Gerade größere Gegenstände waren also einem intensiven Recycling unterworfen. Somit ergibt das Fundmaterial einen »Zerrspiegel« (S. 143), der schwerlich Rückschlüsse auf den ehemaligen Bestand, aber sehr wohl zumindest schlaglichtartige Hinweise auf die gesellschaftliche Stellung der Parzellenbewohner zulässt.

Im Teil D konzentriert sich Lungershausen auf das städtische Buntmetallhandwerk und seine archäologischen Zeugnisse, bei denen es sich in erster Linie um Funde in Gestalt von Ofenfragmenten (etwa Rostplatte) und um Tiegel handelt – spezifische Befunde sind rar. Der Vielzahl metallhandwerkstypischer Werkzeuge ist darüber hinaus nur aus spätmittelalterlichen Inventaren ersichtlich. Zunächst umreißt er das aus den Schriftquellen erschlossene, vielfältige Bild der verschiedenen mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Buntmetallhandwerker. Das anschließende Archäometrie-kapitel – das durchaus auch als eigener Teil hätte ausgliedert werden können – konzentriert sich ganz auf metallurgische Aspekte wie die Legierungszusammensetzungen und die Erz-Provenienzanalyse. Die Ergebnisse der zerstörungsfrei bzw. -arm angelegten Beprobung von über 50 zumeist hochmittelalterlichen Funden weisen zwar in bis zu drei Vierteln der Fälle auf den Rammelsberger Kupfererzabbau im Harz, doch ein abschließender Beweis ist nicht möglich. Für eine Reihe einzelner, teils herausragender Funde aus Buntmetall gelingen hingegen verlässliche Provenienzzuweisungen, die eine Identifizierung als Importe ermöglichen bzw.

bestätigen. An einem besonders geeigneten Fallbeispiel werden sodann die im archäologischen Befund erkennbaren Handwerksrelikte, die hier für das 13. Jh. die Verarbeitung von Kupferlegierungen im Tiegelgussverfahren belegen, diskutiert (S. 178 f.). Dabei geht Lungershausen auch auf mögliche Schmelzofenkonstruktionen ein.

In einer mit zweieinhalb Seiten doch sehr kurzgefassten Schlussbetrachtung (Teil E) umreißt der Autor noch einmal die Gesamtheit seiner Ergebnisse. Dieser Teil folgt in englischer Übersetzung. Ein umfangreiches, 14 Seiten langes und die Literatur bis 1997 berücksichtigendes Literaturverzeichnis (Teil F) rundet den Textteil ab. Der folgende Tafelteil (Teil G) bietet 45 Seiten qualitativvoller, einheitlicher Zeichnungen, gefolgt von sieben Seiten Schwarzweiß-Fotos. Der Autor legt sein Fundmaterial hier nach seinen Kategorien (s. o.) getrennt vor. Die Reihenfolge der Materialvorlage im Tafelteil weicht dabei stellenweise von der im Textteil B gewählten Abfolge der Untergruppen ab – eine Vereinheitlichung hätte hier sicherlich nicht geschadet. Im Katalogteil (Teil H) führt Lungershausen die Buntmetallfunde, Tiegel und Handwerksrelikte separat und jeweils nach Grabungen getrennt auf. Der Katalog ist dabei unter Verwendung zahlreicher Abkürzungen bewusst kurz gehalten. Unter den Anhängen abschließend hervorzuheben ist eine hilfreiche, umfassende Auflistung zu verschiedenen Metallverarbeitungstechniken.

Lungershausens Vorlage des umfangreichen Fundmaterials aus den Braunschweiger Ausgrabungen ist ein gutes Beispiel einer modernen archäologischen Publikation mit interdisziplinärem Ansatz. Menge und Qualität der Realien aus Buntmetall rechtfertigen zweifellos eine gesonderte Vorlage dieser Fundgruppe, losgelöst aus dem jeweiligen Befundzusammenhang, der dennoch bei der Datierung berücksichtigt wird. Für die – nicht nur städtische – Bodendenkmalpflege werden die Arbeit und ihr Katalog- und Tafelteil in Zukunft ein wichtiges Referenzwerk zum Fundmaterial aus einem der wichtigsten Werkstoffe des Mittelalters darstellen. Außer bei dieser »Kerngruppe« dürfte die Arbeit Lungershausens etwa hinsichtlich der Herstellung von Repliken auch bei interessierten Laien auf Interesse stoßen. Das Werk kann überdies Ausgangspunkt weiterer kulturhistorischer oder sozialtopographischer Untersuchungen sein. Nicht zuletzt belegt die vorliegende Arbeit eindrucksvoll die Aktivität der von Hartmut Rötting und Michael Geschwinde geleiteten Braunschweiger Archäologie: Nach der Vorlage der städtischen Glasfunde durch Martina Bruckschen (M. BRUCKSCHEN, Glasfunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Braunschweig [Rahden/Westfalen 2004]) ist die Arbeit von Axel Lungershausen nun der zweite große Auswertungsband, der Teilergebnisse jahrzehntelanger, erfolgreicher Arbeit einem breiten Publikum zugänglich macht.

Bonn

Bernd Steinbring

WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

JOHANNA KINNE, *Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Georg Loeschcke von 1889 bis 1912*. Michael Imhof Verlag, Petersberg 2004. 224 Seiten

Für die Entwicklung der Klassischen Archäologie als Wissenschaftsdisziplin und als Universitätsfach im 19. Jh. war die Gründung des Akademischen Kunstmuseums der Universität Bonn ein besonders wichtiger Markstein. Insofern lag es nahe, die Geschichte dieser Institution unter Rückgriff auf die noch vorhandenen Aktenbestände aufzuarbeiten und in detaillierten Einzelstudien darzustellen. Den Anstoß dazu hat Nikolaus Himmelmann gegeben. Mittlerweile liegen in diesem Programm drei Bände vor.

Wolfgang Ehrhardt hat in seiner Untersuchung ›Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Friedrich Gottlob Welcker und Otto Jahn‹ (Opladen 1982) die Gründungsgeschichte und die erste Entwicklungsphase des Akademischen Kunstmuseums bis 1869 detailliert dargestellt. Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt auf den institutionengeschichtlichen Aspekten des Themas – dem Aufbau des Museums als Einrichtung der 1818 neu gegründeten Bonner Universität in Konkurrenz zu dem 1820 auf Initiative von Wilhelm Dorow gegründeten ›Museum Rheinisch-Westphälischer Altertümer‹ (dem späteren ›Rheinischen Landesmuseum‹).

Wilfred Geominy behandelt in seiner ebenso detaillierten Studie ›Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Reinhard Kekulé‹ (Amsterdam 1989) die weitere Entwicklung des Instituts in der Zeit von 1870 bis 1889. Seine Arbeit ist stärker personengeschichtlich ausgerichtet und bietet eine vollständige Biographie Kekulés, in der aber dessen Aktivitäten und Leistungen während seiner Amtszeit in Bonn im Mittelpunkt stehen.

An diesem Vorbild orientiert sich offenbar auch die hier anzuzeigende Bonner Dissertation von Johanna Kinne. Da es bisher noch keine monographische Biographie über Loeschcke gibt, ist zunächst einmal als Positivum hervorzuheben, dass Kinne mehr bietet, als die Formulierung des Titels erwarten lässt, und in ihre Darstellung in angemessener Ausführlichkeit auch die Phasen in Loeschckes Leben vor und nach seiner Bonner Amtszeit einbezieht. Sie legt also im Prinzip eine vollständige Biographie Loeschckes vor, deren Schwerpunkt allerdings (titelgemäß) die Darstellung von Loeschckes Aktivitäten und Erfolgen beim weiteren Auf- und Ausbau der Sammlungen des Akademischen Kunstmuseums bildet, durch die es erst in vollem Umfang zu einem archäologischen Lehr- und Forschungsinstitut wurde. Die sehr detaillierte Darstellung dieser Phase in Loeschckes Leben macht denn auch etwa die Hälfte des Textes aus.

›Teil I‹ mit dem Titel ›Zur Biographie G. Loeschckes‹ beginnt mit den üblichen (hier sehr knapp gehal-

tenen) Angaben zu Familie und Schulzeit sowie zu den ersten vier Studiensemestern in Leipzig (Kap. 1), wo Loeschcke Adolf Furtwängler kennen lernte. Die erhaltene, aber noch nicht edierte Korrespondenz der beiden Freunde aus den Jahren 1873 bis 1904 ist über weite Strecken eine zentrale Quelle für die weitere Darstellung – zunächst über die ›Studienzeit in Bonn‹ (Kap. 2), die 1876 mit der Dissertation über ein althistorisches Thema abgeschlossen wird, dann über ›Die Reisejahre‹ 1877–1879 (Kap. 3) als Stipendiat des deutschen Archäologischen Instituts (DAI) mit Studien- und Forschungsreisen in Italien und Griechenland sowie zu verschiedenen Museen in Deutschland und Westeuropa. In diesen Jahren bearbeiteten Loeschcke und Furtwängler auch – im Auftrage des DAI – die keramischen Funde aus Schliemanns Grabungen in Mykene (›Mykenische Thongefäße‹, 1879).

Ausführlich behandelt Kinne sodann (Kap. 4) Loeschckes Zeit als Professor in Dorpat (1879–1889): seine Berufung, seine Tätigkeit als akademischer Lehrer, seine Bemühungen um den Ausbau des dortigen Kunstmuseums, seine Aktivitäten im kulturellen Umfeld der Universität sowie seine Forschungen zur baltischen Heimatgeschichte mit ersten eigenen Grabungserfahrungen bei der Untersuchung mittelalterlicher Gräber in der Region. Das Kapitel endet mit einigen Bemerkungen zu Loeschckes (bekanntlich nicht sehr umfangreicher) Publikationstätigkeit und zu seiner Berufung nach Freiburg im Jahre 1889, der er aber nicht folgte, weil er bald darauf einen Ruf an die Universität Bonn erhielt.

Damit beginnt der Hauptteil (II) des Buches, dem Kinne den Titel ›Das Akademische Kunstmuseum unter Georg Loeschcke‹ gibt, obwohl vom Akademischen Kunstmuseum als Institution erst 31 Seiten später (in den Kapiteln 6–9) die Rede ist. Das Kapitel über Loeschckes ›Lehr- und Forschungstätigkeit in Bonn‹ (Kap. 5) hätte konsequenterweise noch in Teil I gehört. In ihm schildert Kinne zunächst Loeschckes Berufung nach Bonn, seine Lehr- und Vortragstätigkeit, die von ihm veranstalteten archäologischen Ferienkurse für Gymnasiallehrer und seine Aktivitäten zur Förderung der Frauenbildung. Nur kurz (zu kurz!) behandelt wird Loeschckes Verhältnis zum ›Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande‹ und (unter dem Titel ›Ämter, Auszeichnungen und Ehrungen‹) seine zunächst nicht ganz einfache Stellung im Kreis der altertumswissenschaftlichen Kollegen an der Universität. Es folgt eine zusammenfassende Darstellung von Loeschckes ›Grabungen und Forschungen am Limes‹, seinen Grabungen in Haltern und seinen Forschungen zu römischen Denkmälern in Trier und Umgebung.

In Kap. 6 (›Der archäologische Apparat‹) schildert Kinne Loeschckes Aktivitäten zum Ausbau der Bibliothek des Akademischen Kunstmuseums – vor allem durch den Ankauf der Bibliotheken von Theodor Mommsen (1905) und Hermann Usener (1906) – so-

wie des Lehrapparats (Fotos und Dias). Sehr ausführlich werden dann ›Der Ausbau der Gipsabgussammlung‹ und ›Die Arbeiten an den Gipsabgüssen‹ (Kap. 7) sowie ›der Aufbau der Originalsammlung‹ (Kap. 8) behandelt – mit 60 Seiten das Kernstück des Buches –, wobei die Autorin besonderen Wert darauf legt, die Kriterien herauszuarbeiten, die für Loeschcke beim Erwerb von Abgüssen und Originalen maßgebend waren. Die Zugänge zu den Sammlungen werden im Anhang (Kap. 14) noch einmal in Listenform chronologisch zusammengestellt. Da die Zugänge im Text nach Gattungen behandelt werden, ergeben sich aus diesen Liste weitere Erkenntnisse zu Loeschckes Erwerbungsaktivitäten.

Als Folge der weiteren Erweiterung der Sammlungen und der Bibliothek des Akademischen Kunstmuseums ergaben sich erhebliche Raumprobleme, die erst durch einen Erweiterungsbau gelöst werden konnten, der am 4. 11. 1908 eröffnet wurde. Die damit verbundenen Planungen, Verhandlungen und Probleme werden in Kap. 9 eingehend dargestellt. Es folgt ein kurzes (streng genommen auch nicht in Teil II gehörendes) Kapitel über Loeschckes Berufung nach Berlin, seine dortigen Aktivitäten in den Jahren 1912–1915 und seinen Tod (Kap. 10) sowie einige Informationen über ›Die Georg Loeschcke-Stiftung‹ (Kap. 11).

Im Anhang (Teil III) folgen 962 Anmerkungen (S. 174–183) und (auf 41 Seiten) verschiedene Listen: eine Übersicht über die benutzten Quellen und Veröffentlichungen, die bereits erwähnte ausführliche Liste der Zugänge zu den Sammlungen (S. 191–218), Loeschckes Veröffentlichungen, die von ihm betreuten Dissertationen (warum nicht auch die Habilitationen?) und eine Übersicht über ›Mitgliedschaften, Ernennungen, Ehrungen, Auszeichnungen‹ – außerdem ein ›Personenverzeichnis zum Text‹.

Ich habe das Buch von Kinne zweimal gelesen. Zum ersten Mal im Zusammenhang mit Studien zur Geschichte der Archäologie und der archäologischen Museen in Bonn, und bei dieser Lektüre stand zunächst das Interesse an den mitgeteilten Fakten im Vordergrund. Der Gesamteindruck war durchaus positiv: eine zumeist gut lesbare, vorwiegend aus bisher unerschlossenen Quellen erarbeitete sehr (manchmal allerdings auch zu sehr) detaillierte Darstellung, die vor allem wegen der zahlreichen Zitate aus der Korrespondenz mit Furtwängler und aus von Loeschcke verfassten Berichten ein lebendiges Bild von seiner Person und seinen Aktivitäten vermittelt.

Bei der zweiten Lektüre (zur Vorbereitung dieser Rezension) musste die Lupe des Kritikers zur Hand genommen werden – und bei näherer Betrachtung mit diesem Instrument wurden bald einige konzeptionelle und organisatorische Schwächen deutlich, die den Wert des Buches – insbesondere für den Leser, der es gern etwas genauer wissen möchte – nicht unerheblich beeinträchtigen.

So macht Kinne es dem um ein genaues Verständnis ihres Textes bemühten Leser nicht immer leicht, denn sie konfrontiert ihn mehrfach mit Sachverhalten und Ereignissen, die ohne erläuternde Informationen nicht

verständlich sind (oder erst durch weitere Recherchen im Buch selbst verständlich werden). Auch zu den im Text genannten oder in den Quellen zitierten Personen (ohne erkennbare Regel mal mit, mal ohne Vornamen) gibt es zumeist keine ergänzenden Hinweise oder Erläuterungen. Nur in seltenen Fällen findet man solche, wenn man über den Index die anderen Erwähnungen einer Person aufsucht (z. B. bei Georg Karo). In der Regel wird nur der Name erwähnt, über die Person erfährt man nichts – nicht einmal über die großzügige Gönnerin des Instituts Frau Ellen Waldthausen, die mehr als 25-mal als Geldgeberin für Ankäufe genannt wird.

Zu Recht macht Kinne ihre Leser darauf aufmerksam, dass sich in ihrer Darstellung »gedankliche und zeitliche Überschneidungen nicht vermeiden ließen« (S. 11). Leider verzichtet sie in diesen Fällen fast vollständig auf Binnen- bzw. Rückverweise. Zumindest bei der Nennung von Dissertationen im Text hätte auf die Liste der »bei Loeschcke geschriebenen Dissertationen« (S. 220 f.) verwiesen werden müssen und bei den im Text sehr pauschal erwähnten »vielen Anerkennungen und Auszeichnungen« (S. 62) auf die entsprechende Liste im Anhang (Kap. 15.3).

Auf ein dornenvolles Problemfeld gerät der Leser, der sich daran macht, die mitgeteilten Informationen zu verifizieren. Das liegt vor allem daran, dass die Autorin das Verzeichnis der »benutzten Quellen und Veröffentlichungen« (Kap. 13) teils systematisch (›13.1 Quellen‹), teils alphabetisch (›13.2 Sonstige Literatur‹) geordnet hat. Dabei sind mit ›Quellen‹ nicht nur ungedruckte Archivalien gemeint, sondern sehr wohl auch (freilich schwer zugängliche) Veröffentlichungen. Kinne hätte eine über die reine Lektüre hinausgehende Benutzung ihres Buches sehr erleichtert, wenn sie – wie üblich – die von ihr zitierten Quellen in einer einzigen, durchgehend alphabetisch sortierten Liste verzeichnet hätte und wenn sie zudem dem Kap. 13 zur Orientierung des Lesers eine zusammenfassende Information über die Quellenlage vorangestellt hätte (Ansätze dazu finden sich im Text verstreut auf S. 10, 29 und 86 f.).

So kann man dem Leser nur raten, sich zunächst intensiv mit dem (in sich nach unterschiedlichen Prinzipien gegliederten und dadurch sehr unübersichtlichen) Kapitel 13.1 zu befassen, um Zugang zu dem recht ungewöhnlichen und umständlichen Zitiersystem von Kinne zu finden. In der Regel gilt: Wer da sucht, der wird finden – wenn auch zuweilen nur mit einiger Mühe. In einigen Fällen bleibt die Suche allerdings ohne Erfolg und der Leser findet für manche Abkürzung keine Auflösung.

Nicht immer stimmt die Zitierweise von Quellen in den Anmerkungen mit der im Verzeichnis der »benutzten Quellen und Veröffentlichungen« überein. Manche Verweise sind irreführend oder falsch, und im alphabetisch geordneten Verzeichnis ›Sonstige Literatur‹ (Kap. 13.2) gibt es einige Fehler in der alphabetischen Sortierung durch den Computer, die sich zwar von selbst erklären, aber das Auffinden der betreffenden Titel erschweren.

Das ›Personenverzeichnis zum Text‹ (Kap. 15.4) enthält nicht nur die im Text erwähnten Namen, sondern auch die Namen der in den Anmerkungen und im Literaturverzeichnis (Kap. 13) genannten Autoren – dies allerdings nicht in konsequenter Vollständigkeit. Dies gilt auch für die Autoren der von Loeschcke betreuten Dissertationen (Kap. 15.2), ohne dass dabei ein Auswahlprinzip erkennbar wird. Nicht aufgenommen worden sind leider die in den Zugangslisten (Kap. 14) genannten Namen, obwohl diese gerade für weiterführende Untersuchungen zum Antikenhandel jener Zeit von Interesse sein könnten.

Als Fazit ist zu konstatieren, dass die wissenschaftliche Benutzung von Kinne sehr nützlichem Buch durch die erwähnten Mängel nicht unerheblich beeinträchtigt wird. Bedauerlicherweise ist es ganz offensichtlich unterblieben, die Dissertation bei der Vorbereitung für die Veröffentlichung noch einmal eingehend redaktionell zu überarbeiten.

So verdienstvoll es ist, dass Kinne für ihre Darstellung eine Fülle bisher unveröffentlichter oder schwer zugänglicher Quellen erschlossen und damit viele neue Fakten ermittelt hat, so bedauerlich ist es, dass sie über diesen Horizont der Quellenpräsentation in der Regel nicht hinausgeht und auf eigene Recherchen oder weiterführende Informationen auch da verzichtet, wo es vom thematischen Zusammenhang eigentlich nahe gelegen hätte. Mitgeteilt wird nur, was in den ausgewerteten Quellen gefunden wurde. Wer mehr wissen will, ist auf eigene Recherchen angewiesen.

Diese Abstinenz geht so weit, dass etwa zu Kap. 5.6 nicht einmal das Buch von G. JOHN, 150 Jahre Verein von Altertumsfreunden im Rheinland (Köln 1991), zitiert wird bzw. zu Loeschckes Mitwirkung in der Zentralkommission des DAI bei der Gründung der Römisch-Germanischen Kommission die im Jahre 2002 erschienenen Beiträge zur Geschichte dieser Institution (Ber. RGK 82, 2001, 103 ff). Auch auf die ebenfalls 2002 erschienene sehr informative Studie von Winfried Sühlo über die Bibliothek von Theodor Mommsen wird nur in Form einer Ankündigung (Anm. 391) und zudem mit irreführenden bibliographischen Angaben hingewiesen (›Handwerkszeug und Mythos. Über das Schicksal der Bibliothek von Theodor Mommsen. In: A. JAMMERS u. a. [Hrsg.], Die besondere Bibliothek oder: Die Faszination von Büchersammlungen [München 2002] 205–228).

Das »Hauptziel« ihrer Arbeit, »die gesamte Leistung Loeschckes für das Akademische Kunstmuseum ... aufzudecken und darzustellen« (S. 10), erreicht Kinne vorwiegend durch eine Fülle von Einzelinformationen, unter weitgehendem Verzicht auf zusammenfassende Darstellungen oder wertende Resümees. So ist denn auch ihr Versuch einer Würdigung Loeschckes am »Schluss« des Buches (S. 172f.) kein eigentliches Fazit aus den vorangegangenen sehr detaillierten Einzeluntersuchungen, sondern bleibt – gestützt auf einige wenige Zitate Loeschckes und seines Nachfolgers Franz Winter – eine wenig konturierte Skizze.

Bonn

Jochen Briegleb

